erm. sp. 503 ms (1
germ. sp. 503 ms

Bremen's

Volkssagen.

Herausgegeben

von

Friederich Wagenfeld.

Erster Band.

Bremen.

Verlag von Wilh. Kaiser.

1845.

REGIA MONACENSIS

340. D.

Germ. sp. 103 ms/1.

Bremen.

Druck von F. C. Dubbers.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

50 Bg

Vorwort.

Der wissenschaftliche Sagensammler muß eigentlich, einem ernsten Kärrner gleich, Alles bringen, was er findet, und wie er es findet. Das mag von großem Nutzen sein für die Untersuchungen über das germanische Alterthum. Ich glaube keiner Rechtfertigung zu bedürfen, daß ich die Sache aus einem mehr heitern Gesichtspunkt aufgefaßt habe; indeß werden einige Worte über die Einkleidung nicht überflüssig sein.

Manche Sage hat sich in ihrer ganzen Reinheit im Munde des Volks erhalten. Wer an einer solchen das Geringste ändern wollte, würde sie gänzlich verderben. Andere sind schon getrübter, und man sieht sich genöthigt, aus den verschiedenen Erzählungen den ursprünglichen Faden erst herauszusuchen, was indessen selten Schwierigkeiten hat. Eine dritte Art ist endlich die, wo sich nur Bruchstücke vorfinden, in denen aber, denkt man sich dieselben in einem möglichen Zusammenhang, oft die meiste Poesie liegt. Ich glaube keinen Tadel zu verdienen, wenn ich in diesem Fall einen solchen, durch Verflechtung mit Ereignissen aus der bremer Vorzeit, zu vermitteln gesucht habe. Denn die Sage enteilt unsern Mauern mit raschen

Schritten, und ich meine, das kommende Geschlecht wird es uns Dank wissen, wenn wir auch dergleichen kleinere Stücke von dem flatternden bunten Mantel der Enteilenden zu erhaschen suchen, ehe sie uns ganz entschwindet. — Man wird es ferner nicht mißdeuten, daß ich auch einzelne kurze, reinhistorische Notizen gebracht, da ich bloß solche gewählt habe, welche einen Beitrag der Sittengeschichte und Meinungen unserer Vorfahren in der Sagenzeit liefern. Da sich während der Herausgabe dieser Hefte der Stoff noch bedeutend gehäuft hat, so konnten manche Sagen hier keine Aufnahme finden. So, um nur einige zu nennen, die Erzählungen von den Fahrten der Bremer ins heilige Land, von Gottes Allerheiligen Flut und die wunderbaren Sagen von den Stedingern, jenem Volke das einen großen Theil des jetzigen Stadtgebiets bewohnte, gegen welche, wie gegen die Saracenen ein großes Heer von Kreuzfahrern zu Felde zog, und von dessen Tapferkeit die Chroniken des fernsten Auslandes mit Bewunderung sprechen, während sie ihre wunderlichen nächtlichen Zusammenkünfte mit Abscheu erzählen. Ich glaube deshalb, daß es meinen zahlreichen Gönnern und Freunden nicht unangenehm sein werde, wenn ich noch einige Hefte folgen lasse.

Bremen, im December 1844.

Friederich Wagenfeld.

Inhalt.

		Seite
I.	Die Bremer Gluckhenne	1
II.	Kindeshand, die sich an der Mutter vergreift, wächst zum Grabe heraus	2
III.	Die Gräfin Emma und der Krüppel	7
IV.	Der Scharfrichter Adelarius und der Teufel Bassa	12
	1. Das Klingen des Schwertes	12
	2. Die Seeräuber	14
	3. Fabian	18
	4. Das Gericht	22
	5. Das Treiben des Gastes	26
	6. Der Zauberer Wolfgang Albrecht	33
	7. Der Teufel Bassa	40
	8. Die Hochzeit des Meisters	45
V.	Blutregen	49
VI.	Feuerregen	50
VII.	Der gottlose Armenvogt	53
VIII.	Schreckliche Mißgeburt	53
IX.	Dreifacher Nonnenmord durch eine Magd entdeckt	54
X.	Das Wunderhorn	61
XI.	Von einer großen Theurung im 9. Jahrhundert	62
XII.	Von der Marterburg	63
XIII.	Hojer's Himmelfahrt	64
XIV.	St. Anschar's Traum	65
XV.	Adaldag's Traum	66

		Seite
XVI.	Der alten Friesen Seeabenteuer	66
XVII.	Wunderbare Wirkung des Genusses des heiligen Abendmahls	68
XVIII.	St. Victors Erscheinung im Dom	69
XIX.	Der Mehlkasten des Dombechanten	70
XX.	St. Oleffs Sarg	71
	1. Die Huldigung des Erzbischofs	71
	2. Der Sarg	76
	3. Johann Knecht	82
	4. Die Ausfahrt	86
	5. St. Oleff	98
	6. Der Pokal	107
XXI.	Raubmord in der Pelzerstraße 1527	118
XXII.	Sagen von St. Rembertus	119
XXIII.	Dirk Dröge und Gretje Schröder	122
XXIV.	Das verhängnißvolle Würfelspiel	123
XXV.	Der Erzbischof am Brückethor	123
XXVI.	Die sieben Faulen	124
XXVII.	Hänschen von Halberstadt	135
	1. Der quade Johann von Weihe	135
	2. Die Landsknechte	139
	3. Des Erzbischof's Zorn	145
	4. Zerstörung des Klosters St. Pauli	158
	5. Der Feldhauptmann	164
XXVIII.	Sagen vom Erzbischof Adalbert	181
XXIX.	Der Stadtverräther Peter Öhr	187
XXX.	Der Erbschlüssel entdeckt die Diebe	187
XXXI.	Der Giftmischer Blentermann	189
XXXII.	Mordanfall 1640	190
XXXIII.	Die Jungfrau mit dem Schweinskopf	191
XXXIV.	Johann Tallage	192
XXXV.	Hans Lövens	193

		Seite
XXXVI.	Der blinde Lür Murken und Ernst Rinnen. 1639	193
XXXVII.	Der Schusterjunge und der Teufel	194
XXXVIII.	Der Markvogt Henrich Kattau	195
XXXIX.	Der alte Franzose Thomas	196
XXXX.	Mord in Eden Keller	250
XXXXI.	Hans von Pommern	251
XXXXII.	Schinrink's Stein	252
XXXXIII.	Die Gründung der Stadt Riga durch die Bremer	253
XXXXIV.	Pölke Stubben und Gretke Kramers	259
XXXXV.	Das verhängnißvolle Dutzen	264
XXXXVI.	Der blutige Bruderkuß	265
XXXXVII.	Hahl-awar	290

Seite
XXXVI. Der blinde Lür Wurten und Ernst Münnen. 1689 193
XXXVII. Der Schusterjunge und der Teufel 194
XXXVIII. Der Markvogt Henrich Kattau 195
XXXIX. Der alte Franzose Thomas 196
XXXX. Mord im Eben Keller 250
XXXXI. Haus von Pommern 251
XXXXII. Schinkels Stein 252
XXXXIII. Die Gründung der Stadt Riga durch die Bremer 253
XXXXIV. Pölle Stubben und Grete Kramers 259
XXXXV. Das verhängnißvolle Duzen 264
XXXXVI. Der blutige Bruderkuß 265
XXXXVII. Haßt-aunt 290

I.

Die Bremer Gluckhenne.

Der Himmel war trübe und bewölkt und schaute drohend herunter auf ein Häuflein armer heimathlosen Menschen, Männer, Weiber und Kinder, die mit ihren Kähnen mitten im Strom fischten. Sie hatten sich den Ueberfällen ihrer mächtigen Nachbarn entzogen; ihr ärmlicher Besitz freilich war nicht geeignet die Raubluſt derselben zu reizen. Denn sie hatten nichts als ein Paar Bretterhütten und ihre Kähne und Netze. Die hätten sie gern hingegeben, wenn sich der Feind damit hätte abfinden lassen, konnten sie doch diesen Verlust in wenigen Tagen ersetzen. Aber sie hatten noch ein anderes Gut, das der Feind anzutasten drohte, das war die Freiheit. Die hielten sie höher als Gold und wollten sie sich bewahren, um jeden Preis, selbst mit Aufopferung der geliebten väterlichen Wohnsitze.

So lagen sie denn im Flusse und spähten umher, ob nicht irgend ein günstiges Vorzeichen zu entdecken sei. Denn der Ort war so heimlich und der Fluß so fischreich, daß sie sich gern an diesem Ufer niedergelassen

hätten. Aber es ward Abend, und sie waren sehr traurig, daß die Geister des Landes ihnen kein Zeichen gesandt und zu sich eingeladen; sie jammerten und wehklagten und waren trostlos, daß sie nun weiter ziehen müßten aus dieser schönen Gegend.

Jetzt drang plötzlich ein Strahl der sinkenden Sonne durch das Gewölk und erhellte die ganze Landschaft mit einem wundersamen Glanz. Da bemerkten sie eine Henne; die sich und ihren Küchlein einen sichern Ruheplatz suchte für die Nacht, und jubelnd sprang alles Volk aus den Schiffen, um der Henne zu folgen, die mit ihrer kleinen Schaar einen Hügel hinanging und sich mit ihrer Brut im hohen Heidekraut verbarg. Sie beschlossen nun, dies Ereigniß, worin sie ein Schild und Spiegel ihrer eignen Lage erblickten, anzusehen als ein günstiges Zeichen und an der Stelle, wo die Henne ein schützendes Obdach gefunden, ihre Hütten wieder aufzuschlagen. Dieser Hügel sollte fortan der Hort der Freiheit sein

So wurde in uralter Zeit der Grund gelegt zu der Stadt Bremen, und da die neuen Ansiedler sich hauptsächlich vom Fischfange nährten, so mag man mit vollem Rechte sagen, daß das Fischeramt das älteste sei in der Stadt. Die Henne aber mit ihren Kleinen sieht man deutlich ausgehauen über dem zweiten Rathhausbogen und gilt noch heutiges Tags weit und breit für ein Wahrzeichen der Stadt Bremen.

II.

Kindeshand, die sich an der Mutter vergreift, wächst zum Grabe heraus.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts wohnte eine arme Wittwe in der Nähe des Jodenbergs vor dem Doventhore in einem Häuschen, das ihr die reiche Schwanke geschenkt hatte, die Frau Conrads von Verden, bei deren Eltern sie lange Jahre als treue und fleißige Magd gedient hatte, weshalb sie auch in ihren alten Tagen von dieser mancherlei Unterstützungen erhielt. Freilich hatte sie eine Tochter, die in der Stadt an einen wohlhabenden Mann, einen Gerber verheirathet war; aber dieselbe war von harter und stolzer Gemüthsart, und als der Rath zu jener Zeit den Gerbern ihre Rolle gab, wodurch sie die Berechtigung erhielten, in Zukunft eine Zunft zu bilden, so fuhr der Hochmuthsteufel so ganz und gar in die neue Frau Meisterin, daß sie sich der Mutter schämte und ihr am Ende sogar verbot, je wieder ihr Haus zu betreten.

Die alte Frau war stumpf und gebrechlich, selbst mit dem Spinnen wollte es nicht mehr vorwärts, und sie hätte umkommen müssen ohne die Hülfe fremder Leute. Aber das nahm ein Ende mit Schrecken, als der mächtige Conrad von Verden, der sich in Verbindung mit seinen reichen Vettern mehrere Gewaltthaten erlaubt hatte, mit seiner ganzen Sippschaft und der Stadt vertrieben wurde. Da konnte sie nicht mehr mit ihrem Henkeltopf hingehen, um von der Frau Schwanke die Ueberbleibsel des Mittagsmahles zu holen, wie sie

seit Jahr und Tag gewöhnt war, und nun trieb sie die bittere Noth, die Mildthätigkeit ihrer Tochter in Anspruch zu nehmen; es war ein harter Schritt für sie, und mit zitternder Hand langte sie nach dem Stabe, womit sie ihren schwankenden Gang schon seit längerer Zeit zu unterstützen gezwungen war.

Unterwegs stand sie mehrmals still; sie fürchtete einen heftigen Auftritt mit ihrer Tochter, und überlegte, ob es nicht gerathener sei, ihre Noth jedem Andern zu klagen, als eben ihrem Kinde, als sie plötzlich vor dem Hause ihres Schwiegersohns stand. Noch einen Augenblick war sie unschlüssig; dann aber ermannte sie sich und trat hinein. „Ist sie doch meine Tochter, mein einziges Kind," murmelte sie leise vor sich hin: — „Gott der Herr und der heilige Willhadus werden ihren harten Sinn ändern."

Sie trat in die Wohnstube, wo sie die ganze Familie beim Mittagsessen vereinigt fand. Sie war zuerst sehr verlegen, sie, in so ärmlicher Kleidung, diesem Reichthum gegenüber, wovon das Hausgeräth und die ganze Einrichtung zeugten, und rang vergebens nach Worten, um ihr Anliegen vorzubringen. Als sie sich darauf etwas gesammelt hatte, schilderte sie in einfacher, ungekünstelter Rede die Hoffnungslosigkeit ihrer Tage auf die ergreifendste Art.

Dem Schwiegersohn trat das Wasser in die Augen; aber er war ein schwacher Mann, der sich von seiner Frau ganz beherrschen ließ und um Alles in der Welt nicht gewagt hätte, eine selbstständige Verfügung zu treffen, wie sie sein Herz ihm gebot; denn

er würde mit Freuden die alte hülflose Frau zu sich ins Haus genommen haben, hätte es einzig von ihm abgehangen. So aber schaute er erst fragend zu seiner Frau hinüber, ob er auch ihrer Zustimmung gewiß sein könne. Aber Entsetzen ergriff ihn, als er ihr Gesicht sah. Es war ihm nichts Neues, daß sie selbst bei geringen Anläßen in heftigen Zorn gerieth; aber eine solche Wuth, eine solche widerliche Verzerrung ihrer Züge hatte er noch nie gesehen. Es war, als wenn bei dem Anblick ihrer Mutter ein böser Geist in sie gefahren sei; die Röthe des aufwallenden Zorns wich einer fahlen Leichenbläße und mit den funkelnden Tigeraugen schien sie das Wesen, dem sie ihr Leben und Dasein verdankte, das mit mütterlicher Fürsorge ihre Jugend behütet und in kranken Tagen sie so treu gepflegt hatte, durchbohren zu wollen.

Erschrocken sieht sich die Alte nach einem Stuhl um, denn ihre Kräfte drohen sie zu verlassen. Bei dem Manne siegt in diesem Augenblick das menschliche Gefühl über die Furcht vor seiner Frau, und er eilt hinzu, um die Halbohnmächtige aufzufangen. Bis dahin hat die Meisterin ruhig dagesessen, ohne ein Wort zu sprechen oder sich nur zu rühren. Jetzt mit einem Male kömmt ihr Grimm zum Ausbruch, wie ein zermalmendes Gewitter, das schon eine Zeitlang drohend am Himmel gestanden. Sie stößt ihren Mann mit Riesenkraft zurück und stürzt sich wüthend anf die eigene Mutter, wie ein wildes Thier, um sie zu mißhandeln, weil sie es gewagt, gegen ihr ausdrückliches Verbot vor ihr zu erscheinen. Sie

schlägt sie mit Fäusten und wirft sie endlich zur Stubenthür hinaus.

Da lag sie auf der Hausflur, das Gesicht zur Erde gewendet; sie regte sich nicht mehr, und vergebens war die Aufforderung der Tochter, aufzustehen. Der unnatürliche Zorn der Letztern ist plötzlich verraucht bei diesem jammervollen Anblick; ihr ist, als werde ihr in diesem Augenblick eine Decke vor den Augen weggezogen, als werde sie jetzt erst inne, gegen wen ihr blinder Jähzorn gewüthet.

„Mutter!“ rief sie, entsetzt über ihr Beginnen — „Vergieb mir! komm an das Herz deiner sündigen, reuigen Tochter. Bei Gott und allen Heiligen, wenn die zarteste Sorgfalt, die liebevollste Pflege im Stande ist, das Andenken an den greuelvollen Frevel aus deinem Gedächtniß zu vertilgen, so sollst du ihn vergessen.“

Von tiefstem Mitleid ergriffen, beugte sie sich über die Unglückliche, um sie aufzurichten; nie wollte sie sich wieder von ihr trennen und ihr nie wieder Anlaß zur Klage geben. Aber diese Sinnesänderung kam zu spät und mit Schrecken bemerkte sie, daß sie Liebkosungen an eine Leiche verschwendete.

Dem irdischen Richter entging die Meisterin; denn es stellte sich heraus, daß die Alte nicht sowohl in Folge der Mißhandlung, als vielmehr vor Angst und Schrecken gestorben sei. Es wohnt aber ein Richter über den Wolken, der sich im Lohnen nnd Strafen durch keine irdischen Rücksichten und Spitzfindigkeiten bestimmen läßt. Die Meisterin starb bald darauf

eines jähen Todes, und mit Grauen bemerkte der Todtengräber einige Tage nach der Beerdigung, daß die Begrabene ihre Hände, womit sie ihre Mutter gemißhandelt hatte, zum Grabe herausstrecke, wie dies Wunder noch heut zu Tage, in Stein verewigt, im Domsumgange zu sehen ist.

III.

Die Gräfin Emma und der Krüppel.

Die Gräfin Emma von Leßum war eine Frau von außerordentlicher Frömmigkeit. Seit dem Tode ihres Gemahls Lüdger lebte sie sehr eingezogen und fand ihre einzige Freude am Wohlthun. Besonders reich bedachte sie die Geistlichkeit und schenkte der Kirche in Bremen, als sie den Erzbischof Libentius predigen hörte, zwei Kreuze, eine Altar-Tafel und einen Kelch, alles von Gold und Edelsteinen verfertigt, zwanzig Mark löthigen Goldes an Werth. Aber ihre Freigebigkeit beschränkte sich nicht auf die Geistlichkeit.

Einst war der Herzog Benno von Sachsen in Leßum zum Besuch bei der Wittwe seines verstorbenen Bruders Lüdger. Sie ritten, umgeben von einem stattlichen Gefolge, am frühen Morgen bei der Stadt Bremen vorüber, um die Güter der Gräfin, die unter andern einen großen Theil des jetzigen Stadtgebiets umfaßten, in Augenschein zu nehmen. Da nahten sich,

im Vertrauen auf die Milde der Gräfin einige Abgeordnete der Bürgerschaft und klagten über den Mangel an Weideland für ihr Vieh. Die Gräfiu hörte ihnen mit Theilnahme zu und versprach, ihrer Noth abzuhelfen. Sie wolle ihnen — sagte sie — an Wischen und Weiden geben, soviel ein Mann in einer Stunde umgehen könne.

Da wurde der Herzog besorgt, daß die Gräfin bei ihrer bekannten Herzensgüte zu weit gehen und zu viel von dem kostbaren Erbe verschenken möge, das ihm oder seinen Kindern zufiel nach ihrem Tode. „Ihr solltet lieber die Frist auf einen ganzen Tag ausdehnen" sagte er ärgerlich.

Die Gräfin aber überhörte den Vorwurf, der in seinen Worten lag und erwiederte sanft: „Der Herr hat mich reich gesegnet an irdischen Gütern; es mag Euer Wort gelten."

Diese Zustimmung der Gräfin kam ihm vollends unerwartet, und er sann darauf, wie die Sache rückgängig zu machen sei. Da kam ihm plötzlich ein listiger Gedanke, er verbarg seinen Ingrimm unter ein glatten Miene und nahte sich mit gleisnerischen Worten seiner Schwägerin: „Da Ihr Euch," sagte er, „in dieser Angelegenheit meinem Rathe so schnell gefügt habt, so überlaßt Ihr mir es auch wohl, die Sache sogleich ins Werk zu richten."

Emma willigte arglos in sein Begehren, und nun kam die Tücke des Herzogs zum Vorschein; denn er sprengte die Straße hinab zu einem Bettler, bei dem sie so eben vorbeigeritten waren, und dem die Gräfin

ein reichliches Almosen gespendet. Er hatte im Vorüberreiten recht wohl bemerkt, daß der Mann ein armer Krüppel war. Verwundert folgte ihm der ganze Zug.

„Soll ich also“ — wandte er sich schadenfroh an die Gräfin — dafür sorgen, daß Euer Befehl pünktlich vollstreckt werde, so will ich Euch auch den Mann zeigen, der sogleich seinen Weg antreten möge.

Da brachen die Bürger aus in lautes Wehklagen, daß durch des Herzogs arge List die Freigebigkeit ihrer Wohlthäterin so schnöde vereitelt sei. Emma aber stieg herunter von ihrem Rosse, legte ihre Hand wie segnend auf das Haupt des armen Krüppels und betete leise. Die Bürger standen verzweiflungsvoll daneben; denn sie kannten den Mann und wußten, daß er ohne fremde Hülfe sich nicht vom Platz bewegen könne. Des Morgens brachten ihn mitleidige Menschen an die Straße uud des Abends mußten sie ihn wieder heimholen. Der Bettler selbst war über die Zumuthung der hohen Frau erstaunt, als sie ihm winkte, aufzubrechen, und sah zweifelnd zu ihr in die Höhe. „Versuch’s doch nur,“ sagte die Gräfin, und der Krüppel setzte sich in Bewegung. Gehen konnte er nun freilich nicht, da der Gebrauch der Füße ihm gänzlich versagt war, er kroch also auf den Händen, und ein Diener der Gräfin folgte ihm, um alle hundert Schritt auf seiner Bahn einen Pfahl einzuschlagen. Im Anfange waren die Bürger traurig, und die Meisten gingen voller Mißmuth zu Hause; denn was sollten sie von einem Krüppel erwarten. Der aber kroch und kroch, immer

gleichmäßig weiter, ohne Ruhe und Rast, und als die Bürger gegen Mittag wieder hinausgingen, wurden sie auf das Angenehmste überrascht; denn soweit das Auge reichte, erblickten sie die hellschimmernden Pfähle in einer langen, langen Reihe und im Hintergrunde in einem ungeheuren Bogen; so ging es fort und im Abendschein konnte man schon von der Stadt aus deutlich den Krüppel arbeiten sehen, wie er näher und näher kam. Als die Sonne sank, langte er bei der Stadt an, und es war eine Weide eingezäunt, viel umfangreicher, als die Bürger ursprünglich gehofft hatten und fast zu groß für ihren Bedarf. Dies war im Jahre 1032.

Auf diese Wiesen, die jetzige Bürgerweide, treiben noch heutigen Tags die bremer Bürger ihr Vieh gegen eine unbedeutende Einschreibegebühr. Den Krüppel aber haben die Bremer zeitlebens in Ehren gehalten, und auch die dankbare Nachwelt hat seiner nicht vergessen. Sein Bildniß sieht man zwischen den Füßen der Rolandsäule in Stein ausgehauen.

Emma lebte noch vierzig Jahre nach dem Tode ihres Mannes, eine Stütze und Trost für die Armen und Nothleidenden. Sie wurde nach ihrem Tode im Dom unter einem viereckigen blauen Stein begraben.

Was den habsüchtigen Herzog und seine Familie anlangt, so wurde ihre Erwartung, nach Emma's Tode ihren ganzen Nachlaß zu erben, bitter getäuscht. Denn ihre Schätze an Silber, Gold und edlem Gestein hatte sie an milde Stiftungen vermacht, und die

Grafschaft fiel an Kaiser Conrad, dessen Gemahlin Gissa auch nach Bremen kam, um die Güter in Augenschein zu nehmen. Und selbst als nach Verlauf mehrer Jahre des Herzogs Sohn, Dethmar, mit der Grafschaft belehnt wurde, sollte er sich des Genusses dieser Güter nicht lange erfreuen. Denn als der Kaiser Heinrich, in Begleitung des Erzbischofs Adalbert, nach Leßum zog, wurde er von einer Mordbande angefallen und verdankte die Erhaltung seines Lebens nur der äußersten Anstrengung des Erzbischoffs und seiner Leute. Als die Sache näher untersucht wurde, sagte Dethmars eigener Knecht Arend, es sei sein Herr gewesen, der den Hinterhalt gelegt habe, und als der Graf seine Unschuld durch einen Zweikampf beweisen wollte, verlor er sein Leben.

IV.

Der Scharfrichter Adelarius und der Teufel Bassa.

1. Das Klingen des Schwerts.

Es war um Jacobi im Jahre 1539 als der Meister Adelarius mit seinem Knecht von Gröpelingen zurückkam; sie gingen schweigend neben einander her auf dem Deiche. Plötzlich erschallte von der Stadt her ein großes Getümmel, wie das Schreien und Jubeln einer großen Volksmenge, und verwundert richteten sie ihre Blicke dorthin. Da sahen sie zwei große Schiffe mitten im Strom treiben, die Weser hinunter in rascher Fahrt; denn es war drei Tage hindurch unausgesetzt ein gewaltiger Regen gefallen, und der Wasserstand hatte eine um diese Jahreszeit ungewöhnliche Höhe erreicht. Jene beiden Fahrzeuge aber waren die neuen Siedeschiffe, die, mit starker Besatzung versehen, das bremische Geschwader verstärken sollten, welches in der Nordsee kreuzte zum Schutz der bremischen Schifffahrt gegen die Seeräubereien des Junkers Balthasar,

„Die werden ihm wacker zusetzen," meinte der Meister. „Lauter ausgesuchtes Volk! Und was für Geschütz! Ich war gestern am Theerhofe, als es auf die Schiffe gebracht wurde; Alles fest und neu und blank wie ein Spiegel. Am Ende fassen sie meinen lieben Junker wohl noch selber" — Er schwieg, ergänzte aber seine Rede durch eine sprechende Gebärde,

indem er mit seinem Stabe einen vielsagenden Hieb durch die Luft zog; denn er war wohlbestallter Scharfrichter der Stadt Bremen und konnte seine Freude nicht verbergen bei dem Gedanken, daß es ihm vielleicht aufbehalten sei, diesem grimmigen Feinde der guten Stadt den Todesstreich zu versetzen.

Jetzt machte der Strom eine Wendung und entzog die Schiffe dem Auge der Nachschauenden. Die beiden Wanderer machten sich also wieder auf und setzten langsam ihren Weg fort.

„Ich weiß nicht, wie es kommt," sagte der Knecht; „aber der Anblick der Schiffe hat mich ganz traurig gemacht."

Der Meister achtete nicht auf die Bemerkung, und Beide freuten sich, als sie endlich den mühsamen Weg, um die Stadt herum nach der Osterthorsvorstadt zurückgelegt hatten. Hier wohnte Adelarius an dem Weserdamm, der in spätern Zeiten, wo sich die Punken und leichten Dirnen in der Scharfrichterei aufhielten, der Punkendeich genannt wurde.

Gegen Abend zog sich ein Gewitter herauf, das sich mit großer Gewalt entlud. Nach dem Regen saß der Meister mit dem Knechte und der alten Magd, seinen einzigen Hausgenossen, unter der großen Linde vor der Thür, um der Abendkühle zu genießen und der Aussicht über den Strom, der weit und breit das Land überschwemmt hatte. Der Donner grollte noch im fernen Osten, hin und wieder fiel ein großer Regentropfen aus dem Laube des Baums; es war ein stiller, schöner Abend.

Plötzlich vernahm man drinnen in der Kammer wo neben des Meisters anderm Geräthe auch sein gutes Schwert hing, einen Klang, der war fein und klar und hallte lange Zeit nach. Bestürzt sahen die Hausgenossen auf ihren Herrn; der entblößte das Haupt und sprach ein andächtiges Vaterunser. Denn er und die Seinigen kannten den Klang und seine Bedeutung. Und wiederum erdröhnte das Klingen und noch einmal, und es wollte kein Ende mehr nehmen; es war wie fernes, fernes Glockenläuten.

Da sprang Adelarius entsetzt von der Bank auf und der Knecht und die Magd folgten ihm voller Schrecken ins Haus. Achtzigmal hatte das Schwert gedröhnt und den Meister erwartete also eine blutige Ernte, so reich, wie sich die ältesten Leute nicht zu denken wußten.

Zuletzt wand sich noch ein Klang hervor aus dem geöffneten Fenster, der war grell und schrillend, und in demselben Augenblicke sank der Knecht ächzend zu Boden. Ihm war, als wenn das kalte Eisen sich in seine Brust senkte. Voll Mitleid richtete der Meister den Besinnungslosen in die Höhe und brachte ihn zu Bette. Still setzte sich Adelarius am folgenden Morgen zum Frühstück; er hatte die Nacht kein Auge zugethan.

2. Die Seeräuber

Die nächsten vierzehn Tage ging ein Jeder seinen Geschäften nach, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Jetzt kamen die Siedeschiffe wieder

heim von ihrer Kriegsfahrt; sie hatten einen Seeräuber gefangen genommen mit seinem ganzen Volk, der hieß Franz Böhme. Denselbigen hatte Junker Balthasar zum Capitain ernannt und mit Raubschiffen ausgemacht und ihm Bestallung gegeben auf die Bremer und Danziger; aber er tastete Freunde und Feinde an, wen er bekommen konnte. Bei einem Zusammentreffen mit den Hamburgern erkundigte er sich, wo die bremer Orlogschiffe sein möchten. Die antworteten, sie wären bereits wieder zu Hause gefahren. Also lief Franz Böhme mit dem Raub in die Ossebalge, um Balthasar'n das Gut zu bringen. Denn er hatte ein Schiff mit Zucker genommen und die Mannschaft über Bord geworfen. Wenn er aber geglaubt hatte, daß die Luft rein wäre, so hatte er sich bitter getäuscht, denn als er zur Ossebalge kam, fand er daselbst fünf bremer Schiffe, zum Orlog ausgerüstet, als den Tonnen-Boyert, zwei Siedeschiffe, eine Barse und die Pinasse, und wollte sich eilends wieder in See begeben; aber der Wind war ihm entgegen, und das Zuckerschiff gerieth auf den Grund. Als nun das Tonnenschiff anlief und zu ihm einschoß, da gab sich Franz Böhme mit den Seinigen gefänglich in der Bremer Hände, und die Bremer Schiffe nahmen sie mit bis zur Wittenborg, wo die Gefangenen und die beiden Schiffe dem Bremer Rath überantwortet wurden.

Die Kriegsleute auf den Bremer Schiffen waren freilich mit diesem Verfahren übel zufrieden, denn sie wollten die Gefangenen gegen ein starkes Lösegeld freigeben; aber ihre Bestallung lautete anders, nämlich,

daß die Kriegsleute sollten die halbe Beute haben und einen Gulden von jedem Gefangenen.

Von der Wittenborg wurden die Gefangenen in zwei Eichen nach Bremen gesandt und Tausende von Menschen liefen auf der Schlachte zusammen, um die Männer zu sehen, die so lange das Schrecken der bremer Seefahrer gewesen waren. Auf den Raubschiffen hatten die Bremer auch drei Danziger Leute gefunden, die in die Gefangenschaft der Räuber gerathen waren, so wie einen Mohren und einen französischen Steuermann; die wurden in die Herberge gelegt. Die Seeräuber aber, einundachtzig an der Zahl wurden in vier verschiedene Gefängnisse vertheilt, Vier davon, die ihm Fangthurm saßen, versuchten zu entkommen. Mit Hülfe ihrer Kleidungsstücke hatten sie sich heruntergelassen und waren mit einem Kahn die Weser hinunter bis zur Hunte gefahren; da aber wurden sie von den bremer Bootsleuten erkannt und wieder nach der Stadt gebracht.

Der Meister trat in die Kammer, hub das blanke Schwert von der Wand, betrachte es prüfend von allen Seiten und fuhr dann und wann mit einem wollenen Lappen darüber hin. Es war am Mittwochen nach Michaeli, und so eben hatte er von den Bremer Herren den Befehl erhalten, sich am folgenden Morgen zeitig mit seinem Schwerte einzustellen.

Er war ganz versunken im Anblick des wunderbaren Eisens, das mit klagender Stimme jedes Mal vorher verkündete, wenn es sich in Menschenblut baden sollte. Da trat sein Knecht zu ihm herein und sagte

kurz und rund, er wolle gehen in die weite Welt, so weit ihn seine Füße tragen wollten.

Adelarius erschrack; denn was sollte er morgen beginnen, allein und ohne Gehülfen. Er machte ihm bittere Vorwürfe und suchte ihn zurückzuhalten.

Aber der Knecht stand auf seinem Stück; er war nach der Stadt gewesen, in der Nähe des Fangthurms; da hört er sich beim Namen rufen von einer wohlbekannten Stimme, und als er in die Höhe schaut, sieht er seinen leibhaftigen Bruder am Gitterfenster unter den gefangenen Räubern.

„Da habt Ihr die Deutung des einundachtzigsten Klanges," sagte er, „der mir das Herz zerreißen wollte, und nun hoffe ich, lieber Meister, daß Ihr meinem Vorhaben nichts in den Weg legen und mich zwingen wollt, an dem eigenen Fleisch und Blut Hand anzulegen und meinen leiblichen Bruder abzuthun.

Adelarius war ein gutmüthiger Mann und für sein Handwerk beinahe zu weichherzig. Wenn er einen Verbrecher zu foltern, oder einen armen Sünder eines Kopfes kürzer zu machen hatte, so konnte er mit dem armen Schelmen das innigste Mitleid haben. Doch war ihm dies in der Ausübung seines Berufs durchaus nicht hinderlich, und er hatte manche arge Hexe mit seinen Daumenschrauben, seinen spanischen Stiefeln und seiner Leiter zum Geständniß ihrer teuflischen Künste gebracht und manchen Stadtverräther, Aufrührer und Seeräuber mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert, gehenkt oder geköpft und ihre abgeschlagenen Häupter gar kunstgerecht auf dem Pfahl befestigt,

Alles zur vollkommensten Zufriedenheit seiner Herrn. Aber, wie gesagt, er war im Allgemeinen von milder Gemüthsart; deßhalb rührte ihn das Unglück seines Knechtes und er ließ ihn ziehen, obgleich er wohl sah, daß er durch seine Abreise in die größte Verlegenheit gerathen würde.

2. Fabian.

Mit Einbruch der Nacht hatte Adelarius Alles zugerüstet für den andern Tag. Er saß noch ein Stündchen und überdachte den ganzen Vorfall; und es gereute ihn, daß sein Gehülfe von dannen gezogen war.

Da klopfte es spät um Mitternacht ans Thor, die Hunde fingen an zu bellen, und der Meister nahm verwundert die Laterne, um nachzusehen, wer draußen wäre. Aber kaum hatte er aufgemacht und dem Ankömmling ins Gesicht geleuchtet, als er erschrocken zurückfuhr. Einen solchen Gesellen meinte er in seinem Leben noch nicht gesehen zu haben, und auch die Hunde krochen leise winselnd in ihren Winkel.

Der Mann war anzuschauen wie ein Riese, und in Haltung und Gebärden, wie er sich von Jugend auf den Halawer vorgestellt hatte. Statt des Hutes hatte er ein buntes Tuch um den Kopf geschlagen; er trug ein rothes Wamms und weite blaue Hosen. Mit der Linken hielt er ein kurzes Mäntelchen über der Brust zusammen, während er in der Rechten einen tüchtigen Wanderstab trug. Der mächtige Bart be-

schattete ein stark gebräuntes Antlitz, und die Augen schienen bei dem Dämmerlicht der Laterne zu glänzen.

Die ganze Erscheinung, so unerwartet wie sie kam und zu so ungewöhnlicher Stunde konnte den ehrlichen Adelarius wohl etwas bestürzt machen.

„Was ist Euer Begehr in der späten Nacht," sagte der Meister, der sich schnell zu fassen suchte.

„Ich habe mit Euch ein Wörtlein zu reden," erwiederte der Angeredete, „und wenn es Euch angenehm ist, so gönnt Ihr mir wohl unterdessen einen Platz auf der Ofenbank. Ich bin sehr müde von der Reise."

Adelarius hatte sich den Burschen indeß ein wenig genauer angesehen und gefunden, daß er doch nicht so gar schrecklich sei, wie er ihm im ersten Augenblicke vorgekommen, und daß wohl hauptsächlich seine fremdartige Tracht ihn überrascht habe. Auch hatte der Klang seiner Stimme etwas Zutrauen erweckendes. Er leuchtete ihm also, nachdem er vorsorglich das Thor wieder verriegelt hatte, in die Stube, nahm ihm gegenüber Platz und lud ihn freundlich ein, sein Anliegen vorzutragen.

Der Fremde erzählt nun, wie er nach langjähriger Abwesenheit in seine Heimath zurückgekehrt sei, um sein väterliches Erbe anzutreten. Er sei guter Leute Kind aus den Stift Verden, habe sich in jungen Jahren auf die Reise begeben und sei nach Wien gerathen. Dort habe er sich anwerben lassen zum Kriege gegen den allgemeinen Erbfeind der Christenheit, sei im Ungarlande in türkische Gefangschaft

gerathen und habe ein armseliges Sclavenleben geführt, bis der Bassa von Belgrad ihn wegen seiner Körpergröße unter die Zahl seiner Trabanten aufgenommen. Im vorigen Jahre endlich habe er Gelegenheit gefunden der verhaßten Sclaverei zu entfliehen; aber bei seiner Rückkehr in die Heimath habe er gefunden, daß seine Eltern, Geschwister und Verwandschaft unterdessen verstorben und verdorben seien. Da er nun vernommen, wie der Meister der guten Stadt Bremen dieser Tage ein schweres Stück Arbeit vorhabe, so habe er gemeint, es würde demselben angenehm sein, einen tüchtigen Gehülfen zu haben, welcher der Sachen kundig wäre; so sei er denn heute in aller Frühe aufgebrochen, um bei guter Zeit einzutreffen. Aber die Wege seien zu schlecht gewesen, und nur mit großer Anstrengung sei es ihm gelungen, in einem Tage die Reise abzumachen.

„Meint Ihr nun, Meister“ — schloß er seine Rede, — daß Ihr mich gebrauchen könnt, so bleibe ich bei Euch. Wo nicht, so vergönnt Ihr mir diese Nacht wohl ein Lager auf dem Heuboden. Morgen will ich Euch dann nicht länger beschwerlich fallen.“

Der Meister hatte der anspruchslosen Erzählung des Mannes mit Vergüngen zugehört und verbarg ihm nicht, aus welcher großen Verlegenheit er durch sein Anerbieten gerissen würde. Besonders gefielen ihm die Andeutungen des Weitgereisten von seinen Erlebnissen unter den Türken, und gern hätte er noch ein Stündchen mit ihm geplaudert. Aber er bedachte, daß sein Gast der Ruhe gar sehr bedürftig sei, und daß

er selbst ja auch morgen zu rechter Zeit frisch und munter zur Stelle sein müsse. Und dann waren ja auch die langen Winterabende vor der Thür.

Er brachte den Fremden also auf die Bodenkammer, und als er sich endlich auch selbst zur Ruhe begab, segnete er das Geschick, daß ihn so augenfällig aus der Verlegenheit gerissen.

Als der Tag anbrach, ging er, um den Knecht zu wecken, den er noch im festen Schlafe glaubte. Der aber stand schon auf dem Hofe am Brunnen, wusch sich und sang mit heller Stimme sein Morgenlied. Adelarius sah mit Wohlgefallen seinem Treiben zu und machte im Stillen die Bemerkung, daß er ihm gestern, bei seinem Eintritt ins Haus, doch eigentlich Unrecht gethan habe. Er war nichts weniger als abschreckend, obgleich es ein großgliedriger Gesell war, der eines Kopfes Länge über den Meister emporragte.

„Ich wünsche Euch einen guten Morgen," rief er jetzt, als er den Meister in der Thür stehen sah. „Es ist sehr frisch, und es wird heute den ganzen Tag kühl bleiben; denn wir haben Ostwind."

„Und demnach wird es für uns ein sehr heißer Tag werden," — meinte der Meister — „selbst wenn wie verlauten will, auch nur die Hälfte abgethan werden soll."

„Das ist Kleinigkeit," erwiederte der Andere. „Mit dieser meiner Hand habe ich zum Öftern an einem Tage Hunderten die Köpfe abgeschlagen. Denn unser Bassa liebte ein solches Schauspiel und Niemand wußte es ihm so zu Dank zu machen, wie ich. Deß-

halb war ich auch bei ihm in großem Ansehn, obgleich er sonst die Christen verfolgte und vertilgte, wie und wo er nur konnte. Denn der Bassa war ein eingefleischter Teufel."

Der Meister freute sich, als er sah, daß er den rechten Mann getroffen. Als sie zusammen gefrühstückt und sich mit einem Glase Weins, wie es der Brauch ist, gestärkt hatten, begaben sie sich auf den Weg. Adelarius schritt voran; der Andere trug das Schwert hinter drein, eingewickelt in eine rothe Decke. Sie waren angewiesen, sich nach dem Anscharithore zu begeben, um die armen Sünder in Empfang zu nehmen. Mit diesen stand es folgendermaßen.

4. Das Gericht.

In der Frühe war das Gericht gehalten. Es war am Donnerstag nach Michaelis als der Capitain Fanz Böhme und Ladewig, ein Herr von der Morkirchen, sammt fünfzehn Gefangenen von dem Osterthore und achtzehn andern vom Fangthurm vor Gericht gebracht und also angeklagt wurden durch den Notar Nicolaus:

„Gegenwärtige Seeräuber haben diesen verwichenen Sommer sich freventlich und eigenmächtig unterstanden, die gemeinen handthierenden Kaufleute, gegen Ihro kaiserliche Majestät, unsers allergnädigsten Herrn, ausgekündigten Befehl und Landfrieden, auch wider alles Recht und Billigkeit, auf der gemeinen offen-

baren See zu beschädigen, über ihre eigenen Bestallungsbriefe, — die doch in sich selbsten nichtig und nach keinerlei Recht gültig sind, aus dem Grunde, weil sie von Junker Balthasar gegeben sind, der in des heiligen Reichs Acht erkläret und declariret, — und haben hochgemeldeter kaiserlichen Majestät Untersassen beleidigt, und haben auch der löblichen Könige von Frankreich, England und Portugal Untersassen an ihren Schiffen, Völkern und Gütern tadelig und gewaltig beschädigt, auch aus einem portugiesischen Schiffe 182 Kisten mit Zucker und drei Säcke mit Baumwolle, dazu einen Mohrian genommen; noch aus einem französischen Schiffe ein und zwanzig Tonnen Häring und Fische, und einen Mann, Jacob genannt; item noch einem andern Franzosen genommen ein Schiff mit Steinkohlen, und aus einem englischen Schiffe ein Tapetenstück und ein Handrad. Und sind sie mit den genommenen Gütern und Schiffen allhier zur Stelle gebracht und dermaßen bei scheinbarer That befunden worden, daß sie solches nicht widerlegen noch läugnen konnten."

Es wurde darauf ein Brief vorgelesen, so Frau Maria, Statthalterin der Niederlande, des Kaisers Schwester, an den Rath zu Bremen geschrieben, des Inhalts: „da die Seeräuber ihren Unterthanen Gewalt angethan, sollte man das Recht darüber ergehen lassen."

Darauf antworteten die Gefangenen also: Erstlich das Schiff anlangend, so hätten sie es im Treiben gefunden. Zum Zweiten, so hörte der Zucker den

Juden zu und keinem Christen. Zu Dritten, so hätten sie einen Herrn und Bestallungsbriefe.

Hierauf wurde geantwortet, sie wüsten wohl, wie sie das Schiff im ersten Angriff verfolgt und gejagt hätten, ehe die Leute davon gelaufen wären und ins Boot gefallen und vor ihnen gewichen, in der wilden See aus hoher Noth.

Daß auch der Zucker den Juden sollte gehören, dem wäre nicht also, wie aus des Raths zu Antwerpen Bescheinigung hervorginge.

Was endlich die Bestallungsbriefe betreffe, so seien dieselben kraftlos, da der Aussteller derselben, der Junker Balthasar in die Acht erklärt sei; auch hätten sie die Bestallung in vielen Punkten übertreten und könnten damit nicht bestehen.

Da nahm der fromme Herr Vogt das Wort: „Hier hört Ihr, wie diese Gefangenen von der Königin nach genugsamer Erkundigung für offenbare Seeräuber ausgerufen und beschrieben werden. So ist auch ihre begangene That kund, rüchtig und offenbar. Darum wollet Ihr einen Mann finden, der ein Urtheil finde, das recht sei.

Also wurde das Urtheil gefunden, daß man sie alle mit dem Schwerte hinrichten sollte, damit sie die böse That nicht mehr ausübten, und jetzt war die Reihe an Adelarius und seinen Gehülfen, ihre Kunst zu zeigen. Den Herrn von der Morkirchen enthauptete er zwischen den Pforten innerhalb des Anscharithors und legte die Leiche mit Hülfe seines Knechts in einen

Sarg, damit sie in der Anscharikirche begraben würde. Das geschahe um seiner Freunde willen.

Franz Böhme aber mit den Übrigen wurde zum Thore hinausgeführt nach dem Jodenberge. Der Knecht griff ins Haar und wußte mit einem gewandten Ruck den Kopf aus den Schultern zu ziehen, so daß dem Meister die Arbeit außerordentlich erleichtert wurde.* Die Leichen wurden auf St. Remberti Kirchhof begraben, damit hatte Adelarius nichts weiter zu schaffen. Aber am Abend des zweiten Tages fuhr er mit seinem Knecht nach Walle, um die abgeschlagenen Häupter auf dem dortigen Galgen herumzunageln. Mit zweien machte man eine Ausnahme aus Rücksicht auf etliche Bürger, und so wurde der Kopf

* Den ersten Tag wurden hingerichtet: der Capitain Franz Böhme, Ladewig, ein Herr von Morkirchen, Rembert Tiele, Unterhauptmann, Gerd Schladodt, Hans Perlenstricker, Matthias Schulte, Hans von Erfurt, Joachim Behrens, Jakob Uhtermarke, Johann Cornelis, Henrich von Kampen, Michael Sondergeld, Johann von Rostock, Willm von Steinwick, Augustin von Nielose, Dierich von Dockum, Dierich von Jever, Jakob von Zwoll, Lambert Claussen, Dode von Franecker, Wessel von Kampen, Siebrand von Stavern, Michael von Dortmund, Willm, Rüte, Büchsenschütz, Franz Tegeler, Johann Morse von Kampen, Willm Schotte, Burfyend von Leyden, Christopher von Jever, Bastian, Trommelschläger, Claus Boll, Otto von Beilen, Lambert aus dem Haag, Hermann von Vechte und Ernst von Heverden.

Des andern Tages: Carsten Bagge, Tonnies von Utrecht, Ede von Jever, Schwamm von der Langen-

Remberts von Tiele und der des Gerd Schladodt neben ihren Leichnamen begraben.

5. Das Treiben des Gastes.

Das waren heiße Tage gewesen für den Meister, und es war ihm wohl zu gönnen, wenn er jetzt auf längere Zeit Ruhe hatte. Er war mit der Geschicklichkeit seines neuen Knechts außerordentlich zufrieden und behielt ihn gern bei sich.

Derselbe nannte sich Fabian und war ein sinniger Mann, der heilsame Tränke und Salben für Menschen und Vieh zu bereiten wußte. Das hatte

straße, Adrian von Franecker, Johann von Groningen, Johann von Kampen, Remmert von Esens, Peter Helschevor, Juck Benecken von Esens, Peter Rujaner, Tilmann von Arkelens, Marten Wever, Berend von Steinfurt, Jakob Alsine, Steffen von Minden, Johann Tegeler, Hans von Deventer, Laurenz aus Fünen, Thomas Holste, Fähnrich, Marten von Kolberg, Hans von Geldern, Hans Hildebrand, Kind von Antwerpen, Hinrich von Pönen, Berend von Nergenag, Hänschen von Steinwick, Cornelius von Dort, Egbert von Zwoll, Hans von Zütphen, Robert von Kampen, Sondergeld von Norden, Henrich von Oldenburg, Joachim Mecklenburg, Hans Schanter, so wie die vier Jungen: Johann Engelsteen, Johann Franzen, Johann Alberßen und Johann Tegeler. Da bei den Meisten der Geburtsort angegeben ist, so sieht man, wie diese Bande aus aller Herren Länder sich zusammengefunden hatte.

er im fernen Ungarlande erlernt von einem weisen Meister. Wenn Adelarius nun vollends erwog, wie derselbe in der Welt herumgekommen sei, die entlegensten Städte gesehen, mit den verschiedenartigsten Menschen verkehrt habe, so kam er, — der auf der Meisterei geboren und erzogen war und dessen Ausflüge sich einzig auf das Stadtgebiet beschränkt hatten, — sich klein und unbedeutend vor im Vergleich mit jenem. Er unternahm jetzt beinahe nichts mehr, ohne die Kenntnisse und Erfahrungen Fabian's zu Rathe gezogen zu haben und gerieth darüber unvermerkt in ein Abhängigkeitsverhältniß zu dem Knechte, so daß er sich nicht einmal getraute, ihm seine häufigen Abendwanderungen zu verbieten, sondern sich damit begnügte, ihn zu warnen, er solle sich nicht zu weit vom Hause entfernen.

Er sei noch vor wenigen Augenblicken, pflegte er dann zu sagen, auf den Deich hinausgetreten, um nach Wind und Wetter zu sehen. Da habe er dann deutlich zu dreien Malen den Halawer gehört, und als er mit einem andächtigen Vaterunser zu Hause gegangen sei, habe er deutlich etwas Weißes in der Dunkelheit bemerkt, wie eine weiße Gans. Die Nacht sei keines Menschen Freund, und was dergleichen wohlgemeinte Reden mehr waren.

Der also Vermahnte konnte sich dann des Lachens nicht erwehren. Er glaubte nicht, sagte er, was die alten Weiber sagten und fürchte sich weder vor Halawer noch vor der weißen Gans.

mußte er Blut sehen. Und es ist mir noch gar wohl erinnerlich, daß er einstmals, als die Hinrichtung ausgesetzt war, wie ein Rasender nach Hause zurückkehrte und der ersten besten Henne, die er auf dem Hofe fand, den Kopf herunterschlug. Erst beim Anblick des rinnenden Bluts wurde er von seiner Seelenangst befreit. Ich glaube, ich habe schon neulich davon geredet."

Und der gute Adelarius hatte recht, er hatte seinem Fabian das schon erzählt; aber nicht einmal, sondern tausendmal, so oft nämlich die Rede auf die schöne Fatime gekommen war. Diese Unterbrechung war die einzige, die sich der Meister bei der Schilderung von Fatimens Leiden erlaubte; aber er ließ es sich auch nicht nehmen, sie regelmäßig anzubringen, sobald die Erzählung bis zu diesem Punkte gediehen war.

„Sonst wäre es auch unerklärlich," — ließ sich dann Fabian zum völligen Beschluß vernehmen, — wie der Bassa eines Tages mit der Wildheit eines Tigers sich auf das einzige lebende Wesen, das er liebt, und von dem er wieder geliebt wird, auf die schöne Fatime wirft, und ihr ohne alle Veranlassung mit einem einzigen Hiebe seines krummen Säbels den Kopf vom Rumpf herunterschlägt."

„Erst, als er das Blut sprützen sieht, kommt er zur Besinnung, und sieht, wen er in seinem verblendeten Grimm erschlagen. Da erfüllte er sein Gemach mit Jammern und Wehklagen. Denn er hatte nun an sich selber die Erfahrung gemacht, wie es schmerzt, wenn das Liebste, was Einer auf der Welt hatte,

dahin ist und hatte es den Anschein, als wenn diese Begebenheit von günstiger Einwirkung auf seine wilde Bosheit werden würde."

„Aber die Änderung war doch nur von kurzer Dauer; denn er fing schon wenige Wochen nachher wieder an zu wüthen, und fürchterlicher, als vorhin. Selbst seine nächste Umgebung, zu welcher auch ich gehörte, war jetzt nicht mehr sicher vor den gräßlichen Ausbrüchen seiner Laune; deswegen benutzte ich auch die erste beste Gelegenheit zur Flucht, auf die Gefahr hin, seinem Löwen vorgeworfen zu werden, im Fall man mich wieder eingeholt hätte. Ja, ja, dieser Bassa war ein Teufel!"—

So ging es sieben Jahre hindurch und der Meister wußte die Historie von dem Teufel Bassa, wie er den Tyrannen zu nennen pflegte, längst auswendig. Da ereilte ihn der härteste Schlag, der ihn nur treffen konnte.

Sein treuer Freund und Gefährte nämlich erkrankte und wurde von Tage zu Tage schwächer, so daß Adelarius sich genöthigt sah, noch einen zweiten Knecht in Dienst zu nehmen. Da kam eines Tages ein Fuhrmann gegangen, der erzählte unter tausend Thränen, daß er einen schweren Balken hingefahren habe, zu dem neuen Bau in der Hutfilterstraße, der zum Besten der seefahrenden Armen dort aufgeführt werde, und nun habe ihn das große Unglück betroffen, daß bei einer Wendung sein Sattelpferd gestürzt sei.

„Zwei Gulden" — sagte er, kostet der Scheffel Roggen und der Scheffel Hafer acht und zwanzig

Grote. Da ist es denn kein Wunder, wenn ein ehrlicher Mann in Schulden geräth, bei der theuren Zeit. Und nun dies noch! Da liegt mein armes Thier, mein bester Brotverdiener, mausetodt an der Straßenecke."

Fabian versicherte ihn, er wolle Sorge tragen, daß es fortgeschafft würde. Es war aber Niemand bei der Hand, da der Meister mit Hans nach Hastädt gegangen war.

Da spannte er, trotz seiner Schwäche, den Braunen in den Karren und fuhr nach der Stadt, um das todte Thier zu holen, trotz des lebhaften Widerspruchs der alten Magd, die ihn nicht fortlassen wollte. Aber er war ein pünktlicher Mann und hätte um Alles in der Welt nicht die Rückkehr des Meisters abgewartet, da derselbe vielleicht erst gegen Abend heimkehren konnte. In diesem Fall blieb das Aas liegen, und der Meister hatte von seinen Obern einen harten Verweis wegen seiner Fahrlässigkeit zu gewärtigen.

Um ihm diese Kränkung zu ersparen, fuhr also Fabian nach der Stadt, und achtete seiner Schwäche nicht. Auch kam er Nachmittags zurück, aber so gänzlich entkräftet, daß er sich alsbald zu Bett legen mußte. Es ging schnell mit ihm zu Ende, und am dritten Tage starb er, ungeachtet der sorgfältigsten Pflege von Seiten des Meisters und der andern Hausgenossen. Das Jahr 1546, das Todesjahr seines geliebten Fabians, blieb dem guten Adelarius fortan unvergeßlich.

6. Der Zauberer Wolfgang Albrecht.

Dem Meister däuchte es, als wenn er nun seines Lebens nie wieder froh werden könnte; er hielt sich auch von aller menschlichen Gesellschaft fern, selbst von seinen beiden Hausgenossen, und wenn er ihnen etwas zu sagen hatte, so that er es in einem rauhen, abstoßenden Ton. Dazu wurde er schwach und kränklich, besonders plagte ihn ein böser Husten. Er härmte sich ab und wurde mager und elend.

Zwar ging er nach wie vor, um nach heilsamen Kräutern zu suchen bei Mondenlicht und Sternenschein; denn seine Tränke, in deren Bereitung er von Fabian unterwiesen war, hatten weit und breit einen guten Namen, und er hielt es für seine Pflicht, die Leidenden und Hülfesuchenden, die immer in großer Anzahl zu ihm strömten, nicht zu verlassen.

Aber es war nicht ohne geheimen Widerwillen, daß er diese Wanderungen unternahm: denn nichts in der Welt war mehr geeignet, das trostlose Gefühl, daß er nun so ganz verwaist und verlassen sei, in ihm hervorzurufen, als eben diese Züge. Auch war er immer sehr niedergeschlagen, wenn er heimkehrte.

So trieb er es vier Jahre lang. Da mochten seine treuen Hausgenossen den Jammer nicht länger ansehen und die Magd redete dem Knecht zu, ein ernstliches Wort mit dem Meister zu sprechen und ihm die Augen zu öffnen über seinen unchristlichen Wandel. Wenn sie sich den Mann vorstellte, wie war er so lieb und so fromm, ehe Fabian das Haus betreten, und welche Gewalt hatte der Fremdling in wenigen

Wochen über ihn erlangt, daß er mit ihm ziehen mußte zu Werken, die das Tageslicht scheuen, und hatte ihn ganz und gar umgarnt, daß er ihn lenkte und leitete, wie ein unmündig Kind.

Und diese Bande waren keineswegs mit seinem Tode gelöst. „Wahrlich", — sagte sie, „wer über das Grab hinaus eine solche Gewalt über den Zurückbleibenden übt, der muß ein arger Zauberer gewesen sein."

Da wurde dem Meister angesagt, wie er sich fertig zu halten habe, des andern Tages abzuthun den Tischler Wolfgang Albrecht.

Derselbe wohnte an der Hukpforte, und ein Schiffer, der von seinem Fahrzeug, das hinter der Mauer lag, zu Hause ging, wunderte sich noch so spät am Abend Licht zu sehen in der Wohnstube des lustigen Gesellen. Er trat also an die Fensterlade, wo ein großes Astloch eine freie Uebersicht des ganzen Gemachs erlaubte und bemerkte, nicht ohne Grauen, wie der Mann bei düstrem Lampenschimmer zwei dünne Stäbchen kreuzweise über einander legte und langsam und wohlbedächtig mit einem kupfernen Nagel zusammenfügte.

Dabei konnte er deutlich bemerken, wie er ab und an in ein Buch schaute, das neben ihm auf dem Tische lag; auch glaubte er, ein leises Gemurmel zu vernehmen.

Entsetzt trat er von seinem Astloch zurück und ging mit leisen Sritten eilends von dannen, um im sichern Hause Schutz zu finden vor solchen Werken der Finsterniß.

Nun begab es sich aber, daß zu derselben Zeit das Rondeel auf dem Schwanengatt gebaut wurde, an welchem die Bürger Tag und Nacht arbeiteten. Auch legten einige von den Herren des Raths die Hand ans Werk, um den Eifer der Arbeiter noch mehr anzufeuern.

Da hatte der Rathsherr Cord Wachmann, der sich eine starke Entzündung des Auges in der feuchten Nachtluft zugezogen, an jenem Abend das Unglück, daß ihm das Auge auslief. Das vernahm folgenden Tages der Schiffer, und nun wurden ihm die bösen Tücke und Zauberei seines Nachbarn klar.

Auf seine Anklage wurde denn auch Wolfgang Albrecht sogleich zur Haft gebracht, und obgleich er behauptete, nichts Unrechtes gethan, sondern bloß spät Abends in seinen Berufsgeschäften gearbeitet, und dabei, seiner Gewohnheit nach, mitunter einen Vers in der Bibel gelesen zu haben, so half ihm alles das nichts; und es war vergebens, daß er seine Richter aufforderte, sie sollten nachsuchen lassen, ob sich in seinem Hause etwas Verdächtiges fände.

Denn, fand man auch wirklich das Geräth, worin sich die Stäbchen mit dem Kupfernagel befanden, und außer der Bibel kein zweites Buch, so war es klar, daß er mit Hülfe seiner dienstbaren Geister das Alles umgewandelt und aus seinem Beschwörungsbuch eine Bibel gemacht hatte.

So lag denn also sein Verbrechen klar am Tage, und er wurde als offenkundiger Zauberer, der unter

Beschwörungen den Leuten mit einem kupfernen Nagel die Augen ausschlug, zum Tode verurtheilt.

Als des Herrn Camerarius Diener, der dem Meister die Botschaft ausgerichtet, sich wieder entfernt hatte, blieb Adelarius nachdenklich in der Hausthür stehen. Denn er fühlte sich sehr angegriffen und schwach. Dennoch mußte er seine Pflicht thun, wollte er nicht Amt und Brod verlieren. Seinem Hans allein konnte er das Geschäft nicht anvertrauen, und mit heißem, Schmerze gedachte er seines dahingeschiedenen Fabians, wie er einstmals so unerwartet als ein ersehnter Helfer seine Schwelle überschritten hatte. Alle die alten Geschichten tauchten wieder auf, und lebhaft stand auch das Bild des Teufels Bassa vor seiner Seele. Das war eine glückliche, wonnevolle Zeit! Und jetzt, wie war er so elend und verlassen.

„Ich glaube," sagte Hans, der schon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, eine Erklärung herbeizuführen, — „ich glaube, lieber Meister, in diesem Augenblicke Eure innersten Gedanken zu lesen. Ihr beschäftigt Euch schon wieder, nach Eurer täglichen Gewohnheit, mit dem Bilde jenes Mannes, der Euch auf so wunderbare Weise in seinen Netzen gefangen hielt, in dessen Händen Ihr ein willenloses Werkzeug waret, und der am Ende sogar die Macht über Euch gewann, daß er Euch verlocken mochte von Eurem Christenglauben und verführen zu sündlichen Werken der Finsterniß."

„Ihr wißt, ich meine es gut; ich habe schon zu lange geschwiegen. Nun mögt Ihr mir es nicht

übel deuten, wenn ich es wage, zu reden und zu rathen."

„Vertraut Euch und Euren Kummer einem der ehrwürdigen Herren in der Stadt. Vielleicht mag Euch ein Geistlicher Mittel und Wege an die Hand geben, Euch von diesem Zauber zu befreien. Denn bei ruhiger unbefangener Ueberlegung werdet Ihr selbst einräumen müssen, daß der, welcher im Tode noch so große Gewalt auf den Ueberlebenden ausübt, ein mächtiger Zauberer, wenn nicht der Leibhafte selbst in Menschengestalt gewesen sein müsse."

Ein wehmüthiges Lächeln flog über des Meisters bleiches Antlitz bei dem gutgemeinten Vorschlage des Knechts, und milde erwiderte er ihm folgendermaßen:

„Zauberer giebt es nicht, Hans, wie Du sie Dir denkst. Nur ist Manchem ein tieferer Blick in das Wesen und die Kräfte der Natur vergönnt, und solche Männer bringen alsdann Dinge zuwege, die, obgleich ganz naturgemäß, doch dem Uneingeweihten als übernatürlich erscheinen. Und was den Teufel anlangt, — hast Du ihn gesehen? Habe ich ihn gesehen? Oder wer hat ihn überhaupt gesehen? Meiner Meinung nach ist der eine Mensch der Teufel des Andern.

Entsetzt über des Meisters gottlose Reden, wandte sich der Knecht seitwärts. „O, Ihr ungläubiger Mann," rief er, „wohin haben Euch die glatten Worte des Verführers gebracht. Es giebt keine Zauberer sagt Ihr, und morgen soll ein solcher Verbrecher, dessen arge List die Obrigkeit und die Herren von der Geist-

lichkeit an den Tag gebracht haben, von Eurer Hand des Todes sterben."

„Jetzt sehe ich, für Euch ist keine Rettung mehr. Der eine Mensch ist nach Eurem Ausspruch der Teufel des andern. Nun wohl, verblendeter Meister, so öffnet doch nur Eure Augen; Ihr habt, ohne daß Ihrs gewollt oder gedacht, das rechte Wort gesprochen. Jener Mann war Euer Teufel, oder vielmehr es war der Teufel selbst, der leibhafte Satanas, welcher Menschengestalt angenommen. Ich mag nicht länger mit Euch unter einem Dache hausen, und morgen ist es das letzte Mal, daß ich in der Stadt Bremen einem armen Sünder die Hände zusammenbinde und den Kopf zum Hieb in die Hohe ziehe. Sobald als das Werk gethan ist, schnüre ich mein Bündelchen und ziehe in die Welt hinaus. So mag ich doch wenigstens meine arme Seele retten."

Adelarius lächelte über den Eifer des guten Hans. Er freute sich, daß er wenigstens so lange bleiben, und ihm nicht, wie Fabian's Vorgänger so ganz und gar im Stich lassen wollte. Da er fühlte, daß er der Ruhe und Stärkung für den morgenden Auftritt sehr bedürftig sei, so begab er sich zeitig zu Bett.

Aber er hatte sehr unruhige Träume, und der Teufel Bassa, dessen Andenken den Tag über in seiner Seele sich erneuert hatte, ließ ihm auch im Schlaf wenig Ruhe. Er spürte denn auch beim Erwachen eine große Mattigkeit in seinem ganzen Körper; indeß hoffte er, mit Gottes allmächtiger Hülfe, den Streich mit gewohnter Kraft zu führen und begab sich gefaßt

nach der Stadt. Sein Hans ging schweigsam hinter ihm drein.

Als sie beim Pranger angelangt waren, mußte Adelarius zuvörderst das Zauberbuch und die übrigen Geräthschaften des Verbrechers verbrennen. Alsdann verband Hans dem armen Sünder die Augen und legte ihm den Riemen unters Kinn, vermittelst dessen er den Kopf zwischen den Schultern heraushob, so daß der Hals schlaggerecht wurde.

Den Meister fröstelte während dieser Zubereitungen; eiskalte Schauer liefen durch alle seine Glieder, und als er das Schwert erhob zum Todesstreich, erging es ihm wunderbar. Er sah nicht einen Kopf vor sich, sondern sieben, wußte nicht, welches der rechte sei und schlug jämmerlich darauf los, so daß das Haupt des Verbrechers erst nach wiederholten Hieben vom Rumpfe getrennt wurde.

Adelarius hörte nur noch das Schreien des aufgebrachten Volks; das währte aber nur einen Augenblick; dann floß Alles vor den Augen des Meisters durch einander, und er sank ohnmächtig zu Boden. Hans brachte ihn mit großer Anstrengung zu Haus, er hatte mit dem hülflosen Zustande des Meisters das innigste Mitleid; aber als er ihn heimgebracht, da hätte man ihm alle Schätze der Welt bieten können, er würde nicht geblieben sein. Denn der Meister war doch einmal zeitlich und ewig verloren und er fürchtete, der Aufenthalt in des gottlosen Mannes Hause möchte auch seiner Seele verderbenbringend sein.

7. Der Teufel Bassa.

Der Meister aber war sehr krank, er lag im heftigsten Fieber und redete fortwährend die wunderlichsten Dinge von dem Teufel Bassa und seinen Gesellen. Seine einzige Pflegerin war nun nach Hansens Abgang die alte Magd; aber was sollte sie viel anfangen mit dem Kranken. Die einzige Labung, welche sie ihm bieten konnte, waren jene Tränke, die des Meisters eigene Hand kunstgerecht bereitet hatte uud wovon immer ein guter Vorrath in Bereitschaft gehalten wurde; denn sie waren weit und breit berühmt.

Auch schien das Mitel anzuschlagen und der Kranke bekam gegen Abend Ruhe und Schlaf. Da schlich sich die Alte auf ihren Socken zur Thür hinans; denn es kam ihr vor, als wenn Jemand ans Hofthor pochte. Und sie hatte sich nicht getäuscht, es war Hans, der, nachdem er einige Stunden Wegs fortgewandert war, die Sache noch einmal bei kaltem Blut überlegt hatte. Da erinnerte er sich der vielen Wohlthaten, welche er von dem Meister empfangen hatte und er schämte sich, daß er den Meister jetzt in Krankheit und hoher Noth verlassen wollte.

Alsbald kehrte er um, seine Hitze und geringe Ueberlegung verwünschend, und beflügelte seine Schritte, um seine Undankbarkeit wieder gut zu machen durch verdoppelten Eifer.

Aber er kam zu spät. Wäre er von Anfang an da geblieben, so wäre es wohl ganz anders gekommen.

Denn der Schlaf des Meisters war unruhig und leise, und als er nun den Knecht mit der Magd da

draußen sprechen hörte, sprang er wild von seinem Lager empor.

„Da ist er," rief er in gräßlicher Fieberangst und war mit einem Satze am Fenster. „Da ist der Teufel Bassa; so hat er mich endlich doch aufgefunden in meiner einsamen Wohnung und ist gekommen, mich zu verderben. Ich werde ihm nicht entrinnen.

Mit einem einzigen gewaltigen Stoß war das Fenster aus den Angeln gehoben, und wie der Hirsch dem die Hunde auf den Versen sind, floh Adelarius dahin durch das Feld, die einsamen Fußsteige, die ihm bei Nacht und Nebel so bekannt waren, wie am Tage. Dort wurden ihm die alten Historien seines Freundes noch lebendiger; denn hier war es, wo Fabian sich mit ihm in traulichem Gespräch ergangen, und wo er ihm so oft vom Bassa erzählt hatte. Keuchend rennt er fort, den Geschöpfen seiner kranken Einbildung zu entgehen. Er stürzt, und zerschlägt sich im Fallen das Gesicht und die Knie. Er lechzt nach Ruhe und glaubt sich sicher in der Niederung; aber da braust er schon um die Ecke, der Teufel Bassa, mit seinem Schimmel, und dem krummen Säbel zum Todesstreich erhebend. Der Meister rafft sich eilends empor, um dem eingebildeten Verfolger zu entgehen und schaut links und rechts während seiner Flucht, ob denn nirgends Rettung zu finden sei in seiner großen Noth.

Da sieht er lustige Feuer vor sich brennen, von deren Wiederschein beleuchtet die hohen Thürme der

Anschars- und Stephanskirche, mit Tageshelle in den dunklen Nachthimmel emporragen.

Es waren die Pechflammen, dem Schwanengatt gegenüber, welche allnächtlich brannten, um den Bürgern, welche dort arbeiteten, das nöthige Licht zu verschaffen.

Denn seit Pfingsten waren diese beschäftigt — aus Mißtrauen gegen die Absichten des Herzogs Erich, der mit einem starken Heere in Verden lag — das Rondeel am Schwanengatt zu bauen, den Wall bis zum Anscharsthore fortzuführen und den Stadtgraben auszutiefen. Den Tag über arbeitete daran abwechselnd der dritte Theil der Bürgerschaft, und diejenigen, welche sich einfanden, um des Nachts die Arbeit fortzusetzen und die Erde aus dem Graben herauszukarren, erhielten guten Lohn.

Der nächtlichen Schanzgräber wegen brannten also die Feuerpfannen, und Adelarius sah dieselben keineswegs zum ersten Mal; denn die Arbeit dauerte schon viele Wochen. Aber in diesem Augenblick erkannte er sie nicht; er sah blos den schimmernden Glanz, und wie die arme Fliege sich in die Lichtflamme stürzt, so flog er dem hellen Scheine zu. Das wußte er, dort mußte ihm Schutz werden; denn er sah die vielen dunklen Gestalten hin- und wiederfahren und hörte das Gesumme vieler Stimmen, und mit einem weiten Satze fuhr er mitten unter das Getümmel im Stadtgraben.

Keuchend und mit fliegender Brust stand er da, eine unheimliche Gestalt mit geisterblassem Antlitz,

verwildertem Bart und verwehtem Haar; sein leichtes weißes Nachtgewand flatterte im Winde. Wäre eine feindliche Kugel unter den Haufen gefahren, so konnte die Wirkung nicht stärker sein.

Erschreckt floh Alles auseinander, aber Adelarius lief hinterdrein und schrie: „So haltet doch Stand, ihr guten Männer rettet mich; mit vereinter Kraft werden wir dem grimmigen Reiter, dem Teufel Bassa widerstehen. Sieben Jahre lang hatte ich ihn gern, ich hatte ihn lieb gewonnen und war glücklich in seinem täglichen Umgange. Nach der Zeit war es mir versagt, seine liebe Stimme noch ferner zu vernehmen, denn er war für mich verstummt. Aber ich wußte ihn auswendig von Wort zu Wort, und er war mein einziger Trost in den Tagen meines Jammers. Ich glaubte ihn fern und meinte, er würde mich nicht finden; aber nun ist der Schreckliche in mein Haus gekommen, um meine Seele zu verderben. Steht, steht! Rettet, rettet!

Aber seine Worte schallten vergebens und trugen nur dazu bei, die Flucht der Menschen zu befördern und das allgemeine Entsetzen zu vergrößern; ein Jeder suchte der Erste zu sein, um aus der Tiefe des Grabens zu kommen und sich vor dem schrecklichen Gesellen zu retten.

Jetzt war der Kranke ganz verlassen, und trostlos sah er umher, ob denn jede Hilfe ihm versagt sei. Da bemerkte er den einzigen Mann, der sich nicht hatte fortreißen lassen von der allgemeinen Flucht und ihm Graben neben ihm stand. An den wandte er sich und erkannte ihn; es war Diedrich Bohlmann,

der über die nächtlichen Arbeiten die Aufsicht zu führen, aus der Bürgerschaft erwählt war. Dieser hatte sogleich im ersten Augenblick den unglücklichen Meister an der Stimme erkannt und war beherzt geblieben, um seinem tollen Beginnen zuzuschauen.

Da hatte der Rasende einen lichten Augenblick; die gewaltige Anstrengung hatte die Heftigkeit des Fiebers gebrochen, und todtmüde sank er auf den feuchten Boden hin.

„Ich bin sehr krank und elend, lieber Herr,“ — sagte er mit klagender, sterbender Stimme. „Wollt die Güte haben und mir einen von den Arbeitern mitgeben, daß er mich zu Hause geleite. Hier ist es so kalt und rauh, und, wofern Ihr nicht Sorge für mich tragt, so muß ich umkommen.“

„Wohl werde ich für ein Unterkommen sorgen, Meister Adelarius,“ sagte der Angeredete mit feierlichem Ernst und winkte einigen Männern, die sich, durch ihres Vorgesetzten Unerschrockenheit ermuthigt, allmälig wieder eingefunden hatten.

„Ihr habt doch die Worte des Mannes gehört, Ihr guten Männer,“ wandte er sich dann an die Herzutretenden.

Und als sie einstimmig bejahten und hinzufügten, wie sie aus seinen Reden vernommen, daß er sieben Jahre Zauberei getrieben und Umgang gepflogen mit dem Teufel Bassa, und daß er selber ausgesagt habe, der Teufel hätte ihn in den Stadtgraben gejagt, da nahm Bohlmann wieder das Wort.

„Nun wohl,“ sagte er, „Ihr seht also, was unsre

Pflicht ist. Laßt uns ihn ergreifen, binden und zum Herrn Camerarius bringen."

Es geschah, wie er gesagt hatte, und der Herr Camerarius ließ ihn noch in derselbigen Nacht in den Hurrelberg werfen.

8. Die Hochzeit des Meisters.

Da lag der Arme ohnmächtig hingestreckt auf den kalten Steinen des Gefängnisses in spärlicher Nachtkleidung. Allein der Frost rief bald seine Lebensgeister zurück, nicht aber den Gebrauch seiner Vernunft. Er brüllte, daß die feuchten Wände einen schauerlichen Wiederhall gaben, man solle ihn erretten aus den Klauen des Teufels Bassa, der bei ihm sei, ihn zu erwürgen. Das Geschrei verdoppelte sich, und der Gefängnißwärter zog sich voller Angst die Bettdecke übers Gesicht, um von dem gräulichen Toben nichts zu hören. Das nahm aber auch bald ein Ende, und gegen Morgen wurde es mäuschenstill in der Zelle.

Denn ein mitleidiger Schlaf hatte den Kranken beschlichen, und liebliche Träume entschädigten ihn für die Leiden der herben Wirklichkeit. Er schwebte hoch durch den Himmel, neben, unter und über sich die klaren funkelnden Sterne, und es wurde immer heller und heller. Dann umgaben ihn wieder die gewohnten irdischen Gestalten, und er sah die Stadt und das Land und den Strom und die Menschen.

Aber die Menschen waren ganz anders geworden; sie waren milder und lächelten ihm freundlich zu. Es war Alles so, wie sein Fabian ihm in vertraulichen

Unterredungen die Zukunft so oft geschildert hatte. Und sie umringten ihn und drückten ihm mitleidig die Hände und riefen einmal über das andere: Adelarius, du armer Meister, du armer, armer Märtyrer. Hier fand er sich heimisch, und beruhigt legte er sich unter einem blühenden Apfelbaume ins hohe Gras, und die Männer stellten sich ehrerbietig daneben, um seinen Schlummer zu bewachen. Da träumte ihm, daß ein Mann von wilden Geberden vor ihm stände, die Laterne in der Hand. „Gottlob," sagte er barsch, „da haben wir ihn ja noch, der Teufel hat ihn uns diese Nacht noch gelassen. Nun wollen wir ihn ins Verhör bringen."

Mit Schaudern fuhr er empor aus dem Schlaf und freute sich, nur geträumt zu haben. Da traten einige Männer zu ihm, hoben ihn sanft auf einen prachtvollen Thronsessel und trugen ihn langsam fort, durch das jubelnde, jauchzende und drängende Volk hin.

Ein Jeder wetteiferte, ihm die größten Ehrenbezeugungen zu erweisen, ein Jeder wollte ihn sehen, und die Mütter hoben ihre Kleinen empor und sagten: „Sehet den armen Märtyrer, den lieben Meister Adelarius." Solche Theilnahme und Verehrung erfüllet ihn mit süßer Freude.

Aber während er schwelgte in den süßesten Gefühlen, hatte ihn die Wirklichkeit mit eiserner Kralle gepackt. Es war ein Glück für den Armen, daß der Fieberwahnsinn die ganze Umgebung mit einem goldenen Schimmer überkleidete, und daß die bittere,

nackte Wahrheit ihm nur als ein ängstigender Traum erschien.

Denn während er sich fortgetragen wähnte, geehrt und gefeiert; während er den Ruf der Huldigung, das Freudengeschrei und die Anerkennung eines jubelnden Volks zu vernehmen glaubte, lag er auf einer elenden Tragbahre; ein Gegenstand des Abscheus; die Bürger waren bei Haufen zusammengelaufen, um den Scharfrichter Adelarius zu sehen, und Verwünschungen auszustoßen über das Haupt des bösen Zauberers, dessen nächtliches Treiben schon seit Jahren verdächtig war, und der sich nun selbst, von fürchterlicher Gewissensangst getrieben, den Händen der Gerechtigkeit überliefert hatte.

Er wurde vor Gericht gestellt, war aber so schwach, daß er kaum mehr sprechen konnte. Er gestand Alles, was man von ihm verlangte, daß er ein arger Zauberer sei, und einen siebenjährigen Umgang gepflogen mit dem Teufel Bassa. Jetzt aber habe sich die ganze Sache geendet; in jenen finstern Zeiten habe ihn der Bassa ganz eingenommen und besessen. Nun aber sei es heller worden und des Bösen Reich zu Ende für immer. Und er, Adelarius, habe ihn zum Teufel gejagt und die arme Menschheit auf ewig von seiner Herrschaft erlöst. Deshalb auch werde er so hoch geehrt und haben seinen feierlichen Einzug gehalten, umgeben von den Segnungen eines ganzen Volks. Heute sei er ganz glücklich und er feire seinen Hochzeitstag.

Die Richter verurtheilten Adelarius, der so frech

sich selbst des berüchtigten Bundes angeklagt hatte, und jetzt sein Geständniß so unumwunden bestätigte, zum Tode; und, in Ansehung, daß der Mann vom Teufel so sehr gehetzt und abgemattet sei, daß er es augenscheinlich nur noch wenige Stunden machen werde, beschloß man das Urtheil sogleich zu vollziehen.

Zu diesem Behuf war der Scheiterhaufen schon errichtet, und Hans stand daneben, angethan mit des Meisters rothem Mantel. Denn ihm war das Amt desselben übertragen, und er sah sich genöthigt, sein Meisterstück abzulegen an seinem ehemaligen Herrn. Er war sehr niedergeschlagen und bedurfte der Aufmunterung etlicher Bürger, welche ihm zuriefen, guten Muth zu fassen. Der arme Meister wurde nun seinen Händen überliefert, und Hans suchte vergebens eine Thräne in seinem Auge zu zerdrücken, als er dem Armen die Hände auf dem Rücken zusammenband und an dem Pfahl befestigte. Mit einem tiefen Seufzer legte er den Brand an die Theertonne.

Adelarius aber schien seiner grimmen Noth und Pein schon entrückt, er feierte seine Hochzeit und stand am Pfahl mit selig verklärten Zügen, unbekümmert um den schwarzen Rauch und die prasselnden Flammen. Kein Laut, kein Schmerzgeschrei; es herrschte eine Todtenstille und deutlich konnte man den Gesang der Lerche hören, die in fröhlichen Trillern hoch in der Luft über dem Scheiterhaufen schwebte.

V.

Blutregen.

Im Jahr 864 regnete es Blut, drei Tage und vier Nächte. An manchen Orten zeigten sich steinharte Würmer, welche den Feldfrüchten sehr schädlich waren, so daß viele Menschen Hungers starben. Auch stellte sich eine verheerende Viehseuche ein, und die Hunde, welche von dem Aase gefressen hatten, verkamen, daß sie kein Wild fangen konnten, lebendig oder todt.

Im Jahr 1008 war ein sehr großes Wasser in den 12 Tagen nach Weihnachten und stand 7 Tage. Später, am Palmsonntage fielen an mehren Stellen den Leuten Blutstropfen auf die Kleider.

Den 8. Febr. 1574 ließ der Erzbischof Heinrich III. bei Arend Wessels ein Ermahnungsschreiben drucken und im ganzen Stift von den Predigern ablesen, des Inhalts, daß sie das Volk zur Buße ermahnen und alle Freitage, oder, wo dies nicht mit Bequemlichkeit geschehen könnte, am ersten Freitage in jedem Monat eine Bußpredigt, Betemesse und Litanei halten sollten, und solches um der Wunderzeichen willen, welche man täglich vor Augen hätte, als Krieg, Pestilenz, theure Zeit, Armuth, allerlei seltsame und unerhörte Krankheiten, Sturmwinde, hohe Wasserfluthen und dergleichen Zeichen mehr.

Darunter war auch die erschreckliche Verfinsterung des Mondes, die man das Jahr vorher am 8. December erlebte. Der Mond war voll und schien hell, wurde aber drei Stunden lang verfinstert und war fürchterlich anzusehen, roth, gelb, blau, grün und fahl.

Und in derselbigen Nacht regnete es Blut im Erzstift Bremen. Die Frau von der Lieth zu Kranenburg nahm eine handvoll Schnee, darauf das Blut gefallen, mit sich ins Zimmer, und als der Schnee zerschmolz, duftete das zurückbleibende Blut, wie eine Rose.

VI.

Feuerregen.

Im Lande Holstein war es vor Alters Sitte, die Menschen zu verkaufen. Diesen unchristlichen Brauch hat Anscharius abgeschafft. Er zog auch nach Friesland und tadelte die Einwohner, daß sie am Sonntage arbeiteten, und als sie seiner Worte nicht achteten, strafte er sie mit Feuer vom Himmel.

VII.

Der gottlose Armenvogt.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebte in Bremen ein Armenvogt; der hatte seine Herzensfreude, wenn er Einen ins Halseisen schließen konnte und war überglücklich, wenn ihm der Herr Camerarius einen Bettler und Herumtreiber zu diesem Behuf überantwortete; und hätte er Mittelmaaß gehalten, er hätte diese Lust haben können all sein Lebelang. Das Einschließen war sein einziger Gedanke, und wenn er einem armen Manne begegnete, so faßte er ihn scharf ins Auge, nicht um zu erforschen, ob er auch wohl betteln ginge und strafbar wäre, sondern wie er sich ausnehmen würde im Halseisen. Ja, seine Leidenschaft verblendete ihn zuletzt ganz und gar, daß er auch, unbekümmert um die Folgen, aufs Gerathewohl und ohne des Herrn Camerarius Wissen die Leute einschloß, wie sie ihm zusammen zu passen schienen. Er hatte die Gewohnheit, immer zwei Mann neben einander zu stellen, und da er die Gegensätze liebte, so konnte er, hatte er den einen fest, einem halben Dutzend Vagabonden vorbeilaufen, ohne ihnen ein Haar zu krümmen. Bemerkte er dann endlich einen Menschen, der ihm gahtlich und passend schien, so half kein Bitten und Sträuben; der Armenvogt war ein kräftiger Bursche, und der Andere mochte schuldig oder unschuldig sein, er mußte in's Eisen. Gerd pflegte

es aber so zu halten, daß er, wenn er einen Kurzen und Dicken hatte, einen Langen und Magern daneben schloß, wobei er es denn einzurichten wußte, daß der Lange sich bedeutend bücken mußte, während er den Kleinen dergestalt befestigte, daß er gezwungen war, sich auf den Fußzehen in die Höhe zu richten und den Hals übermäßig zu verlängern, wollte er nicht ersticken.

Da hatten denn die Vorübergehenden ihr Gelächter über das seltsame Schauspiel, und der Armenvogt stand bescheiden neben seinem Werk, und betrachtete es als eine belobende Anerkennung seiner Laune, wenn die Leute sagten: „der Gerd Geeloge ist doch ein gottloser Strick."

Aber der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht, und diese Erfahrung machte auch Gerd.

Denn es begab sich einst, daß er den großen Cord Lange stehen hatte und ängstlich umherlief, um das Gegenstück zu suchen; er war in Verzweiflung, daß sich nichts finden wollte. Da kommt mit einem Male ein Bauer die Straße herauf, an dem Gerd auch nicht das Geringste auszusetzen findet. Derselbe hatte dicke rothe Backen und war so breit, wie lang. Aber lang war er eigentlich gar nicht und hätte bequem unter dem großen Cord weglaufen können.

Ihn sehen und greifen war eins bei Gerd, und vergebens sträubte sich der Dicke seinem handfesten Widersacher zu entgehen, der ihn die Straße entlang zerrte.

Da bog unversehens der Herrn Camerarius um die Ecke und fragte Gerd voller Erstaunen, was er mit seinem Meier zu schaffen habe. Erschrocken ließ der Angeredete seinen Raub fahren und bat demüthig um Verzeihung für seine Eigenmächtigkeit. Er habe es nicht gewußt, daß der Bauer des Herrn Camerarius Meier sei; er habe ihn bloß aus Gottlosigkeit einschließen wollen. Der Camerarius war aber nicht gesonnen, dergleichen unzeitige Gottlosigkeit und Scherz zu dulden und ließ den Gerd Seeloge in den Hurrelberg setzen.

VIII.

Schreckliche Mißgeburt.

Im Jahr 1013 wurden zwei Kinder zugleich geboren, deren Mund wie ein Gänseschnabel war, und deren rechter Arm einem Gänseflügel glich. Am dritten Tage nach ihrer Geburt lachte der eine dem Andern zu; da wurden Beide getödtet, weil Jedermann bei diesem Anblick sich des Grausens nicht erwehren konnte.

IX.

Dreifacher Nonnenmord, durch eine Magd entdeckt.

Im Jahr 1052 wohnte der Bürgermeister Cord von Gröplingen in dem Eckhause an der Obern- und Kreyenstraße. Die Gesindestube lag nach hinten hinaus an der Letzteren. Es war ein unfreundlicher Octoberabend, und der Sturm pfiff unheimlich durch die enge Gasse unter dem Fenster her. Da fuhr eine der Mägde, welche beim hellen Schein der Lampe spannen, in die Höhe; es fiel ihr plötzlich schwer aufs Herz, daß sie die kupfernen und zinnernen Geschirre, die sie des Nachmittags so blank geputzt hatte, auf dem Hofe vergessen habe, wo sie leicht gestohlen werden konnten. Da richtete sich des Bürgermeisters alter gefälliger Diener langsam auf von der Bank, um ihr diese Arbeit abzunehmen und holte Kessel und Pfannen ins Haus. Er war froh, als er das Geschäft vollendet hatte; denn draußen war es sehr rauh, es wehte ein starker Wind und rabenschwarze Wolken zogen rasch durch die Luft, gleich einem dräuenden feindlichen Heere.

„Hier ist es besser“ — hub er an, nachdem er wieder in die Stube getreten war und seinen frühern Platz auf der Bank eingenommen hatte. „Hier ist es besser, als draußen und ich bedaure jeden Christenmenschen, der bei diesem Unwetter unterwegs sein muß.

Da lachte die jüngste von den Mägden, eine rasche Bauerndirne, die erst vor Kurzem nach der

Stadt gekommen war; sie meinte, wer nur nicht auf verbotenen Wege gehe, den brauche es nicht zu kümmern, ob es heller lichter Tag sei, oder dunkle Nacht; sie sei von der Geest gebürtig, wo die Häuser in weiter Entfernung von einander lägen. Da sei es ihr mehr als einmal begegnet, daß sie sich bei ihres Vaters Schwester verspätet; aber dennoch habe sie lieber in der dicksten Finsterniß zu Hause gehen, als die Ihrigen durch ihr gänzliches Ausbleiben beunruhigen wollen.

„In heller, warmer Stube und unter vielen Menschen hat sich schon Mancher großer Thaten gerühmt," sagte spöttelnd der Diener. „Ich möchte aber einmal sehen, wenn Dich Jemand beim Worte nähme, mein vorlautes Jüngferlein."

„Die Nacht," erwiederte das Mädchen bescheiden, aber doch mit Festigkeit, ist keines Menschen Freund, und ich spräche Unwahrheit, wenn ich sagen wollte, daß mir eine solche nächtliche Wanderung besonderes Vergnügen gewährt. Mag ich indeß damit einen neuen Rock gewinnen, so bin ich erbötig, noch diesen Abend eine ferne Botschaft auszurichten, die wenigstens eine Stunde Zeit erfordert."

„Gut," sagte der Diener, der das rechte Mittel gefunden zu haben glaubte, ihr mit einem Schlage die Sache zu verleiden. „Du erhältst von mir morgen einen Rock, so schön er bei dem Meister Jeremias zu haben ist, wenn du also gleich hingehst zur Gerichtsstätte bei dem Jungfrauenkloster und bringst mir das Barett des armen Sünders, der neben dem Galgen auf dem Rade liegt."

Er hoffte, der Rabenstein und die Nähe des Todten sollten ihr alle Lust benehmen, und dann wollte er sich recht lustig machen über ihre Prahlerei.

Aber er hatte sich gewaltig verrechnet; denn das Mädchen erhob sich in freudiger Eile, nahm die Andern zu Zeugen der Wette und entfernte sich mit schnellen Schritten. Der Bürgermeister hörte das Knarren der Hausthüre und fragte seinen Diener, wer so spät das Haus verlassen habe.

Der erzählte denn, wessen sich die Magd unterfangen, und der Herr lächelte über das kühne Wagniß und meinte, sie werde wohl bald wieder umkehren; denn nimmer werde sie sich getrauen einen Ort zu betreten, vor dem auch wohl ein beherzter Mann zu dieser Stunde zurückbeben möge.

Das Mädchen aber befahl Gott und der Jungfrau Maria ihr Beginnen und ging getrosten Muthes die Obernstraße hinunter, wo sie bald ins freie Feld gelangte; denn die Stephansstadt war noch nicht gebaut, und gerade auf dem Hügel, wo sich jetzt die Kirche erhebt, stand das Diebesgericht oder der Galgen, dem zum Gedächtniß noch heutzutage jener ganze Stadttheil das Galgenviertel pflegt genannt zu werden.

Trotz ihrer Herzhaftigkeit konnte sie sich des Grauens nicht erwehren, als sie zum Hochgericht hinanstieg; denn es rührte und regte sich oben, und sie vernahm von Zeit zu Zeit ein Scharren im Sande, wie wenn der arme Sünder heruntergestiegen sei von seinem luftigen Sitz, um sich bei dunkler Mitternacht ein

Grab zu machen. Sie hielt unwillkührlich inne und schaute verstohlen nach der Stadt zurück. Dabei tönte es in der Luft wie lautes Wehklagen und Schmerzgeschrei und Todesröcheln; aber das verhallte rasch im Winde, und nun faßte sie sich ein Herz.

Denn sie fühlte wohl, wenn sie noch einen Augenblick zaudere, daß sie, von Grausen überwältigt, so nahe am Ziele die Flucht ergreifen müsse. Sie hörte schon im Geist das Hohngelächter des Knechts und der Mägde, ihr Ehrgefühl siegte über die Furcht, und mit wenigen Schritten stand sie am Rade. Da sah sie denn, daß die Ursache jenes verdächtigen Geräusches ein Pferd gewesen, welches dort angebunden stand; das war unruhig und scharrte mit den Vorderfüßen ungeduldig am Boden. So wie es die Magd neben sich bemerkte, drängte es sich, wie hülfesuchend, an dieselbe, und es war deutlich, daß das edle Thier ein Grauen empfand an dem unheimlichen Orte.

Während sie den Hals des Rappen streichelte, schaute sie hinauf nach dem armen Sünder. Der war ein mächtiger Räuber gewesen sein Lebelang und hatte die Umgegend weit und breit in Schrecken gesetzt. Nur durch List war man seiner habhaft geworden; denn die stärksten Männer, welche gegen ihn ausgezogen waren, ihn zu fangen, hatte er mit leichter Mühe überwältigt und todtgeschlagen. Jetzt aber war er still und friedlich an seinem Ort und ließ sich ruhig das Barett abziehn von der Hand einer schwachen Magd.

Da stand sie nun mit dem Siegeszeichen im Arm, am Rabenstein; vor sich den Todten, dessen entfesseltes

Haar sich im Winde hob und das bleiche Leichen=antlitz peitschte; neben sich den gespenstigen Gaul, der immer unruhiger und zudringlicher wurde; über sich hoch in den Lüften erneute Klagetöne und das Wim=mern eines Sterbenden — und dennoch machte sie keine Anstalt zum Fortgehn.

Denn sie war ein Weib; die Neugier siegte über alle Schrecken der Umgebung, und sie beschloß, nicht eher von dannen zu gehen, bis sie erkundet, wessen das Pferd sei, und was es mit dem nächtlichen, un=heimlichen Treiben an der andern Seite des Hügels für eine Bewandniß habe.

Da das Gewölk sich verzogen hatte, und die Sterne sich zeigten am dunklen Nachthimmel, so wurde es etwas heller und es war ihr vergönnt, die Gegen=stände in einiger Entfernung zu unterscheiden. Um nicht gestört zu werden in ihrer Beobachtung, hielt sie sich hinter dem Pferde verborgen und sah nun, wie ein Seitenpförtlein im Kloster sich aufthat, und eine Nonne hervorging, zu der sich bald ein Mannes=bild gesellte. Sie schlugen vereint die Richtung nach dem Hochgericht ein und schienen traulich mit einander zu kosen.

Da sah man plötzlich das Glänzen einer blanken Wehr im Sternenschimmer, ein dumpfer Schrei er=tönte, die Nonne brach zusammen, und der Räuber stürzte sich auf seine Beute, wie der Habicht auf die Taube.

Als die Magd die Gräuelthat verüben sah, da sträubte sich das Haar der Lauscherin, und sie hätte

beinahe ihre Fassung verloren. Nun war ihr einziger Gedanke, diesem entsetzlichen Aufenthalt so schnell wie möglich zu entrinnen, und mit einem raschen Griff hatte sie das Pferd losgebunden; sie schwang sich hinauf und ritt der Stadt zu. Sie hatte nicht nöthig, das Thier zur Eile anzutreiben; denn es floh aus eigenem Antriebe den Schreckensort und führte in ungeheuren Sätzen seine leichte Bürde zu den Wohnungen der Menschen.

Im Hause ihres Brotherrn war man indessen in der gespanntesten Erwartung. Zu Anfang erwartete man immer noch, die Magd werde sich doch besinnen und in Kurzem umkehren. Als sie aber eine Stunde wegblieb und noch eine, da wurde man ihretwegen besorgt, und der Bürgermeister, der ebenfalls wach geblieben war, um den Ausgang zu erwarten, machte dem Diener Vorwürfe, daß er mit der Herzhaftigkeit eines schwachen Mägdleins ein freventliches Spiel getrieben.

Da brauste es plötzlich die Obernstraße herauf; aber es war nicht das Sausen des Windes, sondern Pferdegetrappel, das sich mit reißender Schnelle näherte. In wenigen Augenblicken hielt der Reiter gerade vor des Bürgermeisters Hause still, und Alles stürzte an die Thür, um das neue Abenteuer zu schauen, und zu sehen, was der späte Bote noch bringe. Da schwang sich die Magd leicht herunter vom Pferde und hielt den Staunenden freudig das Barett entgegen.

„Ich habe die Wette gewonnen," rief sie, „und morgen bekomme ich den neuen Rock."

„Den sollst du haben, du kühne Magd, und ich für meinen Theil lege noch ein neues Wamms dazu," sagte Herr Cord. „Nun aber sprich, was hat es mit dem Pferde für eine Bewandniß."

Als sie nun die nächtliche Frevelthat erzählt hatte, da befahl der kluge Herr, das Thier in den Stall zu bringen. Am Morgen solle man es vor der Hausthür anbinden, dann werde der Mörder sich schon einstellen, um sein Eigenthum zurückzufordern.

Und so geschah es. Am folgenden Morgen trat ein Mann ins Haus von wildem Ansehen, der einen großen Bündel unter dem Arm trug und ohne viele Umstände sein Pferd zurückverlangte. „Es ist mir," — sagte er trotzig — „diese Nacht entlaufen, und ich danke Euch, daß Ihr es eingefangen und an die Straße gebunden habt, so daß ich es ohne große Mühe habe wiederfinden können."

So hatte er sich selbst, ohne daß er es wußte, als den Mörder angegeben, und die Gerichtsdiener, welche im Hause des Bürgermeisters waren verborgen gehalten, traten hinzu und legten ihn in Fesseln. Als er sich verrathen sah, gestand er die schwarze That ein; er hatte nach einander drei Klosterjungfrauen beredet zur Flucht mit ihren besten Schätzen, und sie dann alle drei erwürgt, beraubt und in den Sand verscharrt.

Er erhielt den verdienten Lohn. Das Kloster aber wurde dieses Vorfalls wegen von seiner vorigen Stelle nach Lilienthal verlegt.

X.

Das Wunderhorn.

Jene Jungfrau, welche ums Jahr 989 dem Grafen Anton I. von Oldenburg auf dem Osenberge das Trinkhorn überreichte, mag auch in der Nähe der Stadt Bremen ihr Wesen getrieben haben. Mit dem genannten Horn aber hat es folgende Bewandniß.

Der Graf hatte sich in der Hitze des Jagens von seinem Gefolge verirrt; er wünschte sich einen Trunk, weil es sehr warm war. Da öffnete sich plötzlich ein Sandhügel, und heraus trat ein schönes Mädchen; sie überreichte dem Dürstenden ein, mit Getränk angefülltes, Horn und versprach ihm dabei Einigkeit und Gedeihen in seiner Familie, wenn er es leeren würde.

Dem Grafen kam die Sache nicht geheuer vor; trotz des verzehrenden Durstes, welcher ihn plagte, enthielt er sich doch des Trinkens, und während er auf seinem Schimmel von dannen sprengte, goß er den Inhalt des Geschirrs rückwärts auf sein Thier. Bald darauf fand er seine Diener und ritt mit ihnen nach Oldenburg, wo denn bei genauer Untersuchung sich ergab, daß dem Pferde von der Schärfe des Getränks das Haar ausgegangen war.

Dies Trinkgeschirr wurde noch lange Jahre hindurch in Oldenburg als ein großes Kleinod den Begehrenden mit Ueberreichung eines Trunks Wein gezeigt; es war mit wunderbaren Figuren, Bildern und

unbekannten Wappen, in Gestalt eines Jägerhorns, künstlich gebildet. Die Bestandtheile desselben haben die Goldschmiede anfänglich für Gold mit einem Zusatz von Silber gehalten; als aber nachgehends ein Fuß davon zerbrochen, hat man befunden, daß es sich nicht hat schmelzen lassen, ja gar kein Feuer annehmen wollen, daher es auch kein Künstler hat anfügen, noch auch erkennen mögen, wovon dies Horn gemacht sei. Es wurde insgemein das oldenburgische goldene Horn genannt, hatte inwendig einen starken Geruch, der ihm nicht zu benehmen stand, daher der Trunk etwas widerlich fiel.

In der Folgezeit ist es nach Kopenhagen gekommen.

XI.

Von einer großen Theurung im 9. Jahrhundert.

Im letzten Jahre des 9. Jahrhunderts, nämlich im Jahre 899, war eine solche Hungersnoth, daß die Leute, um ihr Leben zu fristen, sich unter einander selbst verzehrten.

XII.

Von der Marterburg.

Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts kamen die Hunnen, welche das gesammte Deutschland mit ihren Raubschaaren überschwemmt hatten, auch nach Bremen, steckten die Kirche in Brand und mißhandelten und tödteten die Priester vor dem Altare.

Da erfolgte ein starkes Gewitter; Viele von dem Gesindel wurden vom Blitz erschlagen, die Uebrigen entflohen voller Schrecken aus dem Dom, liefen in blinder Angst nach der Weser und fanden ihren Tod in den Wellen. Da zu jener Zeit die Tiefer und Wachtstraße noch nicht bebaut waren, so befand sich zwischen der Kirche und dem Fluß ein großer, freier Platz.

Schlimmer noch erging es einem andern Haufen, welcher über die Domsheide rannte, um das Osterthor zu erreichen und sich zur Stadt hinauszuretten. Denn er wurde von den Bürgern, welche, die Angst der Heiden sehend, sich schnell gesammelt hatten, zurückgetrieben und in die nächste Straße hineingedrängt. Glaubten aber die Räuber, sich in der engen Gasse gegen ihre Verfolger ohne große Anstrengung vertheidigen und ungefährdet nach der Weser zurückziehen zu können, so irrten sie sich gewaltig. Denn es öffneten sich plötzlich die Fenster über ihren Häuptern, und die Weiber gossen siedendes Wasser und

Oel auf sie herab, so daß sie eines jämmerlichen, martervollen Todes sterben mußten.

Von dieser Begebenheit hat auch jene Straße ihren Namen erhalten; sie heißt noch bis auf den heutigen Tag die Marterburg.

XIII.

Hojer's Himmelfahrt.

Als der Erzbischof Hojer (905—15) gestorben war, wurde er in der St. Michaelis Capelle im Osten des Doms beigesetzt. Als man nach hundert und zwanzig Jahren diese Capelle ausbessern wollte, war von seinem Leichnam auch nicht die geringste Spur mehr zu entdecken, obgleich einige seiner Kleidungsstücke noch wohl erhalten waren. Deshalb glaubten die Leute, daß ihn der Herr zu sich in den Himmel genommen habe.

XIV.

St. Anschar's Traum.

Anschar, der in spätern Jahren (848—65) Erzbischof von Bremen war, hatte in seiner Jugend einen sonderbaren Traum. Seine Mutter war eine gottesfürchtige Frau, die aber schon starb, als er erst 5 Jahr alt war. Sein Vater schickte ihn nun zur Schule. Aber er ging noch zu sehr mit kindischen Gedanken um und spielte lieber, als daß er hätte lernen sollen. Da däuchte ihm in einer Nacht, daß er sich an einem Orte befände, von wo er keinen Ausweg sah. Aber nahe dabei lief ein lustiger Weg vorüber, auf welchem schöne Frauen in weißen Gewändern lustwandelten, worunter auch seine Mutter war. So wie er sie erblickte, wollte er zu ihr hin, sah aber gar keinen Pfad, der ihn hätte hinüberführen können. Da rief die Schönste unter den Frauen: „Sohn, willst Du zu Deiner Mutter kommen?“ — und als er dies bejahte, fuhr sie fort: „Willst Du unserer Gesellschaft theilhaftig sein, so mußt Du alle Bosheit meiden und die Kinderschuhe ausziehen. Denn wir hassen und verfluchen alle bösen und eitlen Dinge und kommt auch Niemand in unsern Orden, der zur Eitelkeit Lust hat. Nach diesem Gesichte hat Anschar angefangen, sich fromm und gottesfürchtig zu halten, daß sich seine Mitschüler darüber verwunderten, wie er in der kurzen Zeit sich so gar verändert habe.

XV.

Adaldag's Traum.

Adaldag (Erzbischof v. 936—88) brachte von seiner Reise aus Italien vielerlei Reliquien mit, die er in dem Dom schenkte, oder an die Stiftskirchen vertheilte. Den Leichnam des heiligen Victor brachte er nach Bassum. Dort erschien ihm Anschar im Traum und ermahnte ihn, die Kirche zu Bücken nicht untergehen zu lassen. Seit jener Zeit widmete Adaldag derselben eine besondere Sorgfalt.

XVI.

Der alten Friesen Seeabenteuer.

Zur Zeit des Erzbischofs Bezelin, mit dem Beinamen Allebrand, (1035—43) unternahmen einige vornehme Friesen eine Entdeckungsreise, um sich davon zu überzeugen, ob die gewöhnliche Meinung, daß sich im Norden der Weser kein festes Land mehr finde, gegründet sei. Der Volksglaube dachte sich dort nur eine ungeheure, unbegränzte Meeresfläche, die Libersee genannt.

Jene Gesellschaft ging also muthig in See, ließ Dänemark rechts, England zur Linken liegen und gelangte nach den orkadischen Inseln; jetzt ließen sie

Norwegen rechts liegen und erreichten nach langer Fahrt das eisige Island. Als sie von diesem Lande abfuhren zur Weiterreise und jene Gewässer bis zu den äußersten Enden durchschifft hatten, so daß sie alle Eilande hinter sich liegen sahen, empfahlen sie ihr kühnes Wagniß dem allmächtigen Gott und dem heiligen Willehad; denn sie geriethen in eine undurchdringliche Finsterniß und bald darauf in einen heftigen Meereswirbel. Sie flehten darauf die Barmherzigkeit Gottes an, daß er nur ihre Seelen zu sich nehmen möge. Da wurden sie durch eine heftige Gegenströmung zurückgeworfen, so daß sie durch diese, ihnen zu rechter Zeit gewordene, Hülfe Gottes aus der augenscheinlichsten Gefahr errettet wurden; denn jetzt war es ihnen möglich, durch angestrengtes Rudern dem Strudel zu entkommen.

Aus jenem gefahrvollen Dunkel, jenen Strömungen und jener Kälte waren sie also wieder erlös't; da kam ihnen nach einiger Zeit eine von hohen, steilen Klippen umgebene Insel zu Gesicht, welche fast das Ansehn einer ungeheuern Stadt mit gewaltigen Festungswerken hatte.

Einige von den Reisenden stiegen ans Land, um das Innere des Eilandes zu untersuchen. Da fanden sie zur Mittagszeit die Menschen in unterirdischen Höhlen verborgen. Vor den Thüren dieser Höhlen lag eine unendliche Menge Geschirre von Gold und köstlichem Metall. Sie nahmen davon, soviel sie tragen konnten und eilten froh zu ihren Schiffen zurück. Da sahen sie plötzlich hinter sich Menschen von wunderbarer

Größe, nur mit einem einzigen Auge mitten auf der Stirn; vor ihnen her verhältnißmäßig große Hunde in gewaltigen Sprüngen, die auch einen von den Schiffern erreichten und sogleich in Stücken rissen.

Den übrigen Friesen gelang es, unversehrt ihre Fahrzeuge zu erreichen; sie wurden aber bis auf die hohe See von den schreienden Riesen verfolgt. Nach allen diesen Fährlichkeiten kamen sie endlich nach Bremen zurück, wo sie dem Erzbischof Allebrand Alles der Reihe nach erzählten und dem frommen Christus und dessen Bekenner Willehad, der glücklichen Heimkehr wegen, ihre Dankopfer darbrachten.

XVII.

Wunderbare Wirkung des Genusses des Abendmahls.

Bei Erzbischof Lüderichs (840—47) Zeiten war eine Magd, die nahm Gottes Leichnam in den Ostern und lebte drittehalb Jahr hindurch, ohne irgend eine irdische Speise zu genießen.

XVIII.

St. Victors Erscheinung im Dom.

Im Jahre 1311, als man am St. Victorstage dem Heiligen zu Ehren im Dom eine feierliche Prozession veranstaltet hatte, und der Domdechant, Herr Boege über der Taufe stand zwischen dem Diacon und Subdiacon, sprach er zu den beiden Herren, die sich neben ihm befanden: „Wer mag der stolze Ritter sein, der da mitten im Dom steht?"

„Herr," — erwiederten sie „mit Eurem Willen und Urlaub, da steht ja Keiner." „Seht Ihr Niemand jenseits der Taufe stehen?" fragte der Dechant noch einmal. Und als sie es wiederum verneinten, und auch der Kämmerer, welchen er befragte, nichts sehen wollte, ging der Dechant nach der Seite hinüber, wo der Ritter stand, redete ihn an und bat ihn, daß er St. Peters Brot mit ihm essen möchte. Jener antwortete, daß ihm solches nicht zustände. Als ihn aber der Dechant um seinen Namen fragte, erwiederte er: „Ich bin Victor, den ihr hier begeht in der Ehre Gottes."

Da sah alles Volk, wie der Dechant niederkniete, um dem Heiligen seine Ehrfurcht zu erweisen. In demselben Augenblick aber war dieser verschwunden, und der Dechant erzählte nun alle Dinge, die ihm mit St. Victor begegnet waren.

XIX.

Der Mehlkasten des Domdechanten.

In den Jahren 1315 und 16 war ein außerordentliche Theurung in allen Landen, und viele Menschen mußten Hungers sterben. In Liefland war die Noth gränzenlos, und in Polen, der Kornkammer eines großen Theils des europäischen Nordens, war damals solcher Mangel, daß die Eltern ihre Kinder aßen; die Leichen wurden aus den Gräbern hervorgescharrt und die Diebe aus dem Galgen genommen und verzehrt. In Bremen kostete der Scheffel Rocken 24 alte Grote.

In diesen schweren Zeiten ließ Herr Boege, der Domdechant, Korn und Mehl unter die Armen vertheilen, auch täglich einen Scheffel Mehl verbacken, zum Besten der Bettler, welche die Thüren seines Hauses belagert hielten. Endlich machte ihm das Gesinde Vorstellungen über seine Verschwendung und deutete darauf hin, wie er selbst in Verlegenheit kommen würde, wenn sein Vorrath erschöpft wäre.

Da gebot Herr Boege alles Korn zusammen zu fegen in den Kasten und nicht abzulassen vom Almosengeben; Gott der Herr würde Alles wieder ersetzen.

Und siehe da die Diener kamen zurück und meldeten dem Dechanten, alle Winkel und Ecken seien voller Korn. Da fing der fromme Herr, von dankbarer Rührung überwältigt, an zu weinen und gebot seinen Leuten, daß sie den Armen noch zweimal soviel geben sollten, als vorhin.

In Bremen war noch Brot zu haben für Geld, in vielen andern Ländern aber nicht, und wenn Jemand einen Pfenning Werths Brot von eines Bäckers Fenster nahm, so wurde nicht so genau darauf gesehen.

XX.

St. Oleffs Sarg.

1. Die Huldigung des Erzbischofs.

Im September des Jahres 1579 ging es sehr lebendig her in der Stadt Bremen. Von des Morgens früh bis zum späten Abend sah man die Bürger mit ihren Waffen in den Straßen, wie sie zur Musterung zogen oder von ihren Sammelplätzen in kleineren Abtheilungen sich wiederum nach ihren Wohnungen verfügten. An allen Kreuzstraßen wurden Pfähle eingerammt und mit Ketten versehen, um die Straßen im Nothfall absperren zu können.

Den 22. langte die waffenfähige Mannschaft aus Neuenkirchen an, bei funfzig Mann stark und folgenden Tags die Wehrpflichtigen aus Bremerlehe, hundert und neun Hakenschützen und hundert und vierzehn Mann mit langem Gewehr; diese ganze auswärtige Mannschaft wurde bei den Bürgern in die Kost gelegt.

Ein Fremder, der die Veranlassung dieser Anstalten nicht gewußt hätte, würde geglaubt haben, die Stadt

rüste sich zu einem großen Kriege; aber alle diese Vorbereitungen galten einer friedlichen Feierlichkeit. Denn man erwartete den Herrn Erzbischof Heinrich, den dritten dieses Namens, welcher sich wollte huldigen lassen, und die Stadt hatte beschlossen, Alles aufzubieten, was zur Verherrlichung des Einzugs dieses mächtigen Fürsten, der zugleich Bischof von Osnabrück und Paderborn war, beitragen konnte.

Schon im August hatte der Rath vier Rathmänner beauftragt, in jedem Kirchspiel die Bürger aufzuzeichnen, Mann für Mann, und welcherlei Gewehr ein Jeder hätte. Davon gingen zwei umher in U. L. Fr. und Martini-Kirchspiel, als Behrend Kolzenberg und Hinrich Schweeghusen, und in Anschars- und Stephani-Kirchspiel Karsten Regenstorp und Lüder Lösekanne.

Da wurden befunden in den beiden kleinen Kirchspielen als U. L. Fr. und St. Martini zwei und funfzig Rott haussitzender Bürger, 867 Mann an der Zahl, Söhne, Knechte, geistliche Leute, Schuldiener, Herrendiener und Küster ungerechnet. Aber die beiden großen Kirchspiele waren noch bedeutend stärker, so daß der Rath im Stande war, dem Erzbischof eine stattliche Kriegsmacht zu zeigen, und als am 25. der Einzug wirklich erfolgte, wurden die Bürger folgendermaßen in den Straßen aufgestellt.

Die Bürger von St. Stephani unter ihren Hauptleuten Hinrich Salomon und Karsten Regenstorp (zwei Rathmännern) und ihren Fähndrichen Hinrich Laves und Borchert Schwermann, so wie die von St. An-

schars mit ihrem Hauptmann Schwerder Schulte und ihrem Fähndrich Johann Gröning, genannt Hannibal, standen vom Anscharsthore zu beiden Seiten der Straßen wohlgerüstet bis an die Haakenstraße. Die kurze enge Straße dann beim Hurrelberg war nicht besetzt. Darauf vom Marktplatz bis Clüvers Hof an der Domsheide, wo der Erzbischof absteigen wollte, standen die Bewohner von U. L. Fr. und Martini; bei jenen war Arend Laves Hauptmann und Alexander Bicker Fähndrich, bei diesen war Hauptmann Gerd Wessels und Fähndrich Arend Balleer. Die Schützen endlich, geführt vom Hauptmann Hermann Schomaker und dem Fähndrich Hans Rolken standen auf dem Marktplatz in der Kütelbank in Schlachtordnung.

Da war ein großes Volk bei einander, und waren die Leher und Neuenkirchener unter die Bürger vertheilt.

Dem Erzbischof zogen entgegen der Adel aus den Aemtern Langenwedel und Thedinghausen, die Abgeordneten des Domkapitels und die Grafen von der Lippe mit dem osnabrückischen und paderbornschen Adel. Von Seiten des Raths, die Bürgermeister Erich Hoyer und Carsten Steding und der Syndicus Christoph Wedekind. Bei Oslebshausen begegneten sie ihm und schlossen sich seinem stattlichen Gefolge von 500 Pferden an. In seiner Begleitung befand sich auch Hinrich Ranzau, königl. dänischer Statthalter in Holstein und Josias von Quelen, Amtmann zur Steinburg bei Itzehoe.

Als er vor der Stadt anlangte, wurden alle groben

Geschütze rings um die Stadt gelöst, so wie auch die Schlange auf dem Anscharsthurm.

Des Erzbischofs Vortrab bildeten 132 Reiter mit 3 Trompetern; die waren in Seide und Sammt gekleidet, mit Federbüschen und sonst reich geschmückt.

Darauf folgte der Erzbischof und hatte neben sich laufen einen Haufen Trabanten, theils aus Land Wursten, theils aus dem Stift, in Roth und Weiß gekleidet, voran 6 Trompeter.

Der ganze Nachtrab war in schwarzen Harnischen, und die Hengste dieser Abtheilung waren von ausgezeichneter Schönheit.

Der Fürst hielt nun unter dem Geläute aller Glocken des Doms seinen Einzug und wurde an der Domsheide von der Geistlichkeit in Empfang genommen, die sich dort in langen, eigens für diese Gelegenheit angeschafften Kleidern, aufgestellt hatte. Es war zwischen vier und fünf Uhr, als er vor seinem Hof anlangte, und als er abstieg, erhielt Segebade, der Marschalk, seinen Leibhengst, nach alter Gewohnheit.

Der Rath sandte dem Erzbischof diesen Abend zwei Last roth und weiß Bier, zwei Fäßer Wein, vier fette Ochsen, zwanzig Schaafe, zwei Lachse und eine große Menge Hafer.

Folgendes Tags fanden die eigentlichen Huldigungsfeierlichkeiten Statt; das Domkapitel und die Stiftsritterschaft leisteten im Dom, die beiden Kämmerer im Namen des Raths und der Stadt auf dem Rathhause den Eid. Zuerst begab sich der Erzbischof zu Pferde nach der Domkirche. Vor ihm her gingen

drei Ritter neben einander, darauf die Vikarien und dann die Kanoniken aus allen vier Stiften. Jetzt kam der Erzbischof, Heinrich der Dritte, ein Sohn des Herzogs Franz zu Sachsen, Engern und Westphalen, ein stattlicher Herr von dreißig Jahren. Er trug einen langen schwarzen Sammtrock, mit Zobel gefüttert; die Pagen, welche ihm folgten, waren in braunem Sammt, mit goldenen Schnüren. Den Beschluß machten die Ritterschaft, die Geistlichen und die Dienerschaft.

Als der Gottesdienst beendigt war, welchem der Fürst in einem prachtvoll mit Sammt ausgeschlagenen Stuhl unter dem Lektor beiwohnte, huldigte ihm das Kapitel auf dem Chor, und nach einigem Zögern auch die Ritterschaft. Von da ritt er nach dem Rathhause und stieg an der Treppe bei U. L. Fr. Kirchhof ab, wo er von den Trompetern und Heerpaukern begrüßt wurde. Jetzt las der bischöfliche Kanzler den beiden Kämmerern den Eid vor: „Ihr beiden Kämmerer nehmet von wegen E. E. Raths und der ganzen Gemeinheit dieser Stadt Bremen gegenwärtigen unsern gnädigen Landesfürsten und Herrn auf für Euren rechten Landesherrn, und Ihr wollet und sollet hinfort seiner fürstlichen Gnaden treu und hold sein, derselben Bestes wissen und Arges wenden, wie fromme Leute von Rechtswegen schuldig sind.“

Die Angeredeten erhoben dann ihre beiden Hände zu Gott im Himmel und leisteten damit stillschweigend, ohne ein einziges Wort dabei zu sprechen, den Huldigungseid. Da wurde geschenkt Klarett und Wein, und grüner Ingwer und Backwerk herumgereicht,

und der Fürst begab sich einstweilen wieder nach seinem Hof, bis die nöthigen Vorkehrungen zur Mahlzeit auf dem Rathause getroffen waren. Dort wurde er denn mit seiner Ritterschaft und Geistlichkeit herrlich bewirthet mit mancherlei Gerichten, Konfekt, und anderm künstlichen Gebäck aus Zucker; es wurde getrunken Wein, Hamburger und Eimbeker Bier und also ein köstliches Mahl gehalten unter lustigem Trompetenschall, und wenn man ans Fenster trat, sah man unten auf dem Marktplatz die erzbischöflichen Trabanten mit einander kämpfen.

Damit waren die Gastereien noch keineswegs zu Ende. Denn am folgenden Tage bewirtheten die Aelterleute den Fürsten auf dem Schütting, und man wollte die Bemerkung machen, daß er dort viel fröhlicher gewesen sei; es war daselbst unter andern ein mit Geschütz versehenes Schiff aufgehängt, welches zur Belustigung der Anwesenden tüchtig kanonirte.

2. Der Sarg.

Solche Pracht war seit Menschengedanken in der Stadt Bremen nicht zu schauen gewesen, und aller Orten, wo es etwas zu hören und zu sehen gab, war ein großes Gedränge von Bürgern und Fremden.

Es wohnte aber zu jener Zeit hinter der Mauer, unweit der Aschenburg ein Kahnschiffer, Karsten Tiemann genannt. Der blieb, während alle seine Nachbarn die Häuser hinter sich verschlossen, um mit Weib und Kind nach dem Domshof und dem Markte

habe er durch einander gefunden die Spuren von Menschen, Hühnern und Gänsen. Das Ding sei ihm zu graulich, und wenn es nicht möglich sei, daß er in Zukunft im Hause schlafen könne, so sei er gesonnen, noch heute seinen Wanderstab weiter zu setzen.

Karsten hatte ihm mit ungläubiger Miene zugehört und suchte ihm die Sache aus dem Kopfe zu reden; als aber Johann endlich mit Bestimmtheit erklärte, vier Pferde sollten ihn die Nacht nicht wieder nach dem Kahne bringen, erhielt er seinen Abschied. Der Hausherr nahm sich indeß vor, das Ding selbst näher zu untersuchen; denn er betrachtete das Ganze als eine leere Erdichtung und argwöhnte, es möge sich ein Liebhaber zu dem Fahrzeuge gefunden und, um jeden Andern vom Aufbieten zurückzuschrecken, den Knecht bestochen haben, dasselbe durch dergleichen Erzählungen in Verruf zu bringen.

Die Frau betrachtete das ganze Vorhaben als zu gewagt und wollte ihren Mann durchaus nicht gehen lassen, als er nach dem Abendbrote sich anschickte, nach dem Kahn hinunter zu gehen, um die Nacht auf demselben zu verweilen. Sie wußte wohl, daß sie ihm mit ihrer Gespensterfurcht nicht kommen dürfe; sie wies daher auf seine schwächliche Gesundheit hin und gab ihm zu bedenken, wie schädlich ihm der nächtliche Aufenthalt auf dem Wasser sein würde.

4. Die Ausfahrt.

Was sie aber auch Alles vorbringen mochte, er wußte sie endlich doch zu beruhigen, und um 9 Uhr, als es vollkommen finster war, begab er sich an Bord.

Er war ein für jene Zeiten aufgeklärter Mann, der nie einen Spuk erlebt und niemals Gespenster gesehen hatte und deswegen bei jeder Gelegenheit seine Zweifel über das Vorhandensein übernatürlicher Dinge äußerte. Er pflegte auch wohl hinzuzusetzen, daß es ihm lieb sein, würde, wenn ihm einmal wirklich dergleichen zu Gesicht käme.

Da stand er denn auch straff und trotzig am Mast, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Auf der Aschenburg waren sämmtliche Fenster erleuchtet, und Pauken- und Trompetenschall gab Kunde von dem fröhlichen Bankett. Auch war es noch lebendig in den Straßen, Leute mit Laternen gingen hin und her und in einer Schenke am Ufer vernahm er deutlich lauten Wortwechsel, der sich mit einer heftigen Schlägerei endigte.

Allmählig verschwanden die Leute von den Straßen, der Trompetenschall war verstummt, die Lichter in der Burg wurden ausgelöscht und auf dem Wasser lagerte sich eine undurchdringliche Finsterniß. Es wurde spät und still. Von Zeit zu Zeit schrillte der Wetterhahn auf dem Dache der Aschenburg, wenn der Wind umsprang; auch hallte der dumpfe Ruf der Runde von der Natel beim Fangthurm zu ihm herunter, und die Kirchenglocken ließen sich von Viertelstunde zu Viertelstunde vernehmen.

Dann war Alles wieder ruhig, und das Knarren der Taue, so wie das leise, ununterbrochene Plätschern der Wellen war das einzige Geräusch, das zu seinen Ohren drang.

Jetzt hatte er volle Muße, des Knechts Erzählung noch einmal zu überdenken. Er sah das ganze Ereigniß im Geiste vor sich, das Verdeck bevölkerte sich mit verdächtigen Menschen und geheimnißvollem Geflügel, Alles drängte sich zu ihm, und bestürmte ihn mit Fragen, wie er hierher gekommen und was sein Begehr sei.

Er zuckte unwillkührlich zusammen, wollte sich aber seine Furchtsamkeit nicht selbst eingestehn, sondern schob sein Schaudern und Frösteln darauf, daß der Wind schneidender und die Luft kälter geworden sei.

Die Glocke schlug zehn, sie schlug halb eilf, und er suchte nach einer Stelle, wo er sich verbergen und unbemerkt seine Beobachtungen anstellen möchte. Aber oben auf dem Verdeck konnte seines Bleibens nicht sein, das sah er wohl, und er mußte sich schon entschließen, hinunter zu gehn, um dort einen Schlupfwinkel zu suchen.

Ueber seinem Hin- und Wiedergehen schlug es drei Viertel auf eilf, und ohne sich weiter zu besinnen, oder nach einem andern Platz umzusehen, verfügte er sich ungesäumt in seine Schlafkoje, verriegelte die Thür hinter sich und legte sich nieder.

Was sollte er auch noch länger da oben in der Kälte stehen, und sich von dem Johann zum Besten haben lassen. Und wenn sich dennoch im Verlauf

der Nacht etwas Verdächtiges sollte hören lassen, so war er ja immer bei der Hand. Auch konnte er ungesehen Manches durch die Spalte der geöffneten Thür bemerken.

Kaum lag er im warmen, sichern Bette, als der erste Schlag der eilften Stunde vom Stephanithurm her über das Wasser dröhnte, und in demselben Augenblick vernahm Karsten über sich ein Trappeln und Scharren, ein Laufen und Wandern, wie wenn ein großes Volk sich auf dem Verdeck aufstellte, und mit Grausen machte er die Erfahrung, daß der Knecht nichts als die lautere Wahrheit geredet.

Jetzt wäre er gern wieder zu Hause gewesen, und er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er die Ermahnungen seines Weibes verachtet und sich von seinem frevelhaften Uebermuth zu solchem Wagniß hatte hinreißen lassen; aber seine Reue kam zu spät, und er mußte nun alles ruhig über sich ergehen lassen.

Sein einziger Trost lag in der Voraussetzung, daß die da oben seinen Aufenthalt im Schiffe nicht bemerkt haben, und also auch seinen Vorwitz nicht bestrafen würden. Aber er sah bald, daß er sich getäuscht, und daß die verdächtige Gesellschaft ihn in seinem Versteck allerdings entdeckt habe. Denn im Nu waren Kisten und Kasten vor die Thür seines Verschlages gewälzt, offenbar aus dem Grunde, um ihm das Lauschen unmöglich zu machen. Indessen wurde ihm weiter kein Leid zugefügt.

Das war Alles das Werk eines Augenblicks, und

die Glocke war noch im Schlagen, als es oben mäuschenstill wurde. Er horchte ängstlich und zerbrach sich vergeblich den Kopf, was er in seiner Lage beginnen sollte.

Da verhallte der eilfte Schlag, und mit fürchterlicher Schnelle ging es von dannen. Es war, als hätten sich die Schwerter an den Seiten des Schiffes in Räder verwandelt, und als wären die Segel zu mächtigen Rossen geworden, so rollte und schnaubte es vorwärts; die Wogen klatschten mit donnerähnlichem Brausen gegen die Planken des Fahrzeugs und zischten im Zurückprallen, wie wenn man glühendes Eisen ins Wasser taucht.

Und durch das entsetzliche Getöse, und Geheul hörte der Unglückliche das Lachen und Kichern vieler Menschen und das Stampfen von Tanzenden auf dem Verdeck. Die Sinne wollten ihm schier vergehen vor Angst und Schrecken, und er befahl seine Seele in Gottes Hand.

Allmählig verhallte das Getöse und mit einem Ruck stand das Schiff. Da hörte er denn, an dem Stolpern und Fallen, daß die Gesellschaft in großer Eile das Schiff verließ. Als alles ruhig und still war, dankte und pries er Gott, daß er ihn in dieser Noth und Gefahr so gnädiglich behütet. Er war aber zu aufgeregt, als daß er hätte schlafen können, und, da er glaubte, daß der Spuk für diese Nacht nicht wiederkehren werde, so wollte er noch eine Viertelstunde auf's Verdeck gehen.

Es kostete ihm viele Mühe, die Kisten und das

Geräth, womit die Thür seines Behälters verbollwerkt war, zurückzuschieben; indeß wich dasselbe endlich seinen Anstrengungen, er öffnete die Thür und schwang sich aufs Verdeck.

Aber welche Ueberraschung wartete seiner? Wo war die späte Mitternachtsstunde, wo die rauhe Herbstnacht? Hoch stand die Sonne am Himmel und beleuchtete die Landschaft mit hellem Glanz.

Er lag mit seinem Fahrzeuge in einer geräumigen Bucht, vor ihm eine große Stadt mit Hunderten von Thürmen, deren vergoldeten Kuppeln wie Edelsteine funkelten; zu beiden Seiten prächtige Gärten, die sich bis an das Gewässer erstreckten, so daß die hohen schlanken Bäume im Wasser zu stehen schienen, und sich in genau begränzten Umrissen in der klaren Fläche spiegelten. Cedern und Kokospalmen ragten mit ihren stolzen Häuptern hoch empor über das Ufer, und wundersame Blumen schauten träumerisch in die Fluten. Das war ein Himmelsblau! Das war ein üppiges saftiges Grün! Er rieb sich zu wiederholten Malen die Augen, um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich wach sei. Die ganze Umgebung war für ihn eine neue Welt. Dazu diese Thätigkeit, dies rege Leben rings um ihn her.

Es lagen viele Schiffe in der Bucht vor Anker, und die Böte, mit halbnackten, singenden Mohren bemannt, schossen pfeilschnell rechts und links an ihm vorüber nach der Stadt hin, oder von einem Schiffe zum andern.

Und nun gar im Hintergrunde die Stadt mit ihren

Mauern, Thürmen, Pallästen und Basteien, und das regsame Treiben am Ufer; hier wurden Schiffe befrachtet, dort wurden welche entladen, und noch etwas weiter hin ließ das Getümmel und Gedränge auf das Dasein eines großen Marktplatzes schließen. Karsten konnte sich lange Zeit von seinem Staunen nicht erholen; endlich faßte er sich ein Herz und rief ein Paar vorüberfahrende Matrosen an. Er erhielt keine Antwort, denn sie mochten ihn wohl nicht verstehen. Dafür lachten sie ihm recht höhnisch ins Gesicht und zeigten dabei eine Reihe Zähne, die gegen ihre dunklen Züge abstachen, wie frisch gefallener Schnee auf dem schwarzen Brachlande.

Es hätte sich auch wohl der ernsthafteste Mann bei seinem Anblick des Lachens nicht erwehren können. Es war außerordentlich heiß, denn die Sonne sandte ihre glühenden Strahlen senkrecht herunter, und es regte sich auch kein Lüftchen, welches Kühlung hätte bringen können; nun stand Karsten auf dem Vorderdeck, eingehüllt in eine dicke Tuchjacke, und große Wasserstiefeln an den Füßen; dabei hatte er die Klappen seiner norwegischen Pelzmütze, die noch von seinen Fahrten nach Bergen und Drontheim herstammte, sorgfältig über die Ohren gezogen, und an seinen Händen trug er Handschuhe von Bärenfell. So pflegte er sich zu kleiden, wenn er die Nacht über auf dem Schiffe verweilen mußte, oder bei rauhem, kaltem Wetter. Bald aber fühlte er das Unbequeme seiner Kleidung, dicke Schweißtropfen perlten

von seinem Gesicht herunter, und er warf Pelzmütze, Jacke und Handschuhe von sich.

Obgleich er nicht wußte, wie er eigentlich daran sei, so überwältigte doch bald die Neugier seine Furchtsamkeit, er band seine Jölle los und fuhr mit derselben nach der Stadt.

Da wogten Menschen durch einander von allen Farben, mit schwarzen, braunen und weißen Gesichtern; die kauften und verkauften, und während eine große Menge von Sclaven damit beschäftigt war, die gekauften Güter und Ballen fortzuwälzen, wurden auf Maulthieren frische Vorräthe herbeigeführt.

Das war ein Gewühl, wie in einem Ameisenhaufen; und nun vollends das Gewimmel, wenn etwa ein vornehmer Herr oder eine reiche Dame des Wegs zogen; jene auf prächtigen reich geschirrten Hengsten, umgeben von starken, bewaffneten Schaaren, diese in zierlichen Palankyns, hinter wallenden, seidenen Vorhängen, die sie nur verstohlen lüfteten, um manchmal zu lauschen. Ja es wollte Karsten einmal bedünken, als hätte er das Gesicht einer Frau, die bei seinem Anblick erschrocken und eilig den Vorhang herunter ließ, schon früher einmal gesehen.

Allein er schalt sich einen Thoren und Träumer und machte einige Schritte vorwärts; in das Menschengewoge aber wagte er sich nicht hinein.

Das nahm denn auch mit jedem Augenblick überhand, und zuletzt zog noch ein Haufen vorüber, größer und glänzender, als alle früheren. Voran lief eine Schaar von Trabanten, um mit ihren Speeren Platz

zu machen. Alles wich in scheuer Ehrfurcht zur Seite und es zeigte sich ein Mann, auf einem mächtigen Elephanten reitend. Der trug ein reich gesticktes Gewand, und seine Waffen blitzten von Perlen, Juwelen und Gold. Dann kam der reisige Zug und wollte kein Ende nehmen, und die Pracht der Waffen und Rüstungen übertraf Alles, was Karsten je der Art gesehen hatte. Das ist sicherlich der König dachte er, und war begierig den Namen des Landes zu erfahren.

Er trat also zu einer Schildwacht, welche er am Strande neben sich bemerkte, und deren Aufmerksamkeit er schon seit längerer Zeit auf sich gezogen hatte; aber als er zur Antwort erhielt, sie wären hier in Ostindien, da hätte ihn beinah der Schlag gerührt.

„In Ostindien!" rief er einmal über das andere und konnte seines Erstaunens nicht Herr werden. In Ostindien! Ich getraue mich mit meiner Nußschaale nicht zur Weser hinaus nach Nordernei und Helgoland, und nun fährt diese Gesellschaft mit mir nach dem fernsten Erdwinkel, nach Ostindien, wohin man sich sonst doch nur in großen starkbemannten Schiffen wagt."

Zugleich dachte er mit schwerem Herzen an sein ferneres Schicksal. Das war klar, gelangte er nicht wieder in derselben Weise, wie er gekommen war, nach seiner Vaterstadt zurück, so sah er sie auch niemals wieder, und er war in dieser fremden Welt verlassen und verloren. Dabei fiel ihm seine Frau ein, die ihm so dringend von seinem Vorhaben abge-

rathen hatte, und das kranke Kind. Wer sollte denen jetzt das Brod verdienen, wenn er in Ostindien war!

Er setzte sich auf einen großen Stein und fing bitterlich an zu weinen.

Da trat die Schildwacht herzu, die seine Gedanken errathen hatte und forderte ihn auf, gutes Muths zu sein. Wie er gekommen, so werde er auch wieder von dannen fahren. Schon drei Tage nach einander sei die Gesellschaft mit dem Fahrzeuge zur Mittagszeit eingetroffen, und jedesmal pünklich nach Verlauf einer kleinen Stunde ginge dieselbe wieder in See. Darum möge er sich beeilen, an Bord zu gehen; denn schon sehe er sie zurück kommen.

Und wirklich bemerkte Karsten in der angegebenen Richtung eine Reihe von prächtigen Palankyns, die sich langsam dem Ufer näherten, und er glaubte sogar unter ihnen denselben zu bemerken, der ihm schon vorhin aufgefallen war.

So graulich für ihn die Gegenwart der wunderlichen Gesellschaft sein mußte, so lachte ihm doch bei diesem Anblick das Herz im Leibe; war er nun doch der Ungewißheit, ob er Weib und Kind jemals wieder sehen werde, gänzlich enthoben.

Gern hätte er sich in der Eile noch etwas gekauft, um es vorzeigen zu können als ein Andenken, wodurch er im Nothfalle seine Anwesenheit in Ostindien zu Hause beglaubigen möchte. Denn ohne ein solches würde doch ein Jeder seiner Erzählung spotten; aber er hatte unglücklicherweise, außer einem einzelnen bremer Groten, gar kein Geld bei sich.

Damit trat er zu einer Frau, die mit Limonen und Apfelsinen an der Straße saß und fragte, ob er für sein Geld etwas erhalten könne von ihrer Waare. Aufmerksam beschaute die Frau den Groten, und als sie den bremer Schlüssel sah, nickte sie ihm freundlich zu und steckte ihm alle Taschen voll von der süßen Frucht. Da sah er denn deutlich an der großen Menge der erhaltenen Limonen, daß die Schildwache ihm nichts vorgelogen habe, und daß er wirklich in Ostindien sein müsse; denn nur an Ort und Stelle, wo diese kostbaren Aepfel wachsen, konnten sie so billig sein.

Eilig begab er sich nun nach dem Kahn, denn er sah den Zug schon ganz in der Nähe und kroch wieder in seinen Schlupfwinkel. Und wiederum hörte er das Trappeln und Stampfen über sich, und wieder wurden die Kisten vor seine Thür geschoben, um ihm die Aussicht und das Lauschen zu benehmen; und das Brausen und Sausen erneute sich, und er hörte wieder, wie sie oben tanzten, scherzten und lachten.

Das focht ibn aber Alles nicht an; war er doch überzeugt, daß die wilde Fahrt ihn wieder nach der Heimath trage. Nach einer Weile stand denn auch wieder das Schiff, wie das erste Mal, Alles polterte hinunter; helle Weiberstimmen kreischten durch einander, und Karsten glaubte aus dem Wirrwarr schließen zu dürfen, daß man etwas vermisse und suche. Da dröhnte die Glocke eins, es war der bekannte Ton vom Stephansthurm, und Karsten athmete hoch auf, als er sich wieder an Ort und Stelle wußte. Das Geräusch, wie lebhaft es noch so eben war, verstummte augenblicklich

und unser Abenteurer, dem ein Stein vom Herzen gefallen war, wickelte sich fester in seine Decke, um zu versuchen, ob er jetzt nicht noch ein Paar Stunden schlummern könne. Ermüdet von den Strapazen dieser Nacht, fiel er bald in einen tiefen Schlaf.

Als er am Morgen erwachte, war ihm ganz eigen zu Sinn. Sein Kopf war wüst und wirr, und er stieg auf's Verdeck, um nach Wind und Wetter zu schauen. Das war immer des Morgens sein erstes Geschäft. Es fiel ein feines Naß, und über Stadt und Strom war, so weit sein Auge reichte, ein grauer Regenhimmel ausgespannt. Das Fahrzeug lag genau an derselben Stelle, wie gestern, rechts der Fangthurm, vor ihm die Aschenburg und zur Linken im Hintergrunde der Stephansthurm, dessen Spitze durch den dichten Nebel seinen Augen verhüllt war.

Da lag nun die Wirklichkeit starr, fahl und kalt vor seinen Augen, und das blühende Leben der Nacht und das ganze Abenteuer, was konnte es anders sein, als ein phantastischer Traum, hervorgerufen durch die lebhafte Schilderung des Knechts.

Aber, was ist denn das? — Da liegen sie ja, die Blätter und Zweige, von denen Johann gesprochen, als den Wahrzeichen des nächtlichen Treibens! Jetzt muß jeder Zweifel schwinden in seiner Brust. Das ist das Laub der goldnen Limone, er erkennt es, und die herumliegenden Apfelsinaschaalen geben Zeugniß von den nächtlichen Näscherinnen; und demnach ist es keine Täuschung, er hat sie wirklich gesehen, die Stadt und den Wald und die Blumen. Er erinnert sich der er-

handelten Früchte, und auch sie findet er noch in seiner Tasche. Es ergreift ihn ein süßes Sehnen nach jenen glücklichen Gefilden, und er hat seiner Frau und seines Fränzchens in diesem Augenblick beinah vergessen. Da schweift sein Auge hinüber ans Ufer nach seiner Wohnung, wo die Theuren weilen, und er dankt Gott im Stillen, daß er ihnen so wunderbar wiedergeschenkt ist. Er sieht, daß Thür und Fensterladen noch verschlossen sind und gedenkt ans Land zu gehen, um die Seinen zu überraschen.

Vorher aber bringt er allen Unrath und Gesträuch auf einen Haufen zusammen, um das Verdeck zu säubern; da glänzt es hell unter dem Laube hervor; hastig bückt er sich danach, und in den Händen des Erstaunten funkelt ein kostbarer silberner Becher mit Figuren und Wappen geschmückt. Er konnte sich nicht satt sehen an diesem herrlichen Meisterwerk. Aber siehe da, ist das nicht des Herrn Erzbischofs Wappen? Ein sonderbarer Gedanke fährt ihm bei diesem Anblick durch den Sinn; verstohlen sieht er nach den Fenstern der Aschenburg hinauf, wo alle Vorhange noch heruntergelassen sind.

Nun verbarg er das Kleinod unter seiner Jacke und begab sich ans Ufer, um vor seiner Hausthüre zu horchen, ob seine Frau noch nicht wach sei. Aber es herrschte Todtenstille im Hause, und wenn er nicht länger in Regen stehen wollte, so sah er sich genöthigt, seine Gegenwart durch Anklopfen kund zu thun.

Aber er wollte jedes Aufsehen bei den Nachbarn vermeiden und bediente sich also nicht des Klopfers

an seiner Hausthüre, sondern pochte an die Fensterladen der Wohnstube, wo, wie er wußte, seine Frau mit dem kranken Kinde schlief, erst leise, und allmählich stärker. Aber das wiederholte Klopfen wäre nicht Noth gewesen, da die Frau schon beim ersten Zeichen aufgestanden war, um die Thür zu öffnen.

---

5. St. Oleff.

Karsten war durch die Erlebnisse der vergangenen Nacht abgehärtet und ziemlich auf Alles gefaßt; als er aber das geisterbleiche Antlitz seiner Frau sah, war er doch ein wenig bestürzt.

„Gottlob, daß du endlich kommst," sagte die Frau mit einem Seufzer. Das war eine lange Nacht! Es war als wenn es nie wieder tagen würde."

„Ich für meine Person" — erwiederte Karsten — „kann mich nicht beklagen, Langeweile gehabt zu haben, denn ich bin in Ostindien gewesen."

Die Frau schlug erschrocken die Hände über dem Kopf zusammen; als er ihr aber Alles haarklein erzählte und den Becher, besonders aber die Limonen hervorlangte, da mußte sie es ihm wohl glauben. Den Becher verschloß er sorglich in seinem Schrank.

„Es ist dies also eine Nacht der Wunder und des Schreckens für uns Beide gewesen," sagte die Frau. „Denn hier in der Stube war es auch nicht, wie es sein sollte. Was hier aber eigentlich vorgefallen ist, das weiß ich selbst nicht, wir müssen uns so lange

gedulden, bis Franz aufgewacht sein wird; der kann uns nähern Aufschluß geben.

„Merkwürdig ist es denn doch“ — meinte Karsten mit Kopfschütteln — „daß der Knabe mehr von der Sache wissen sollte, als Du.“

„Sprich doch etwas leiser,“ — eiferte die Frau, — „daß er nicht erwache. Er schläft fest und ruhig, und ich hoffe, es ist zur Genesung.“

„Diese Nacht,“ fuhr sie alsdann fort, „lag ich dort bei dem Knaben im Bett und konnte vor schweren Sorgen nicht einschlafen. Da war es mir, als wenn von jenem Stuhl aus ein schwacher Lichtschimmer sich in der Stube verbreitet. Erschrocken fuhr ich in die Höhe, denn mein erster Gedanke war, es möchte Brand sein im Hause. Allein dem war nicht so und nirgends eine Flamme zu sehen. Da erhob sich mit einem Male unser Franz und wollte zum Bett hinaussteigen. Ich suchte ihn zurückzuhalten, weil ich glaubte, er sei im Fieber, aber vergebens; mit größter Besonnenheit erklärte er mir, der stattliche Rittersmann, der sich auf jenen Stuhl gesetzt, habe ihn zu sich hergerufen und winke schon voller Ungeduld. Noch einmal sah ich hin, um mich von der Wahrheit dieser seltsamen Rede zu überzeugen, und während der Zeit entschlüpfte mir das Kind aus dem Bett.“

„Da hörte ich denn den Knabeu in lautem Zwiegespräch mit einem Andern, dessen ich aber trotz aller Anstrengung nicht ansichtig werden konnte. Sie sprachen zwar mit lauter Stimme zu einander, aber dennoch war mir der Sinn der Worte durchaus unverständlich.

Allmählich verlosch der Dämmerschein, und Franz huschte wieder zu mir ins Bett herein. Ich wagte es nicht, ihn zu fragen, that vielmehr, als wenn ich schlief und nichts bemerkt hätte; er legte sich leise neben mich nieder und fiel bald in einen tiefen Schlummer. Du kannst dir leicht denken, daß ich, so aufgeregt wie ich war, die ganze Nacht kein Auge zugethan, und daß ich nie in meinem Leben den ersten Tagesschimmer mit solcher Sehnsucht erwartet habe, als heute.

„Guten Morgen, lieber Vater," — ließ sich jetzt eine zarte Kinderstimme aus der Ecke des Zimmers her vernehmen, und Fränzchen richtete sich, neugierig nach dem Tische hinschauend, in die Höhe. „Da sind sie ja wirklich" fuhr er lächelnd fort, „die goldenen Aepfel, durch welche ich gesund werden soll."

Damit sprang er von seinem Lager herab und nahm eine Limone von dem Tisch herunter, die er jubelnd in die Höhe hielt.

„Durch welche du gesund werden sollst?" — fragten Vater und Mutter zu gleicher Zeit.

„Nun ja" — fiel der Kleine mit Lebhaftigkeit ein, — „das hat er gesagt der schöne Rittersmann und noch vieles Andere. Auch sei es nicht das erste Mal, daß er hier gewesen; aber Du und die Mutter, ihr wäret zu altklug und aufgeklärt, da hättet ihr ihn nicht gesehen. Von mir aber sei der fromme Kinderglaube noch nicht gewichen, und deshalb habe er sich mir offenbaren mögen. Dann fragte er mich, ob ich seinen Auftrag an dich ausrichten könne und wolle,

zu gehen, des herrlichen Schauspiels zu genießen, ruhig daheim. Er saß in Schweigen versunken auf einem großen Stuhl am Fenster und schaute gedankenvoll nach den Fahrzeugen, die, mit allerlei bunten Flaggen geziert, auf dem Strom lagen. Das war das Einzige, was ihm von all' den Festlichkeiten zu Gesicht kam, da er wegen eignen Siechthums und der Krankheit seines Kindes das Haus hüten mußte, und es würde ihn weiter nichts an des Fürsten Aufenthalt in der Stadt erinnert haben, wenn nicht seit einigen Tagen auf der benachbarten Aschenburg eine Dame von hohem Range mit zahlreicher Dienerschaft eingekehrt wäre, von welcher man nicht wußte, ob sie die Gemahlin eines Herrn vom Gefolge oder gar eine Anverwandte des Erzbischofs selbst sei.

Im Hintergrunde des Zimmers saß Tiemanns Frau neben dem Lager ihres kranken Kindes. Sie war mit Stricken beschäftigt, und bückte sich von Zeit zu Zeit über den schlummernden Knaben, um seinen Athemzügen zu lauschen. Wandte sich dann der Mann herum und sah ihr fragend ins Auge, so nickte sie ihm zu mit tröstlicher, beruhigender Gebärde, obgleich sie selbst wenig Hoffnung hatte, daß das Kind genesen werde. Aber sie wollte seines Kummers schonen und verheimlichte sorgfältig ihre Befürchtungen.

Vor Jahren war Karsten ein wohlhabender Mann gewesen und hatte sich in dieser Beziehung mit einem jeden seiner Nachbarn messen können. Das hatte sich aber gewaltig geändert; es war, als wenn ein Unstern ihn verfolgte. Was er auch unternehmen mochte, es

wollte ihm nichts gelingen. Als er sich verheirathete, entsagte er, durch die Bitten seiner Frau bewogen, dem Seeleben und kaufte sich einen Kahn, um mit Frachtfahren auf der Weser sein Brot zu verdienen; von dem Augenblick an aber hatte er beständig Unglück, und wenn er nach zurückgelegter Reise seine Einnahme mit den Unkosten verglich, so fand er sich stets im Nachtheil. Bald zerriß der Sturm die Segel und beschädigte das Tauwerk, bald hatte das Schiff einen Leck, und obgleich Karsten die Ausbesserung selbst besorgte, so ging doch die edle Zeit darüber verloren; ehe er sich's versah, war dann der Winter vor der Thür, und mit der Schifffahrt war es für das laufende Jahr vorbei. Dazu kam, daß seine Kinder im Frühjahr von der Seuche, an welcher so viele Menschen starben, ergriffen und bis auf den kleinen Franz, von derselben hinweggerafft wurden. Manchen schönen Thaler trug Karsten hin für die Arzneien; denn er wandte Alles daran, seine Lieblinge zu retten, und als sie dennoch unterlagen, verschlangen die Begräbnißkosten den Rest seiner Habe.

So gerieth er in Schulden, die Unglücksfälle folgten sich Schlag auf Schlag, und es war jetzt so weit mit ihm gekommen, daß in der künftigen Woche sein Haus auf dem Rathhause bei brennender Kerze verkauft werden sollte; mit dem Fahrzeuge hatten es seine Gläubiger nicht besser im Sinn, und dem Anschein nach war der Bettelstab für ihn die einzige Zuflucht.

Aber, war auch sein Vermögen dahin, so verzagte

er dennoch nicht und hoffte, wenn er nur erst selbst wieder hergestellt sein würde, seine Familie mit seiner Kunstfertigkeit ernähren zu können. Denn er war ein tüchtiger Schiffszimmermann; als solcher hatte er manches Jahr zur See gefahren. Dabei war er ein Meister in allerlei Schnitzwerk, und der Stuhl, in welchem er saß, ein Werk seiner Hände, konnte ein genügendes Zeugniß ablegen von seiner Geschicklichkeit.

Trat man in die Wohnstube, so erblickte man allenthalben die Spuren der bittersten Armuth; kaum, daß sich der nothwendigste Hausrath vorfand, da Karsten alles irgend Entbehrliche verkauft hatte, um nur die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. In dieser ärmlichen Umgebung mußte denn der erwähnte Stuhl besonders auffallen, ein Meisterwerk der Bildschnitzerei, mit reichen Blumengewinden und prächtigen Gestalten von Löwen, Drachen und Greifen, und auf den Ungeheuern ritten anmuthige Kindergestalten und musicirende Englein. Der Lehnsessel des Erzbischofs konnte nicht köstlicher sein.

Dies Geräth hatte Karsten ohne Hülfe eines Andern verfertigt; und es war ihm vor Kurzem ein ansehnliches Stück Geld dafür geboten; aber obgleich die bittere Noth ihn schon zu manchen Aufopferungen gezwungen hatte, von dem Stuhl konnte und wollte er sich nicht trennen. Ja, als seine Frau ihm bittend ins Auge blickte, daß er zuschlagen solle, gerieth er fast in Zorn und verbot ihr ein für alle Mal, von solchen Dingen zu sprechen.

Zwar seien sie jetzt, meinte er, in Kümmerniß und Elend; aber er habe doch noch Aussicht, wenn er nur erst wieder etwas zu Kräften gekommen sei, sich und die Seinen ehrlich durchzubringen; sei aber der Stuhl erst verkauft, so würden Noth und Armuth unwiderruflich für immer ihren Wohnsitz unter seinem Dache aufschlagen.

Er hatte schon bei verschiedenen Gelegenheiten ähnliche Aeßerungen gemacht, aus denen hervorging, wie er glaube, das Schicksal und Gedeihen der Familie hange mit dem Besitz des Stuhles eng zusammen. Drang aber seine Frau in ihn, ihr die Sache zu erklären, dann schwieg er geheimnißvoll. Denn er fürchtete, durch eine unumwundene Erzählung in den Ruf des Papismus und der Gottlosigkeit zu kommen.

Nämlich in jungen Jahren hatte er als Schiffszimmermann eine Reise nach Drontheim gemacht, und dort war ihm ein höchst ehrenvoller Auftrag zu Theil geworden. Denn da die Schweden den wunderthätigen Körper des heiligen Oleff's, welcher im Jahr 1029 seinen Tod gefunden, in ihre Gewalt zu bekommen trachteten, brachten ihn die Normänner bei Seite. Er war aber ganz unversehrt, ohne die mindeste Spur von Verwesung und die Todeswunde noch deutlich zu schauen. Allein der Sarg, der bereits über ein halbes Jahrtausend alt war, wollte beinah aus einander fallen, und man erkundigte sich deswegen nach einem tüchtigen Zimmermann, dem man die Verfertigung des neuen Todtenkastens übertragen könnte. Da fragte man hin und her, in der Stadt

und auf den Schiffen, und es wurde keiner gefunden, der sich des Dinges unterziehen mochte, als Karsten Tiemann (1565).

Derselbe gab sich also an die Arbeit und lieferte in kurzer Frist ein Werk, das durch die Schönheit der Darstellungen aus dem Leben des Heiligen, so wie wegen der geschmackvollen Verzierungen allgemeine Bewunderung erregte. In diesem kostbaren Schrein sollte hinfort St. Oleff ruhen, und eine Menge Bauern warf Gold und Silber mit hinein, Gott und dem Heiligen zu Ehren. Aber man vergaß auch des Meisters nicht, und er erhielt eine reiche Belohnung.

Karsten schüttete denn allerdings hoch erfreut die blanken Silberthaler in seinen Beutel; aber den besten Lohn hatte er sich, seiner Meinung nach, schon selber genommen. Das waren zwei tüchtige Splitter von dem alten Sarge des Märtyrers, und er gedachte, ihr Besitz müsse glückbringend für ihn sein.

Deßhalb hob er sie auch sorgfältig auf bei der Rückfahrt, und als er nun sein eigenes Hauswesen einrichtete, da hätte ihm Niemand sein Geräth zu Dank machen können. Er machte sich selbst darüber her, und als Stühle, Tische und Laden fertig waren, da hätte er auch gern seinen Heiligthümern einen würdigen Schrein bereitet, um dieselben in seinem Zimmer aufzubewahren. Das durfte er aber nicht wagen in der gewöhnlichen Weise, vor seiner Frau und seinen Nachbarn. Da gab er, um jedem Verdacht von vorn herein zu begegnen, dem Behälter die Gestalt eines Sessels und brachte die eigentliche Reli-

quienlade, an jeder Seite von einem Engel bewacht, in der Rückenlehne an; dahinein legte er, ohne Jemandes Vorwissen den größten jener Splitter. Den zweiten, kleinern, hatte er im Maste seines Fahrzeugs verborgen, und glaubte nun steif und fest, jede Unternehmung müsse ihm jetzt gelingen, zu Lande sowohl, wie zu Wasser.

Aber, wie er sich auch mühte und arbeitete, Tag und Nacht, es ging Alles bei ihm den Krebsgang, und erst jetzt, wo er beinahe schon an den Bettelstab gekommen war, kamen ihm andere Gedanken, und es wollte ihm bedünken, als habe er doch wohl nicht recht gehandelt, daß er sich auf die morschen Alterthümer gar so fest verlassen. Ja dies Vertrauen erschien ihm jetzt sündlich; war er doch, wie dazumal schon die ganze Stadt, der neuen, gereinigten Lehre zugethan, welche die Verehrung der Heiligen verdammt und er nahm sich zu verschiedenen Malen vor, einen Geistlichen über seine Zweifel zu Rathe zu ziehen.

3. Johann Knecht.

Diese Gedanken beschäftigten ihn auch heute wieder, und er überlegte, ob es nicht gerathen sei, seiner Frau, welche doch so treulich Noth und Kummer mit ihm theile, Alles zu offenbaren.

Da trat der Knecht zur Stube herein, brummte einen mürrischen Gruß und setzte sich in die andere Fensterecke. Er stemmte die Ellenbogen auf den

Tisch und stützte nachdenklich sein Haupt. Das war ein finsterer Bursche, Namens Johann Knecht, aus Bremerlehe gebürtig und seit einigen Monaten bei Karsten im Dienst, für die Kost. Die Magd war gegangen, als die Bissen kleiner wurden; Johann hatte bis heute ausgehalten, aber nicht aus Anhänglichkeit gegen seinen Herrn, sondern weil er nirgends anders hin wußte.

Denn seit es bekannt geworden, in welcher Nähe sich derselbe mit dem Teufel befunden, wollte ihn keiner, und Karsten, der doch, so lange er noch das Fahrzeug hatte, bei seiner Kränklichkeit nicht allein fertig werden konnte, behielt ihn nicht ungern, da er, wenn auch schweigsam und verschlossen, doch rührig bei der Arbeit war.

Man erzählte sich aber von ihm, daß er drei Personen vor und nach betrogen und sich bei einer jeden verwünscht habe, ihn sollte der Teufel holen, wenn er sie nicht ehelichte. Als er nun im Monat März dieses Jahrs (1579) von Lehe nach Weddewarden in Begleitung eines jener Mädchen ging, wurde er unvermerkt aufgenommen, ohne daß seine Begleiterin ihn hätte von dannen fahren sehen; sie hörte bloß das Sausen und Brausen in der Luft. Er aber wurde zu Weddewarden ins Sieltief bis an den Hals ins Wasser niedergesetzt, in der Nähe der Windmühle und rettete sich mit genauer Noth. Seit der Zeit hatte er eine Leichenfarbe, und Jedermann ging ihm aus dem Wege. Deßhalb war ihm der Aufenthalt in der Heimath unerträglich geworden,

er war nach Bremen gewandert und hatte bei Carsten Tiemann eine Zuflucht gefunden.

Als Johann einige Zeit vor sich hingebrütet hatte, erhob er sich und trat zu seinem Herrn. „Für meine frühern Vergehungen,“ hub er an, „habe ich meinen Lohn genugsam empfangen, wie Ihr selber wisset. Ich habe mir solches zur Lehre dienen lassen und meinen Lebenswandel geändert. Aber, daß ich nun auch noch für Andere büßen, daß ich dieselbe und vielleicht eine noch schlimmere Strafe, als die frühere, ohne mein Verschulden erleiden soll, ist unerhört, und ich bitte Euch flehentlich, mir in Eurem Hause eine Schlafstelle einzurichten. Auf dem Fahrzeuge werde ich, mag es gehen wie es will, keine Nacht wieder zubringen.“

Karsten horchte neugierig auf und erkundigte sich nach dem neuen Abenteuer.

Da erzählte der Knecht, wie er seit einigen Nächten um die Mitternachtstunde durch ein Hin- und Wiederlaufen im Schiffe, durch Poltern und Gekreisch geweckt und mit dem Fahrzeuge über Land und Meer entführt werde, und daß er nie zur Ruhe kommen könne, bis die Glocke Eins geschlagen. Dann sei es wieder still und am Morgen, wenn er aufstehe, sei Alles in bester Ordnung, und das umhergestreute Blätterwerk und die zerpflückten Zweige, die er auf dem Verdeck finde, die einzige Erinnerung an den nächtlichen Unfug.

Gestern Abend habe er aus Neugier das Schiff mit Asche bestreut, ob man etwa aus den Fußtapfen einen näheren Aufschluß erhalten könnte; da

und als ich dies freudig bejahte, so versprach er mir dagegen, du solltest mir schöne Goldäpfel mitbringen, davon ich sofort genesen würde. „Darf ich sie denn hinnehmen die prächtigen Früchte?“

„Die sollst du haben,“ — erwiederte der Vater mit einiger Ungeduld. „Nun theile mir aber auch hübsch bedächtig des Ritters Auftrag mit.“

Das Kind sammelte sich jetzt einen Augenblick und bedachte sich, um nichts zu vergessen. Dann hub es von Neuem folgendermaßen an:

„Du habest, sagte der Mann, dich unrechtmäßiger Weise dessen angemaaßt, das fünfhundert Jahre lang die Stütze seines Haupts gewesen. Das mögest du gläubigen Händen übergeben. Der fernere Besitz, wie er dir bisher Unheil bringend gewesen sei, werde dich am Ende völlig ins Verderben stürzen. Denn das Heilige sei in der Hand des Ungläubigen und Ungeweihten eine verzehrende Kohle. Die Geister der Finsterniß würden nach wie vor volle Gewalt über dich und das Deine haben, wolltest du den Rath verachten; seist du aber gesonnen, zu gehorsamen, so wäre jetzt eine Gelegenheit dazu, wie sie sich in deinem ganzen Leben dir nie wieder bieten würde. Darum sollest du die Anwesenheit des hochwürdigen Herrn Erzbischofs benutzen und ihm die Heiligthümer hintragen; der würde dir lohnen mit Dank und Gold.“

Der Knabe hatte mit dem Ernst eines Erwachsenen gesprochen; jetzt war er ganz wieder Kind und spielte mit seinen Limonen. Forschend sah die Frau auf ihren Mann; der wußte jetzt, daß jener stolze

Rittersmann kein Anderer gewesen, als Oleff selbst, der königliche Heilige. Seine Ehehälfte war nicht wenig betreten, als er sie von der ganzen Geschichte in Kenntniß setzte und aufforderte, ihre Meinung darüber zu sagen.

Sie beriethen sich lange hin und her, bis Karsten sich entschloß, des Ritters Willen zu erfüllen und die Sache dem Erzbischof mitzutheilen. Freilich fühlte er sich durch die nächtlichen Anstrengungen sehr erschöpft; aber er meinte, nicht eher wieder Ruhe finden zu können, als bis er von den Sargstücken erlöst sei und begab sich also nach der Domsheide, um wo möglich den Fürsten selber zu sprechen.

Unterwegs hatte er seine Gedanken darüber, was die drohende Gebärde der Fremden möge zu bedeuten haben, welche er am Fenster der Aschenburg im Vorübergehn glaubte bemerkt zu haben.

Aber, was konnte die Fremde von ihm wollen, was sollte sie ihm drohen; die Sache kam ihm in Kurzem lächerlich vor, er mußte sich getäuscht haben. Er suchte dergleichen Grillen sobald als möglich los zu werden und dachte einzig daran, wie er dem hochwürdigen Herrn sein Anliegen vorbringen sollte.

Als er indeß vor Clüver's Hof angelangt war, sah er, daß es gar nicht so leicht sei, wie er sich das gedacht hatte, zu dem Erzbischof zu gelangen; denn zu beiden Seiten des Eingangs standen die Trabanten, welche ganz andere Männer, wie er war, zurückwiesen, wenn sie Einlaß begehrten.

Das schreckte ihn aber nicht ab; er trat keck hinzu

und brachte sein Anliegen vor. Die Trabanten würdigten ihn nicht einmal einer Antwort, und einer derselben hielt ihm mit hönischem Lächeln die Hellebarde entgegen, als er Miene machte, vorwärts zu gehen.

Nun sah er wohl, daß mit diesen ungeschlachten Gesellen nichts anzufangen sei. Wollte er also seinen Vorsatz nicht ganz aufgeben, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als einen der vornehmen Männer, welche er ungehindert ab und zu gehen sah, anzureden, ob ihm ein solcher nicht eine Unterredung mit dem Fürsten vermitteln wolle.

Er geduldete sich also, bis er sah, daß einer von den paderborn'schen Stiftsgeistlichen sich an der Pforte zeigte, stellte sich demselben bescheidentlich in den Weg und bat darum, ihm zu der gewünschten Zusammenkunft behülflich zu sein.

Der aber wies das Anliegen mit kurzen Worten zurück, indem er erwiederte, daß der Herr Erzbischof zu sehr überlaufen worden sei von allerlei Bittstellern und deshalb verboten habe, irgend Jemand zu ihm hereinzulassen, indem er in seinen Unterhandlungen mit dem bremer Rath und den benachbarten Fürsten durchaus nicht gestört sein wolle.

Allein, wenn die Sache von Wichtigkeit wäre, so möge er sich ihm nur unverzagt entdecken; er würde die Sache dann schon zu gelegener Zeit zur Sprache bringen.

Karsten kam der Vorschlag ganz gelegen. Denn die Nähe des Erzbischofs selber würde ihn, das fühlte er wol, doch sehr beklommen gemacht haben.

Er erzählte also dem ehrwürdigen Herrn, der ihm mit solcher Leutseligkeit entgegen kam, ohne Rückhalt die ganze Geschichte von dem Sarge des heiligen Oleffs, wie er zu den verhängnißvollen Splittern gekommen sei, und wie er sie gehalten habe. In der vergangenen Nacht sei denn endlich der Heilige seinem Söhnlein erschienen und habe demselben offenbart, daß der Vater sich an den Kirchenfürsten zu wenden habe; derselbe würde ihm Aufschluß geben, wie er sich in Betreff jener kostbaren Ueberbleibsel zu verhalten habe.

Mit steigender Aufmerksamkeit lauschte der Herr Karstens einfacher Erzählung und suchte denselben im Laufe des Gesprächs immer weiter von Clüvers Hof, der Herberge des Erzbischofs zu entfernen. Jetzt schwieg Karsten, und sie befanden sich auf dem Marktplatz.

„Ich sehe es als eine besondere Fügung des Himmels an," ließ sich der Geistliche nun vernehmen, — „daß du dich gerade an mich gewandt hast, mein Sohn, und ich hoffe, die Sache zu beiderseitiger Zufriedenheit zu Ende zu bringen."

„Du bist, wenn ich recht verstanden habe, dem augsburgischen Bekenntniß zugethan, und hast dennoch, obgleich deine Satzungen solches verbieten, dem Heiligen in der Stille deine Ehrfurcht nicht versagt. Du kannst deshalb ermessen, mit welcher Inbrunst der wahre Gläubige sich jenem schätzbaren Heiligthume zuwendet, und da der ritterliche Heilige Dir befohlen hat, sein Eigenthum nicht länger mit ungeweihten Händen zu betasten, so muß es Dir angenehm sein, wenn ich Dir die Versicherung gebe, daß, im Fall

Du mir dasselbe zu überlassen geneigt bist, der Gegenstand deiner bisherigen heimlichen Verehrung, ins Künftige prangen wird, mit würdiger Einfassung von Gold und Gestein, im Dom zu Paderborn, ein Trost und eine Labe für viele Tausende."

„Dein guter Wille indeß, soll Dir nicht unvergolten bleiben, wie sich das von selbst versteht. Denn, wie Du sagst, bist Du, weil Du das Heiligthum in blindem, unzeitigem Eifer bisher der Welt entzogen, von einer höhern Macht also gestraft, daß Du in Noth und Schulden gerathen bist. Deshalb ist es auch nicht mehr als billig, daß Dir jetzt, da Du mit aufrichtiger Reue Dein Vergehen gut zu machen suchst, Deine Noth gemildert und Deine Thränen getrocknet werden. Ich will Sorge tragen, daß Deine Schulden bis auf den letzten Schwaren bezahlt werden.

Karsten hatte Mühe, seinen Jubel zu unterdrücken, der bei diesem willkommnen Anerbieten laut hervorzubrechen drohte. Mit wenigen Worten verständigten sie sich, wie sie es ferner bei dem Handel wollten gehalten haben und trennten sich dann, um nicht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen. Karsten sollte, so war die Verabredung, sich Abends Punkt acht Uhr bei der Rolandsäule einfinden, um den ehrwürdigen Herrn mit noch einigen andern von der paderbornischen Geistlichkeit, die sich dort ebenfalls einstellen sollten, unbemerkt nach seinem Hause zu führen, damit sie dort die Heiligthümer ohne Aufsehen in Empfang nehmen möchten. Dagegen sollte ihm alsdann die bedungene Geldsumme überantwortet werden.

Beide Theile glaubten einen guten Handel gemacht zu haben und schieden vergnügt von einander. Beim Abschiednehmen sah Karsten, der zufälligerweise zur Seite blickte, wie eine Schwalbe, die in einiger Entfernung auf einem Pfahl gesessen hatte, sich gleichzeitig in die Lüfte erhob, und mit hellem Gezwitscher vor ihm her pfeilgeschwind die Langenstraße hinunter eilte.

Die Erscheinung dieses Vögleins in so vorgerückter Jahreszeit fiel ihm aber weiter nicht auf, und er schritt rüstig, einzig mit seinem Glück beschäftigt, seiner bescheidenen Wohnung zu. Er konnte sich recht lebhaft die Verwunderung seiner Frau über diesen plötzlichen Glückswechsel denken, und was für Augen seine Gläubiger machen würden, wenn er morgen zu jedem Einzelnen in's Haus gehen und ihm den Tisch voll blanke Thaler zählen würde. Und wie sollten ihn die Nachbarn beneiden; wie hatten sie schon gejubelt, daß es mit dem hochmüthigen Karsten Tiemann, der sich einen Stuhl gemacht habe, dessen sich der Erzbischof selber nicht zu schämen brauche, endlich so weit gekommen sei, daß man ihn in kurzer Zeit mit dem weißen Stecken von dannen möchte ziehen sehen.

Er schritt rüstig vorwärts und war schon bis zum Geeren gekommen; gerade wollte er an der großen Fischerstraße vorübergehn, als ihm ein Mann, der nach seinem Anzuge zu rechnen, der Diener einer hohen Herrschaft sein mußte, zu sich heranwinkte. Er stand am Eingang der genannten Straße, hatte ihn

offenbar erwartet und forderte ihn jetzt auf, ihm auf die Aschenburg zu folgen.

---

6. Der Pokal.

Hätte er gestern oder vorgestern diese Aufforderung erhalten, so würde er sich darüber gewundert haben; er würde gefragt haben, was er auf dem Hause solle, welches er, obgleich es in der unmittelbaren Nachbarschaft seiner Wohnung lag, noch nie in seinem Leben betreten hatte. Seine Erlebnisse seit vier und zwanzig Stunden hatten ihn indeß so sehr abgestumpft, daß er so zu sagen, nichts mehr wunderbar fand und ungesäumt seinem Führer folgte. Ueber dem Thorwege der Burg saß eine Schwalbe, vielleicht dieselbe, welche Karsten schon auf dem Markte aufgefallen war, und schaute mit klugen Augen die Straße hinauf, als wäre sie neugierig, ob der Schiffer die Einladung annehmen werde, und als sie ihn wirklich kommen sah, schwang sie sich in die Höhe und verschwand ins Innere des Gebäudes, als wolle sie Botschaft bringen.

Jetzt schritten sie durch den Thorweg, der Diener voran, und gingen über den geräumigen, mit glattem Schiefer gepflasterten und in verschiedenen Zwischenräumen mit bequemen Steintreppen versehenen Vorplatz; zur Rechten erhob sich die hohe Mauer eines Seitenflügels der Burg; zur Linken lag, von einem zierlichen Gitter eingefaßt, der Garten, dessen Bäume, über das Weserbollwerk emporragend, Karsten so häufig von seinem Fahrzeuge aus betrachtet hatte; denn es däuchte ihm,

als belaubten sie sich dort oben früher und blieben länger grün als anderswo.

Endlich standen sie vor der eigentlichen Hausthür uud Karsten blickte unwillkührlich rückwärts; denn es wollte ihn bedünken, als wenn der Pfad vom Thorweg bis zum Eingang der Burg verhältnißmäßig sehr lang wäre. Auch streifte er mit einem Seitenblick den Garten und konnte nicht recht begreifen, wie es zugehe, daß die Räumlichkeit im Inneren des Gebäudes mit dem Aeußern so sehr im Widerspruch stände.

Freilich war die Aschenburg kein kleines Gebäude, indeß konnte man sie doch in wenigen Minuten umgehen. Und da lag nun, im Bereich derselben ein Garten vor ihm, mit Lustgehölz und Buchenhain, so groß, daß man sich schier darin verirren konnte.

Der Diener öffnete ihm die Gartenpforte, und nachdem er ihm bedeutet hatte, er solle den Weg hinaufgehen, der nach dem Sommerhäuschen führe, entfernte er sich.

Da stand nun Karsten und war unschlüssig, ob er vorwärts gehen, oder wieder umkehren sollte; denn es kam ihm sehr bedenklich vor, als er allerlei seltenes Geflügel, ausländische Hühner, Tauben, bunte Enten, langsam und ohne daß sie ihn im Geringsten beachtet hätten, in den Wegen dahin schreiten sah. Dazu stand vor ihm ein kleiner Mops; der schien ihm absichtlich den Weg zu versperren und bellte mit heiserer Stimme. Mit einem wahren Grauen aber erfüllte Karsten der Anblick eines schwarzen Katers, der bei hellem, lichtem Tage mit geschlossenen Augen unter einem Baume saß und wie ein Spinnrad im Schlafe brummte.

Da bot ihm eine knarrende Stimme einen guten Tag; unser Mann blickte umher, sah aber keinen Menschen. Als die Stimme den Gruß wiederholte schaute er empor und bemerkte, wie an einem Aste über ihm in einem Messingkäfig ein grün und roth gefiederter Vogel hing, der ihn jetzt mit großem Ernst und weiser Miene zum dritten Male begrüßte.

Das war zu viel für Karsten, und er hätte sich gewiß von dannen gemacht, wenn nicht in demselben Augenblick die fremde Dame sich in der Thür des Sommerhauses gezeigt hätte. Mit eilenden Schritten kam sie den Weg herunter.

„Unglückseliger!" — rief sie ihm schon aus der Entfernung entgegen. „Warum wolltest du meinen Wink diesen Morgen nicht verstehen? Was führte dich hin zum Fürsten? Was hast du dem Geistlichen anvertraut? Läugne es nicht, daß du mit demselben gesprochen, meine Boten hintergehn mich nicht. Aber ich sage dir, du gehst nicht lebendig von dannen, wenn du ein einziges Wörtlein von einem gewissen Becher hast fallen lassen."

Karsten beachtete die Drohung nicht weiter; denn ihm war durch die Erwähnung des Bechers ein Licht aufgegangen.

„Ich habe mich," platzte er heraus, „also wirklich nicht geirrt, hohe Frau, als ich Euch die vergangene Nacht in Ostindien zu erblicken meinte."

„Was ist das für dummes Geschwätz!" unterbrach sie ihn unwillig; „Ich rede von dem Becher; den ließ gestern Abend einer von den Edelknaben

über das Geländer fallen, und er kann nur auf das Verdeck deines Fahrzeugs, das gerade unter der Stelle lag, gefallen sein."

„Ach so!" sagte Karsten. „Ich habe geglaubt, daß Ihr ihn vermißt hättet auf der Rückfahrt von Ostindien her."

„So laß endlich die thörichten Reden unterwegs," sprach die Dame mit zorngerötheten Wangen. Du hast den Becher gefunden und das Wappen an der Seite bemerkt? Es ist sehr erhaben gearbeitet und fällt leicht in die Augen."

„Gewiß," erwiederte er, „habe ich das edle Kleinod genau untersucht und mich über die treffliche Arbeit gewundert, denn Ihr sollt wissen" — setzte er selbstgefällig hinzu — „daß ich mich auf dergleichen wohl verstehe."

„Das Wappen hast du erkannt?"

„Es ist das des Herrn Erzbischofs."

„Und du hast es bei ihm zur Anzeige gebracht, daß der Pokal in deinen Händen sei?"

„Das habe ich ganz vergessen," sagte Karsten kleinlaut, dem es schwer aufs Herz fiel, daß er durch seine Vergeßlichkeit den Verdacht auf sich geladen habe, als hätte er den Becher verheimlichen wollen.

„Du wirst auch in Zukunft darüber schweigen," sagte die Dame, sichtlich beruhigt. „Der Pokal ist ein Geschenk des Fürsten, und der Hochwürdigste würde es sehr übel vermerken, wenn er jemals in Erfahrung brächte, mit welcher Fahrlässigkeit das Kleinod ge-

handhabt worden. So du mir es aber augenblicklich zur Stelle bringst, wirst du reichen Lohn empfahen."

Karsten gab denn auch das Versprechen, sich augenblicklich mit dem Becher einzustellen; mit freudestrahlendem Antlitz machte er sich auf den Weg nach seiner Wohnung und segnete im Zuhausegehen das Andenken St. Oleff's, der ihm, seiner Meinung nach, für seine Willfährigkeit diesen neuen Glücksfall zugewendet hatte.

Als er ins Haus trat, bemerkte er kaum seinen Franz, der ihm lustig entgegen sprang. Der Genuß des kühlenden Fruchtsafts hatte das Kind in kurzer Zeit wieder hergestellt; jede Spur von Kränklichkeit war verschwunden, und das Knäblein, das noch gestern eine sichere Beute des Todes zu sein schien, jubelte mit kindlicher Lebendigkeit im Hause umher. Aber vergebens bestürmte er den Vater mit Fragen über sein langes Ausbleiben. Auch die Mutter war neugierig, was er ausgerichtet, und ob er seine fürstlichen Gnaden selber gesprochen habe.

Ohne viel Redens zu machen, trat Karsten zu dem Schranke hin, langte das köstliche Geschirr hervor, wickelte es sorgfältig in ein Tuch und gab nicht einmal seiner Frau genügende Auskunft. „Jetzt wird Alles zum guten Ende kommen, und die Nachbarn sollen sich über unsern Reichthum zu Tode ärgern." Das war das Einzige, was er auf ihre vielfachen Fragen erwiederte, und ungesäumt machte er sich wieder davon.

Hatte er aber auf eine gute Belohnung gerechnet,

so übertraf das Benehmen der Dame seine kühnsten Erwartungen. Er fand sie in ihrem Sommerhäuschen; dort dufteten die schönsten Blumen in kostbaren Gefäßen; an den Wänden hingen übergoldete Käfige mit singenden Vögeln, und zu ihren Füßen saß auf einem seidenen Kissen der schwarze Kater. Die Dame trat ihm schon in der Thür entgegen und riß ihm den Becher ungestüm aus der Hand. Als sie das Tuch zurückgeschlagen hatte und das Kleinod nun wirklich wieder in ihrer Hand sah, funkelte ihr Auge vor Freuden. Sie trat an den Tisch, füllte den Pokal mit blanken Thalern bis an den Rand und schüttete den ganzen Inhalt dem erstaunten Karsten wieder in sein Tüchlein, und als er einen Augenblick zögerte, den reichen Schatz zu sich zu nehmen, trat sie ungeduldig hinzu und wickelte eigenhändig das Tuch zusammen. Darauf prägte sie ihm nochmals ein, er solle sich nicht unterfangen, jemals von diesem Handel zu reden; auch habe sie vernommen, daß der Knecht sich darüber beschwert habe, daß aus dem Garten die Hühner und Tauben ihm aufs Verdeck geflogen seien und ihn des Nachts beunruhigt hätten, das solle nicht mehr vorfallen. Denn, da seine fürstlichen Gnaden in Kurzem abreisen würden, so sei sie, seine Freundin und stetige Begleiterin entschlossen, morgen in aller Frühe, vielleicht noch selbst diese Nacht, aufzubrechen. Da werde sie natürlich ihre lieben Vöglein keineswegs dahinten lassen. Karsten gelobte alles, was sie verlangte und trat wenige Augenblicke hernach mit leichtem Herzen und schwerem Beutel in seine Wohnstube.

Man kann sich denken, was die Frau für Augen machte, als Karsten den ganzen Tisch voll großer Silberthaler schüttete. Jetzt erst setzte er sich zu ihr, um ihr Alles ausführlich zu berichten und nebenher seinen Schatz zu überzählen. Daß sie ihm die tiefste Verschwiegenheit geloben mußte, versteht sich von selbst.

Nachdem der Mann sich gehörig erquickt hatte an Speis' und Trank, verschloß er das Geld in seine Lade, und berichtete nun erst von St. Oleff's Heiligthum. Dann legte er sich zu Bett, um noch ein Paar Stunden zu schlafen, ehe er sich nach dem Markt begäbe, um die hochwürdigen Herrn nach seiner Behausung zu geleiten. Denn er war von dem Hin- und Herlaufen außerordentlich ermüdet. Es war ihm aber doch nicht möglich einzuschlafen, und seine Frau hatte nicht nöthig, ihn zur bestimmten Frist zu wecken, wie er ihr dringend anbefohlen, um die Zeit nicht zu verschlafen. Er stand zeitig wieder auf, um in der Dämmerung den Sargsplitter vom Kahn zu holen und denselben zu dem andern zu legen in den Schrein.

Darauf begab er sich nach seinen Standort. Es war erst halb acht, als er sich auf dem Marktplatz befand und stellte sich neben den Roland, um die Ankunft der Herrn zu erwarten; die erfolgte denn auch bald, und der ganze Haufe setzte sich nach Karstens Wohnung in Bewegung, doch so, daß immer zwei und zwei in einem größern Zwischenraume gingen, um der Aufmerksamkeit der ihnen Begegnenden zu entgehen. Ebenso ließ Karsten sie auch nur einzeln in sein Haus; denn sonst würden seine Nachbarn auf

die Beine gekommen sein, die ihn sicher des Hochverraths und eines sträflichen Einverständnisses mit den Leuten des Erzbischofs würden beschuldigt haben. Da wäre es ihm schwer geworden, sich zu rechtfertigen; denn, hätte er auch den wahren Grund angeben wollen, so war das ebenfalls für ihn ein gefährlich Ding. Als der Letzte eingetreten war, verriegelte Karsten die Hausthür, und während seine Frau ihm leuchtete, öffnete er das geheime Thürlein an der Rückenlehne des Sessels, nahm das Kästchen heraus, und überreichte solches dem Zunächststehenden. Der drückte den Inhalt mit Begeisterung an seine Lippen und sprach ein inbrünstiges Dankgebet. Ein Jeglicher küßte das Heiligthum, und reichlich flossen die Thränen der innigsten Rührung.

Jetzt trat der ehrwürdige Herr mit welchem er diesen Mittag unterhandelt, zu Karsten, ließ einen schweren Beutel in seine Hände gleiten und nahm das Heiligthum zu sich. Darauf entfernten sich die Männer, wie sie gekommen waren, ruhig und schweigend, und Karsten verschloß und verriegelte die Hausthür hinter ihnen, um nun auch nachzusehen, ob die Herren Wort gehalten. Als er den Tisch voll Goldgulden gezählt und die Erfahrung gemacht hatte, daß die Geistlichen ebenfalls seine Erwartungen übertroffen und ihm weit mehr gegeben hätten, als ursprünglich bedungen war, starrte er gedankenvoll vor sich hin auf das Gold, und seine Frau konnte sich nicht genug wundern, daß ihn der ungewohnte Anblick nicht gleich ihr zu lauter Fröhlichkeit hinriß.

„Mir ist doch etwas judasmäßig bei dem Handel zu Sinn,“ fuhr Karsten auf, als er merkte, daß seine Frau ihn erwartungsvoll ansah. „Wollte ich die Sachen vom Halse los sein, so durfte ich kein Geld dafür nehmen. Dies Gold riecht nach Blut. Es sind die dreißig Silberlinge, um welche unser Herr verrathen ist.“

Die Frau hatte ein minder zartes Gewissen; sie betrachtete das Ganze als einen ordentlichen Handel, und die Goldstücke als rechtmäßig erworbenes Eigenthum. Indeß blieb sie doch stumm bei Karstens Selbstanklage und sann vergebens darüber nach, wie sie ihren Mann trösten und beruhigen möge.

Da erhob sich mit einem Male der kleine Franz in seinem Bette, wo er die ganze Zeit ruhig geschlafen hatte, ohne durch die Anwesenheit der vielen Männer oder durch das Zählen des Geldes im Schlafe gestört zu sein. Wiederum sah er lächelnd nach der Gegend der Stube, wo der bekannte Sessel stand und nickte mit dem Kopfe. Darauf wandte er sich an seinen Vater und erzählte, der Rittersmann sei so eben wieder dagewesen und habe freundlichen Abschied genommen für immer. Dabei habe er ihm aufgetragen, dem Vater zu danken und ihm nochmals zu sagen, daß fortan dem Hause reiches Glück bescheert sei, als Lohn für seine Folgsamkeit; und daß er sich keine Grillen und unnütze Gedanken machen solle. Die blanken Gulden und Thaler sollten ihm besser bekommen, als die morschen Splitter.

Nun verschwand auch der leiseste Vorwurf seines Gewissens, und fröhlich herzte er sein Weib und den Knaben; Noth und Kummer war auf immer von seinen Lieben verscheucht, und die lachendste Zukunft wartete ihrer Aller; denn wenn alle Schulden abgetragen waren, so blieb noch eine bedeutende Geldsumme übrig, wie der Vater schon berechnet hatte.

Voll von ihrem Glück legten sich die Hausgenossen endlich zur Ruhe. Aber die Frau weckte den Mann mitten in der Nacht und machte ihn aufmerksam auf den Lärm in der Straße. Er stand auf und stellte sich behutsam ans Fenster, von wo aus er Alles genau mit ansehen konnte, ohne selber gesehen zu werden; denn obgleich die Mondsichel am Himmel stand und die ganze Landschaft mit einem falben Dämmerlicht erleuchtete, so war doch die Vorderseite seiner Wohnung vollkommen verdunkelt, weil der Mond schräg über dem Hause stand. Da bemerkte er denn, wie das Gefolge der fremden Dame Anstalten traf zur Weiterreise, und wie die Abfahrt zuletzt wirklich vor sich ging. Vorauf ritten einige Reisige und Trabanten mit langen Speeren, gerade wie er in Ostindien gesehen hatte. Alsdann kam die große Kutsche, mit sechs Pferden bespannt, worin die hohe Reisende saß, umgeben von ihren Frauen. Darauf die Mohren in Weiß, und die Edelknaben, blutroth gekleidet, welche Vögel auf ihren Händen trugen, an silbernen Fußketten, oder eingeschlossen in prächtigen Käfigen.

Karsten wollte bedünken, daß sie Alle zu ihm herauf sahen, obgleich er in der dicksten Finsterniß stand, und auch die Dame schaute aus dem Kutschenfenster mit leuchtenden Augen und grüßte ihn zum Abschiede. Als Alles vorüber war, da kam noch ein einzelner Reiter, welcher den Zug schloß. Der trug eine Mütze von grauem Pelz und ritt einen mächtigen, schwarzen Hengst; wenn der ausschritt, dann sprühten die hellen Funken aus den Steinen. Auch dieser Reiter grüßte herauf zu Karsten, welcher deutlich die erdfahlen, grinsenden Züge Johann Knecht's erkannte. Karsten legte sich eilends wieder ins Bett.

Am andern Morgen erwachte Karsten erst, als die Sonne schon hoch stand und hell zum Fenster herein schien. Er ging zu seinen Gläubigern und bezahlte seine Schulden. Jetzt betrieb er sein Geschäft nach wie vor und Alles, was er unternahm, gelang ihm, so daß sein Wohlstand von Tage zu Tage sich mehrte. An das Kopfschütteln und die spitzen Reden der Nachbarn kehrte er sich wenig, die sich vergebens die Köpfe darüber zerbrachen, ob er wohl auf rechtmäßige Weise zu dem vielen Gelde gekommen sein möge.

XXI.

Raubmord in der Pelzerstraße 1527.

Zwei Männer aus dem Viehlande, Hinrich Wendel zum Kattenthurm und des Rathmanns Berend Schaarhar Meier, Albert Quersmann von Woltmershausen, hatten sich in Lüders Hause bei St. Martini verabredet, Barthold Heinecken, der in der Pelzerstraße wohnte, zu ermorden und zu berauben. Da Wendels Tochter Becka bei Heinecken im Dienst war, so schien die Ausführung leicht. Sie kamen also auf Neujahrsabend im Jahre 1527 außer dem Brückethor beim Burgwalle über die Mauern bei der Mühle, heimlich zur Stadt herein und begaben sich nach dem Schauplatz des beabsichtigten Verbrechens. Bei Tiele Cleven Hause an der Queerenstraße überredeten sie die Mägde, sie ins Haus hereinzulassen, worauf sie Barthold Heinecken samt seiner Frau im Bette mit Hellebarden und Äxten erschlugen; Wendels Tochter, die ihnen mit Vorwissen der andern Magd, einer Friesin, Namens Anna Hayen, die Hausthüre geöffnet hatte, hielt ihnen auch das Licht bei dem Morde. Die Räuber erbeuteten einen Beutel mit Geld und andere Sachen und entfernten sich, nachdem sie die Hausthür wieder verschlossen hatten, auf demselben Wege, den sie gekommen waren; die Mägde verließen ebenfalls das Haus und nahmen die Flucht. Als am folgenden Morgen die Thür verschlossen blieb, erregte dies den Verdacht der Nachbarn. Sie machten davon die An-

zeige beim Camerarius, welcher das Haus öffnen ließ. Alsbald fand man die verstümmelten Leichen, und als nun auch die Mädchen vermißt wurden, ließ der Camerarius die Dirne sammt ihrem Vater vom Kattenthurm hereinholen und brachte sie bald zum Geständniß. Darnach würde auch Albert Quersmann auf der Weserbrücke ergriffen und mit Wendel gepeinigt, worauf auch diese Beiden die That gestanden.

Die beiden Männer wurden kurz nach heil. 3 Könige beim Galgen aufs Rad gesetzt, Wendels Tochter aber, ein Mädchen von 16 Jahren, einige Zeit nachher lebendig unterm Galgen begraben. Dabei wurden ihr vorher die Haare aus dem Nacken gebürstet, eine Sode oder viereckte Rasenstück auf den Mund gelegt, und der Büttel trat ihr mit den Absätzen aufs Leib, worauf sie eingescharrt wurde.

Die andere Magd, Anna Hayen entkam glücklich mit ihrem Antheil an dem Raube, und hat man nie wieder etwas von ihr gehört.

XXII.

Sagen von St. Rembertus.

Als die Normannen auf ihren Raubzügen auch in Friesland einfielen und gegen Norwiede (jetzt Norden genannt) vorrückten, um dasselbe zu plündern und zu zerstören, beredete der Bischof Rembertus (865—888), welcher sich gerade in jener Gegend be-

fand, die Friesen, dem gefürchteten Feinde kühnlich entgegen zu gehen. Durch seine Aufforderung ermuthigt, fielen die Christen über die gelandeten Raubschaaren her und machten zehntausend dreihundert und sieben und siebzig Normannen nieder. Auch von den Übrigen, welche ihr Heil in der Flucht suchten, kamen noch viele um beim Uebergang über die Flüsse.

Dies, durch Rembert bewirkte, Wunder blieb noch nach Jahrhunderten bei den Friesen in gutem Andenken; der Hügel, auf welchem der Heilige während der Schlacht im Gebet stand, ist mit ewig grünendem Rasen bekleidet, und auf einem Steine sind besondere Zeichen eingehauen, um die Geschichte zu verewigen.

Auch besaß der heilige Mann die Macht, Verstorbene wieder von den Todten zu erwecken, wie er denn auch sonst mancherlei Wunder that. So soll er bei einer stürmischen Ueberfahrt nach Schweden durch sein Gebet das brausende Meer beschwichtigt, auch bald hernach einen Blinden durch die Firmelung sehend gemacht haben. Auch befreite er eines Königs Sohn von einem unsaubern Geiste, unter dem Beistand verschiedener andern Bischöfe. Der Geist schrie bei dieser Gelegenheit zum Öftern aus dem Munde des Besessenen, daß Rembertus der Einzige unter ihnen wäre, der sein Amt würdig verwalte, und der zu seiner Qual gekommen sei. Dieser Fürst war vermuthlich des Königs Ludwig Sohn, Karl, welcher in den letzten Jahren des Erzbischofs Rembert der Regierung entsetzt wurde und seines Bruders Sohn,

Arnulph zum Nachfolger erhielt. Der Vorfall selbst aber ereignete sich in Frankfurt.

Rembertus war sanft und mitleidig. Seine Hauptsorge war, den Armen Almosen zu geben und Gefangene aus der Sklaverei los zu kaufen. Als er einstmals in die Gegend von Schleswig kam, wo er den neubekehrten Dänen eine Kirche erbaut hatte, bemerkte er eine große Menge von gefesselten Christensclaven. Da sprengte er ihre Fesseln durch sein Gebet, gab, um sie los zu kaufen, in Ermangelung des Geldes, sein Pferd dahin, und kehrte zu Fuß nach Hamburg zurück.

Nicht minder merkwürdig ist es, daß er die Seele eines verstorbenen Priesters, welcher ihm in einem Gesichte erschien und ihn um seinen Beistand anflehte, durch vierzigtägiges Fasten bei Wasser und Brot aus dem Fegefeuer erlösete.

Als er endlich wegen Alter und Schwachheit seinem Amte nicht mehr vorstehen konnte, nahm er den Adelgar zum Gehülfen. Nach seinem Tode wurde er, seiner Verordnung zufolge, außerhalb der Kirche des heiligen Petrus an der Ostseite begraben.

XXIII.

Dirk Dröge und Gretje Schröder.

Dirk Dröge, aus Neuenkirchen gebürtig, wurde am 23 Febr. 1600 mit dem Rade gerichtet, dann auf dasselbe gelegt, und ein Galgen darüber hergebaut. Er hatte viele Diebstähle begangen an Kleidern, Flachs, Ochsen und Schweinen. Außerdem hatte er vor drei Jahren einen bezechten Landsknecht in einem Hohlwege mit einem Kluven- oder Spring-Stock erschlagen, aber nichts bei ihm gefunden. Auch hatte er Marten Oltmanns Haus zu Neuenkirchen angesteckt, wodurch drei Häuser in Feuer aufgingen. Bei dieser That war ihm Gretje Schröder behülflich gewesen, welche das Feuer herbeigetragen hatte. Mit dieser Gretje war überhaupt nicht gut spaßen; denn als des Vogt's zu Stotel, Frerich Müllers Sohn im Verein mit zwei Fußknechten ihr einiges Tuch abgenommen, auch ihren Vater gezwungen hatte, ihnen 2½ ℔ zu geben, sandte sie und Dröge des Nachts einen Fehdebrief nach Stotel. Die Stoteler verglichen sich mit den Beiden und schickten ihnen 8 ℔, worüber sie einen förmlichen Empfangschein ausstellten. Solcher Uebelthat halber wurde also Dirk gerädert und Gretje denselben Tag am Galgenberge enthauptet. Ihr Körper wurde unterm Galgen begraben.

XXIV.

Das verhängnißvolle Würfelspiel.

Den 18. Januar 1600 wurde über den entleibten Johann Wolpmann am Markt ein Blutgericht gehegt und dessen Brudersssohn Frerich Wolpmann als Thäter verschrien. Die That geschah in Meinert Schulten Hause, wo Peter Veldermann einen Ochsen verspielen ließ, welcher von ihrer Vieren, als Johann Wolpmann, Peter Veldermann, Hermann Schulte und Jost Barnenföhrer auf gleich hohe Augen gewonnen ward. Als sie von Neuem warfen, wurde der Ochse dem Johann Wolpmann allein zu Theil. Als nun dieser ihn wieder aufs Spiel setzte, und Meinert Schulten Sohn das Thier gewann, gerieth Frerich Wolpmann so sehr in Wuth, daß er seinen Oheim entleibte.

XXV.

Der Erzbischof am Brückethor.

Als der Erzbischof Johann Friedrich am 12. Aug. 1600 auf einer Reise von Oldenburg her, mit einigen Kutschen ins Brückethor fuhr, und die Tagwacht seine fürstlichen Gnaden geziemend fragte, wer er wäre und von wannen er käme, und er selbst oder seine Leute verkehrte Antworten ertheilten, ließ die Wacht den Schlagbaum bis auf weitern Bescheid nieder, worauf endlich seine fürstl. Gnaden sich offenbarten.

XXIV.

Die sieben Faulen.

Als die Stephansstadt noch nicht gebaut war, befanden sich in dortiger Gegend nur Kohlhöfe und Ackerland. Aber die Ländereien waren nur von mittelmäßigem Ertrage; denn ein großer Theil bestand aus Sandboden, und die niedrig gelegenen Striche waren der Ueberschwemmung der Weser ausgesetzt.

Da hielt sich denn, wenn auch der Fluß schon längst in seine Ufer zurückgetreten war, das Wasser in den Niederungen bis tief in den Sommer hinein, und giftige Dünste, ausgebrütet von den heißen Sonnenstrahlen, verpesteten die Luft.

Darum wurde die ganze Umgegend auch sehr wenig bewohnt, und nur die ärmeren Bürger, welche hier ein Stück Land besaßen, und für die eine Wohnung in der eigentlichen Stadt zu theuer war, hatten sich hier angesiedelt.

Vor vielen, vielen Jahren nun wohnte daselbst ein Mann, welcher nach der Größe seines Grundbesitzes zu rechnen, sehr reich hätte sein müssen, der aber dennoch der ärmste war unter allen seinen Nachbarn. Denn seine Kohlstücke waren die dürrsten und sandigsten und sein Grasland fast das ganze Jahr hindurch ein beständiger Sumpf, so daß er nur in sehr trocknen Jahren auf eine kleine Heuernte rechnen durfte. Deswegen hielt er auch keine Kuh, sondern begnügte sich mit einer Ziege, obgleich die Milch

derselben für seinen Hausstand bei Weitem nicht zureichte.

Es war freilich bei ihm von Gesinde keine Rede; aber sein Hausstand war nichts desto weniger bedeutend zu nennen. Denn er hatte sieben Söhne, einen noch größer und stärker, wie den andern. Die schlenderten den ganzen Tag umher, schauten ins Wasser und sahen nach Wind und Wetter, und wenn sie am Mittage zu Hause kamen, hatten sie Hunger, wie die Wölfe; denn nichts in der Welt schärft so sehr die Eßlust, als der Aufenthalt in freier Luft und am fließenden Wasser.

Da saßen sie denn um den großen Eichentisch herum, die sieben Riesen, und es war eine Pracht, zu schauen, wie es ihnen schmeckte. Nach dem Essen gingen sie ein Stündchen auf den Heuboden, legten sich der Reihe nach hin zum Schlafen und schnarchten, daß die Wände dröhnten, und wenn sie sich gehörig wieder gestärkt fühlten, dann reckten und streckten sie sich und gingen wieder langsam nach dem Ufer, um den Fischern zuzusehen, wie sie Lachs und Stör fingen, und wie die Schiffe lustig stromauf und ab segelten.

So wie die Sonne zur Ruhe gehen wollte, schickten auch sie sich an zur Heimkehr und zum Schlafengehen. Vorher aber nahmen sie erst eine tüchtige Abendmahlzeit zu sich. Hatten sie sich aber einmal zur Ruhe gelegt, dann schliefen sie auch wie die Bäume, fest und unerwecklich, bis die Sonne hoch am Himmel stand und die kleine Schaar zum Frühstück rief.

In dieser Weise trieben sie es Jahr ein, Jahr aus, einen Tag, wie den andern, in stetem Müssiggange, so daß sie in der ganzen Nachbarschaft nur unter dem Namen der sieben Faulen bekannt waren.

Das wußten sie recht gut; aber was kümmerte sie das Geschwätz der Welt. Sie hatten ein gut Gewissen, und wenn sie zu Hause kamen, war der Tisch gedeckt. Da waren die Reden neidischer Menschen leicht vergessen.

Der Vater gab ihnen wohl mitunter zu verstehen, daß er älter werde und sich zu ihnen versehe, daß sie ihm unter die Arme greifen würden. Das war aber lächerlich; denn der hatte ja selbst so wenig zu schaffen, daß er meistens den ganzen lieben Tag auf der Bank vor dem Hause saß, oder mit den vorübergehenden Nachbarn über das Wetter sprach. Auch pflegte er stundenlang mit untergeschlagenen Armen in seine Wasserlachen zu schauen und Vergleichungen darüber anzustellen, wie viel glücklicher Harm, Klaus und Kunz seien, daß sie gutes, trocknes Land und gesundes Heu hätten. Dann seufzte er tief, drehte sich um und ließ es beim Alten.

Die Mutter melkte die Ziege, kochte Rüben und Kohl, besorgte Feurung und Wasser, und war überhaupt die Einzige, welche Sorge trug fürs Hauswesen.

Dies Leben hatte lange gewährt, als die Brüder doch endlich anfingen, Langeweile zu empfinden, daß sie so gar ohne Beschäftigung wären. Auch sahen sie, wie ihre Altersgenossen bei andern Leuten in Diensten standen, sich etwas verdienten und emporkamen.

Da sprach der Aelteste zu den Uebrigen: „Ihr wißt, daß mir, als dem Erstgebornen der väterliche Hof gebührt, von Rechtswegen; allein ich verzichte auf mein Vorrecht zu Gunsten unsers jüngsten Bruders. Ich will in Dienst gehen bei fremden Leuten und hoffe mir in Kurzem so viel zu erwerben, daß ich mir selbst einen Hof kaufen kann."

Die Rede fand allgemeinen Beifall; sie beschlossen Alle, desgleichen zu thun und das Haus zu verlassen; selbst der Jüngste wollte nicht daheim bleiben, denn es schien ihm etwas Großes, Knecht zu sein und Geld zu verdienen.

Sie gingen also von Haus zu Haus, ihre Dienste anzubieten, ein riesig Volk, mit breiten Schultern und straffen Sehnen und Schenkeln. Aber es erging ihnen nicht nach Wunsch; denn wo sie hinkamen, da fingen die Leute an zu lachen, und Einer sprach höhnisch zum Andern: „Da sind die sieben Faulen, um Arbeit zu suchen. Ihres Vaters Hof nährt sie nicht mehr; so wollen sie sich bei uns in die Kost legen. Aber sie haben keine Lust zur Arbeit, und hier kann nur ein fleißiger Knecht Aufnahme finden. Weg mit den sieben Faulen!"

Sie gingen von Haus zu Haus, erst bei ihren Nachbarn in der Vorstadt, dann in der Stadt selbst, Straß' auf, Straß' ab; aber da war Niemand, der sie in Dienst nehmen wollte, und auch, wer sie nicht kannte von frühern Zeiten her, nahm sich vor ihnen in Acht. Denn das böse Gerücht war ihnen voraufgegangen.

So kamen sie den Abend heim, müde, verdrießlich und hungrig. Die Mutter trug ihnen ihr Abendbrot auf, aber zum ersten Mal in ihrem Leben wollte ihnen solches nicht schmecken.

Auch legten sie sich nicht sogleich nach dem Essen aufs Lager, wie sonst ihre Gewohnheit war, sondern sie saßen schweigsam auf der Bank, mit gesenktem Haupte, die Arme über der Brust gekreuzt und die Beine bis in die Mitte der Stube von sich gestreckt.

Der Vater empfand Mitleid mit der Lage der Knaben, die gern vorwärts wollten in der Welt und denen man keine Gelegenheit geben wollte, ihre Kräfte und Geschicklichkeit zu zeigen. Er suchte sie zu trösten und versprach, ihnen Arbeit genug zu geben. Er wollte sich, wie er sagte, in Zukunft um nichts mehr kümmern und ihnen die ganze Besorgung der Wirthschaft allein überlassen.

Die Übrigen mochten Nichts erwiedern; sie schauten auf den Aeltesten, was der sagen würde. Der drehte sich herum zu dem Alten; er konnte sich nicht länger halten. „Hättest Du," — sagte er zornig, — „Beschäftigung für uns gehabt, so wären wir nicht ohne unsre Schuld in den Verdacht der Trägheit gerathen und könnten jetzt unser Glück machen als Knechte. Das Bischen Erbsen und Bohnen kannst du mit Gemach allein pflanzen, und das Heu aus der Lache zu fischen ist ebenfalls nicht beschwerlich. Die ganze Wirthschaft mag füglich ein alter Mann, wie du, besorgen, und wird sich leichtlich Keiner von uns daran vergreifen. Wir wollen aber arbeiten, und da

wir in der Heimath allenthalben zurückgewiesen sind, so gehen wir morgen in die weite Welt."

Es war vergebens, daß der Vater sie von ihrem Vorhaben abrieth, es war vergebens, daß sich die alte Mutter die Augen aus dem Kopfe weinen wollte; als der Tag graute nahmen sie Abschied und gingen ihres Wegs, der aufgehenden Sonne entgegen, ohne sich nach den armen Eltern umzusehen, die jammernd in der Hausthür standen und ihnen nachschauten.

Als sie ihnen aus den Augen entschwunden waren, gingen die beiden Alten ins Haus zurück, um sich recht auszuweinen, daß sie nun so gänzlich verlassen seien. Ihr einziger Trost war, daß der Hunger die Knaben zurückführen würde, und deßhalb schauten sie fleißig nach der Gegend hin, in welcher jene verschwunden waren; aber wie sie auch spähen mochten, von den Söhnen war nichts zu hören und zu sehen; so ging es einen Tag, wie den andern; die Eltern erwarteten vergeblich die Rückkehr der Kinder, und als die Sache von einem Vollmond bis zum andern sich nicht änderte, verzweifelten die Eltern gänzlich, ihre Söhne jemals wieder zu erblicken, und klagten, daß sie ihre alten Tage in gänzlicher Verlassenheit zubringen sollten.

Jahr und Tag war verlaufen, und man hatte die Fortgewanderten beinahe vergessen. Da hörte man plötzlich das Geschrei: „Da kommen sie wieder zurück, die sieben Faulen," und Alles stürzte an die Thüren, um die Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen. Die trugen Schaufeln und allerlei Geräth,

schauten weder rechts noch links und gingen trotzig ihres Wegs, ohne Jemand zu grüßen.

Der Eltern Freude über die Heimkehr der Söhne läßt sich nicht beschreiben. Die waren in fernen Landen gewesen und hatten dort gelernt, daß man gar nicht nöthig habe, in die weite Welt zu gehen, wenn man wirklich Lust hat zur Arbeit. Was sie aber diesen Abend mit den Eltern geredet, und welche Entwürfe sie dem ungläubigen Vater vorgelegt, das wurde Keiner von den neugierigen Nachbarn gewahr; denn ins Haus wagte sich Niemand hinein, und von den sieben Brüdern kam nicht ein Einziger vor die Thür.

Am andern Tage sah man aber ein seltsames Schauspiel. Da zogen die sieben Faulen mit Spaten und Schaufeln nach der Wiese des Vaters und machten einen tiefen Graben, worin das Wasser aus den Sümpfen nach der Weser geführt wurde; in kurzer Zeit war das ganze Grundstück entwässert. Darauf errichteten sie am Ufer hin einen hohen Damm, zwischen den beiden Sandhügeln, welche das väterliche Erbe zu jeder Seite begränzten, wodurch die Ländereien gegen künftige Uberschwemmungen geschützt wurden. In der ersten Zeit hatten die Nachbarn geglaubt, die sieben Brüder hätten sich wirklich gebessert und wären die fleißigsten Menschen von der Welt geworden; denn von Morgen bis zum Abend sahen sie dieselben im Graben stehen und vom Hahnschrei bis in die sinkende Nacht Erde hinführen zum Damm. Als aber das trockengelegte, schlammgedüngte Land im Verlauf des Sommers das schönste Gras und

duftigen Klee trug, so dick und hoch, wie man in der ganzen Umgegend noch nie erlebt hatte, und nun die sieben Brüder hinauszogen, zu mähen anfingen und ohne Mühe den reichen Segen hereinbrachten in die neue Scheune, die sie in der Zwischenzeit erbaut, da kam ihre Tücke und Arglist an den Tag. „Der alte Vater“ sagten die Nachbarn, „war ein fleißiger Mann und scheute keine Mühe all sein Lebelang. Der stieg getrost ins Wasser bis ans Knie und schnitt sich kümmerlich sein Gras, wenn ihm etwas gewachsen war. Die Söhne haben sich das Ding bequemer gemacht. Sie haben keine Lust zur Arbeit.“

Jetzt kam der Herbst und die sieben Faulen trugen Steine herbei und Holz und bauten ein großes Haus neben der Wohnung des Vaters. So schnell ging der Bau von Statten, daß man hätte meinen sollen, das Haus wachse aus der Erde hervor, und ein Fremder hätte die Brüder für fleißige Arbeiter gehalten, so emsig waren sie daran, Kalk zu bereiten, Holz herbeizuschaffen und die Steine zu vermauern. Wer sie aber näher kannte, wußte, was er von ihrem Fleiß zu halten hatte. Auch wurde es bald ruchtbar, daß der Älteste sich eine Braut ausgesucht habe, und als gegen Ende des Herbstes die Hochzeit war, und der junge Mann mit seiner Frau das neue Haus bezog, da sagten die Nachbarn: das Volk ist zu bequem; sie befürchten, daß ihnen das alte Haus zu klein werde und sind zu faul, um sich einzuschränken und mit Wenigem zu behelfen.

Als das Frühjahr kam, bestellten die Brüder das

Land, und da sie bis zur Heuernte mancherlei Muße hatten, so bauten sie noch fünf Häuser in einer Reihe neben des Vaters Haus. Das eine war noch bunter angestrichen, als das andere und sie schimmerten in allen Farben des Regenbogens. Da vermutheten die Nachbarn schon vorher, was nun erfolgen würde, und als die Heuernte vorüber war, da feierten die fünf folgenden Söhne ihre Hochzeit mit Jubel und Musik, und ein Jeder bezog mit seiner jungen Frau eins von den neuen Häusern, zum großen Aergerniß der frommen Nachbarn, welche in Genügsamkeit und Gottesfurcht mit ihren Schwiegersöhnen unter einem und demselben Dache hausten. Der jüngste Sohn blieb im älterlichen Hause zurück; ihm hatte der älteste Bruder sein Anrecht auf dasselbe abgetreten, zum Heirathen war er aber noch zu jung.

So standen also die sieben Häuser in angemessenen Zwischenräumen in einer langen Reihe, von hinten und zu beiden Seiten von Obst- und Gemüsegärten umgeben, die sie durch dichte Dornhecken gegen das eindringende Wild zu schützen suchten. Denn sie waren zu träge, um, wie die Nachbarn, in den kalten Winternächten, die Haasen aus ihrem Kohl zu verscheuchen und schliefen lieber.

Darauf baute sich ein Jeder seinem Hause gegenüber Stallungen und Scheunen. Denn sie hatten jetzt reichliches Futter für ihre Kühe, und ihr Viehstand gedieh vortrefflich. Auf diese Weise entstand eine lange und breite Straße, welche sie zu beiden Seiten mit Lindenbäumen beflanzten und in der Mitte mit einem

tüchtigen Steinpflaster versahen; und, wenn etwa ein Vorübergehender fragte, wie die schönbelaubte Straße heiße, und wer darin wohne, was konnten die Nachbarn, wollten sie der Wahrheit getreu bleiben, anders antworten, als, daß die Bewohner der Straße die sieben Faulen seien, welche nicht die Lust hätten, nach dem oslebshauser Holze zu gehen, um der frischen Waldluft zu genießen, wie hier seit undenklichen Zeiten der Brauch gewesen, und sich deshalb Laubgänge vor ihren eignen Thüren angelegt; auch seien sie zu faul, um das, bei Regenwetter und schlechten Wegen beschmutzte Schuhwerk wieder zu reinigen. Sie hätten deshalb lieber den kostbaren Steinweg angelegt, den sie auch bei der schlechtesten Witterung rein und sauber hielten, als nach Landessitte auf kothigen Wegen gehen wollen. Denn sie scheuten auch die kleinste Mühe und seien zu jeder Arbeit verdorben.

Endlich kam die Zeit, daß auch der jüngste Bruder ein Weib nahm. Mit Freuden trat ihm der Vater das Hausregiment ab, und die Hochzeit wurde ebenfalls mit großer Pracht gefeiert.

Viele Jahre lebten die Brüder also in größter Eintracht, und merkwürdig war es, daß ihr Wohlstand von Tage zu Tage wuchs, während sie nur halb so geschäftig waren, wie die Nachbarsleute. Sie gingen nicht ins oslebshauser Holz, sie saßen des Nachts nicht im Kohl, um die Haasen zu vertreiben; wo es aber galt, etwas zu Wege zu bringen, wodurch sie sich in der Faulheit stärken konnten, da waren sie darüber aus, Tag und Nacht mit großer Anstrengung.

Wie sie denn noch in ihren alten Tagen mitten in ihrer Straße anfingen zu graben und zu wühlen, daß die Nachbarn neugierig über die Zäune schauten und sich die Köpfe zerbrachen über das neue Beginnen. Mit der Zeit aber erhob sich daselbst ein schöner Brunnen und das Räthsel war gelös't. Das war das letzte von ihren Stücken, aber auch darin verläugnete sich nicht ihr angeborner Hang zur Trägheit. Lange schon ruhten die Eltern der sieben Faulen im Grabe; aber es gab noch viele unter den Nachbarn, die den rechtschaffenen Vater gekannt hatten; wie viel tausend Mal hatte der nicht in seinem Leben einen Eimer Wassers aus der Weser geholt. Und nun waren die Söhne und ihre Weiber zu stolz und zu träge, um das Wasser vom Flusse heraufzuschleppen; deshalb also war es, daß der Brunnen gegraben wurde. Das war ihr letzter Streich, aber er sah ihnen ganz ähnlich.

Fragt aber jetzt Einer nach der Straße, wo die sieben Tagediebe gewohnt haben, der komme zu uns nach der Faulenstraße. Die schönen Linden sind zum großen Theile verschwunden, der Brunnen aber steht noch, wahrscheinlich in oft erneuerter Gestalt, gerade mitten in der Straße.

XXVII.

Hänschen von Halberstadt.

1. Der quade Johann von Weihe.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts lebte in Weihe ein Mann, welcher weit und breit unter dem Namen: der quade oder schlimme Johann bekannt war. Wer ihm nicht nothwendig kommen mußte, der ging ihm gern hundert Schritt aus dem Wege, um nur nicht mit ihm in Berührung zu kommen. Denn er raubte und mordete, und es war ihm einerlei, wen er beschädigte, Geistlich oder Weltlich. So erzählten sich die Kinder im Dorfe, daß er es gewesen, der dem Pfaffen den unrechten Weg gewiesen, obgleich Andere die Schuld auf seinen, eben so berüchtigten Nachbarn, Wubbern Lange schoben. Es wollte aber der Pfaff nach Rom reiten; da zeigte ihm Einer den verkehrten Steig durch's Wasser in der Nähe des Dorf's, daß er vom Pferde fallen und elendiglich ertrinken mußte. Zu Nacht war alsdann der Körper herausgezogen und der Geldbeutel vom Gürtel geschnitten. Solcher losen Streiche wurden dem schlimmen Johann mehr zur Last gelegt, doch hütete man sich wohl, ihm solches ins Angesicht zu sagen; denn Jedermann fürchtete seine Rache.

Aber während Alles seine Gegenwart floh, wie die Nähe eines wilden, blutdurstigen Raubthiers, lebte ihm daheim ein menschliches Wesen, das ihn mit begeisterter Liebe umpfing und im Fall der Noth

sein Leben für ihn eingesetzt haben würde. Das war ein Knabe und Soldatenkind, Johannes geheißen; den hielt er wie seinen Sohn. Der Landsknecht war zu ihm gekommen, das feine Knäblein an der Hand und hatte um einen Platz gebeten zum Sterben. Denn er war von einer tödtlichen Seuche ergriffen, konnte sich kaum noch aufrecht halten, und es ging schnell mit ihm zu Ende.

Der quade Johann, so schlimm er auch sein mochte, solcher Jammer mußte sein hartes Herz erweichen, und unaufgefordert versprach er dem Sterbenden, für das Kind zu sorgen, wie für seinen eignen Sohn. Beruhigt schloß jener seine Augen und der kleine Johannes oder Häns chen, aus der Gegend von Halberstadt gebürtig, hatte einen andern Vater.

Der hielt treulich sein Wort, er hielt Häns chen wie sein leibliches Kind; da derselbe von feinem Körperbau war, so wollte er ihm keine schweren Arbeiten zumuthen, sondern schonte des zarten Knaben, wo er nur konnte und mochte, und, um ihn auch in Zukunft möglichst von körperlicher Anstrengung zu bewahren, wollte er ihn überreden, den geistlichen Stand zu ergreifen.

Das war aber dem Hans durchaus nicht recht; denn, obgleich er schwach von Körper war, so besaß er doch einen hohen, kühnen Geist, dachte an Nichts, als Schlachten und Krieg und stieg oft in der Stille auf den Boden des Hauses, wo des Vaters Schwert und Hellebarde im Winkel standen, um die edlen Waffen zu prüfen und sorgfältig zu reinigen von

Schmutz und Rostflecken. Er liebte aber seinen Pflegevater zu sehr, als daß er ihn durch offenen Widerspruch hätte kränken mögen und, um ihn zufrieden zu stellen, begab er sich häufig zu dem Pfarrer des Orts, der den gelehrigen Knaben mit Freuden in den Geheimnissen der Religion und in den gottesdienstlichen Gebräuchen unterwies. Schon meinte der Geistliche in dem Lehrlinge einen Pfeiler der Kirche zu erblicken, und der quade Johann sah ihn fast jede Nacht im Traum auf der Kanzel. Da ereignete sich ein Vorfall, der den Letzteren vor der Zeit unter die Erde brachte, den Pflegesohn aber nicht allein von dem verhaßten geistlichen Joch befreite, sondern auch seinen unter der Asche glimmenden ursprünglichen Wunsch, sich dem Soldatenstande zu widmen, zur lodernden, verzehrenden Flamme anfachte.

Der erwähnte Vorfall war in dem Leben des quaden Johanns zwar nichts Neues, nur eine einfache Mordgeschichte. Es war im Jahr 1516, als er in Soltauen Haus vor dem Osterthore, binnen der Stadt, mit Johann Rippen aus der Thedinghauser Marsch in Streit gerieth und ihn nach seiner Weise todtschlug. Er entkam glücklich aus der Stadt, wurde friedlos gelegt und hätte nun wohl gethan, sich eine Zeitlang außer Landes zu begeben; da würde die Sache sich noch wohl gütlich haben beilegen lassen, oder wäre vergessen worden, wie so manches Andere. Keiner war besorgter um den quaden Johann, als sein Pflegesohn, oder eigentlicher gesagt, es war der Einzige, der ihn zu retten wünschte. Denn in der

ganzen Umgegend war wohl nicht leicht Einer zu finden, der nicht in der Stille gewünscht hätte, daß den Bösewicht endlich einmal die verdiente Strafe treffen, und dadurch das Dorf und die Nachbarschaft von einer Landplage befreit werden möge.

Der quade Johann pflegte über die kindische Furcht seines Hänschens zu spotten, wenn dieser den schlimmen Pflegevater eindringlich ermahnte, sein wüstes Leben zu ändern, oder doch wenigstens vorsichtiger zu verfahren in seinem Thun und Treiben.

„Mein Handwerk," — pflegte er zu sagen, — „gebe ich nicht auf; ich bin zu alt, um noch ein anderes zu lernen; und ins Bockshorn jagen laß ich mich nun und nimmermehr. Die Bremer scheinen mir außerdem etwas träge und lässig geworden zu sein; sie werden mich schon laufen lassen. Es ist nicht das erste Mal, daß ich verschrien und friedelos gelegt bin."

Aber wenn er die Bremer für träge gehalten hatte in Ausübung der Justiz, so belehrte ihn Hänschen, der einige Monate später nach der Stadt auf Kundschaft geschickt war, eines Andern. Derselbe hinterbrachte ihm, daß seit kurzer Frist Harm Ehrenborg, weil er an Eggerd Eggers einen Todschlag begangen, geköpft, daß Marten Rehker aufs Rad gelegt sei, weil er die Ringstädter Kirche bestohlen, und daß man um Simon und Juda zwei Weiber lebendig verbrannt habe, nämlich Gretke, Heyn Lynsemanns Ehefrau und Alke Lamberts.

Alke hatte Gretken ein wächsern Bild gemacht und in dem Haupt Nadeln verborgen, mit dem Unterricht,

solches zu drücken und dabei den Namen Johann Godfrieds auszusprechen; dann würde er sehr im Kopfe gepeinigt und gemartert werden, wie es auch eingetroffen. Dergleichen Bildnisse hatte sie noch für mehre Andere verfertigt, auch böse Frösche zu Pulver verbrannt und ihre Nachbarinnen unterwiesen, ihre Feinde damit zu vergeben.

Auch habe man Cord Eggers wegen Verstoß gegen die guten Sitten am Pranger ausgestrichen, demselben ein Ohr abgeschnitten und ihn darauf verwiesen, mit dem Bedeuten, sich der Stadt auf zehn Meilen Wegs nicht zu nähern.

Da erkannte Johann mit Schrecken, daß sie noch wach wären in Bremen, und richtete seine Züge mehr nach den Dörfern in der Gegend von Hoya und Thedinghausen. Aber der Krug geht so lange zu Wasser bis er bricht, und auch Johann hatte eine blinde Stunde. Er verübte einen Einbruch in Habenhausen, wobei er übermannt und ergriffen wurde. In Bremen bekannte er, unbefragt und ohne Pein, alle seine Vergehungen und wurde auf Vorbitten seiner Freunde mit dem Schwert begnadigt. Dies war um Bartholomaei 1517.

2. Die Landsknechte.

Das war der härteste Schlag, der das arme Hänschen treffen konnte. Mit Johann hatte er seinen Ernährer und Versorger, seinen zweiten Vater verloren. Zur Arbeit hatte ihn derselbe, wegen seiner

Schwächlichkeit, nie angehalten, und selbst wenn er Kraft und Geschick dazu gehabt hätte, keiner von den Nachbarn würde den Zögling des gefürchteten Räubers ins Haus genommen haben. Zum geistlichen Wesen, wozu ihn sein Pflegevater bestimmt, hatte er keinen Trieb, zum Betteln zu viel Ehrgeiz; er wäre lieber Hungers gestorben, als daß er die Mildthätigkeit fremder Menschen angesprochen hätte. Aber was sollte er denn eigentlich beginnen?

Bei den Nachbarn mochte er keinen Rath und Trost suchen; er ging in tiefster Bekümmerniß aufs hohe Feld. Tausend Pläne durchkreuzten seinen Kopf, der eine noch abenteuerlicher, als der andere. Am liebsten wäre er Soldat geworden, wie sein leiblicher Vater gewesen; aber er sah wohl ein, daß er zum Waffenhandwerk noch nicht kräftig genug sei. Freilich hatte er das sechszehnte Jahr bereits zurückgelegt, für sein Alter war er aber außerordentlich zart. Unstät lief er umher, sein Gehirn brannte fieberhaft, erschöpft setzte er sich auf einen großen Stein.

Da lag es vor seinen Blicken das stolze Bremen mit den hohen, sonnenhellen Thürmen, die feindselige Stadt, die ihm sein Liebstes auf Erden, seinen Vater ermordet. In diesem Augenblicke vergaß er es, daß nur die Gerechtigkeit gewaltet habe, er sah in dem Getödteten nichts, als einen Märtyrer, schnöde verurtheilt von den kalten Reichsstädtern, unschuldig hingewürgt von Henkershand, und er schwor einen heiligen Eid, die schrecklichste Rache zu üben an der

Stadt und ihren Bewohnern, wegen des verübten Mordes.

Aber je länger er hinüberstarrte nach der trotzigen Veste, welche seit Jahrhunderten die Angriffe mächtiger Fürsten zurückgewiesen, deren zahlreiche Bürgerschaft alle Anschläge der Feinde mannhaft zu Nichte gemacht hatte, desto lebhafter wurde bei ihm das Gefühl seiner Ohnmacht, und er konnte seiner Wuth nur durch bittere Thränen Luft machen.

Da erschallte hinter ihm in weiter Ferne fröhlicher Gesang, und als er sich zurückwandte, sah er einen langen Zug von Männern mit blickenden Waffen des Wegs daher ziehen. Das war ein Fähnlein Landsknechte, die zogen zum Erzbischof; denn er rüstete sich gegen die Würster.

Diesen Vorfall betrachtete Hänschen als einen Fingerzeig von oben, lief ins Haus zurück und holte des Vaters Schwert und Hellebarde von der Bodenkammer. Hastig gürtete er den langen Hauer um seine Lenden, der weit hinter ihm drein schleppte, nahm den gewichtigen Spieß auf seine Schulter und stellte sich auf einer Anhöhe, bei welcher die Kriegsleute vorüber ziehen mußten.

Als die bärtigen, sonnverbrannten Männer ihre Augen aufhoben, wunderten sie sich über die Maaßen, was doch die sonderbare Gestalt zu bedeuten habe, und des Lachens und Spöttelns wollte kein Ende nehmen. Als sie aber näher kamen und den zarten Knaben mit dem blassen Gesicht sahen, der beinahe von der Wucht der schweren Waffen erdrückt

wurde, traten sie mitleidig näher und fragten, was sein Begehr sei. Und als er erklärte, wie er bereit sei, mit ihnen zu ziehen zu Ehr' und Beute in Kampf und Tod, und daß auch sein Vater dasselbe Gewerbe getrieben, da lobten sie insgesamt seinen Muth, nahmen ihn mit sich und versprachen dem Kleinen, gute Kameradschaft mit einander zu halten.

Und sie hielten redlich ihr Wort. Denn wenn ihn auf dem Marsche die ungewohnte Schwere der Waffen drückte, so fanden sich im Augenblicke ein halbes Dutzend, die sich erboten, seine Hellebarde zu tragen. Sein besonderer Freund und Beschützer aber war Hans von der Kloppenburg, ein riesiger Mann, der ihn vom ersten Augenblick an lieb gewonnen und gleichsam an Kindesstatt aufgenommen hatte. Derselbe nahm sich seiner auf alle Weise an, so daß er ihn auch wohl, wenn er in den heißen Sonnenstrahlen ermüdete, eine Strecke Wegs in seinen Armen trug. Denn um Alles in der Welt hätte er den muthigen Knaben nicht dahinten gelassen.

So wurde er in kurzer Zeit ein Liebling des Fähnleins, und es läßt sich denken, wie wohl ihm diese allgemeine Zuneigung thun mußte. Bisher einzig geliebt von seinem Pflegevater, im Uebrigen von der ganzen menschlichen Gesellschaft ausgestoßen und geächtet, war er mit einem Male der Gegenstand der zartesten Aufmerksamkeit, der zuvorkommendsten Sorgfalt so vieler tapfern Männer geworden; das mußte sein Selbstgefühl auf's Höchste erregen. Dies äußerte sich auch gar bald vortheilhaft in seinem

Aeußern. Sein Gang wurde stolz und frei, und jene kleinern Dienstleistungen, welche ihm in der ersten Zeit so willkommen gewesen waren, und die ein jeder von den Gefährten ihm so gern erwies, lehnte er unwillig ab. Die Sonnenstrahlen färbten allmählig seine Wangen, und dies Leben und Wirken in freier Luft, dies lustige Kriegerleben stärkten seine Kräfte in auffallender Weise.

Endlich vereinigte sich der Haufe mit den übrigen Streitkräften des Erzbischofs und die Feindseligkeiten nahmen ihren Anfang. Die Ursach' aber dieses Krieges war folgende.

Die Wurster wollten in diesem Jahre dem Erzbischof Christoph nicht die hohen Abgaben geben, welche er verlangte, sondern vermeinten, ihrer Pflicht ein Genüge zu thun, wenn sie ihm so viel entrichteten, als sie mit Erzbischof Heinrich übereingekommen waren, und worüber sie Siegel und Brief hätten, nämlich 1200 Tonnen Gerste, 600 Tonnen Hafer, 450 Gulden Grasgeld, und 400 Gulden und 10 Mark Lübisch Ochsen- und Schweinegeld.

Deshalb zog der Erzbischof ins Land mit 3000 Landsknechten und anderm Volk und gewann es, obgleich die Wurster sich mannhaft vertheidigten, wobei ihrer 500 Männer und 300 Weiber umkamen.

Als der Erzbischof nach Beendigung dieses Krieges die Knechte bezahlen sollte, konnte er nicht das nöthige Geld zusammenbringen, da mußte ihm das Stift 4200 Gulden auf Zinsen geben. Um aber die Aufrührer besser im Zaum zu halten, baute er zu

Weddewarden ein Schloß, genannt der Morgenstern. Die Landsknechte aber verliefen sich; Mancher ging zu Haus, die Meisten suchten neue Abenteuer.

Hänschen hatte den ganzen Kriegszug mitgemacht, ohne daß ihm vom Feinde wäre ein Härchen gekrümmt worden. Das hatte er seinen Gefährten zu verdanken; denn er war zu verschiedenen Malen in großer Gefahr gewesen. Aber seine Genossen, besonders der große Hans von der Kloppenburg, wollten lieber ihr Leben wagen, als daß sie ihn ins Verderben hätten gerathen lassen.

Der mannliche Hans wollte jetzt einmal nach seiner Heimath, nach dem Städtchen Kloppenburg, um zu sehen, wie es den Seinigen erginge; denn er war in vielen Jahren nicht zu Hause gewesen und hatte große Beute gemacht an Geld und Geldeswerth. Das wollte er Alles zu seinen Verwandten in Sicherheit bringen. Er hätte gern seinen jungen Schützling mit sich genommen; der aber war nicht zu bereden nach so kurzer Thätigkeit sich schon zur Ruhe zu begeben, sondern dürstete, seitdem er den rechten Gebrauch der Waffen erlernt hatte, und sich kräftig und reisig genug fühlte, sie zu handhaben, nach einer Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Denn er war ehrgeizig von Jugend auf, und es schien ihm das traurigste Loos, als gemeiner Landsknecht zu sterben. Aber sein Körper hatte sich auffallend rasch entwickelt, so daß er keinem Altersgenossen an Kraft nachstand, die Meisten an Behendigkeit und Stärke übertraf; er war jung, vor ihm lag ein langes, langes Leben. Es kam blos

darauf an, sich hervorzuthun, und eine Veranlassung dazu konnte sich bald finden. Dann wurde ihm ein Fähnlein anvertraut, und wer erst ein Fähnlein befehligte, wie leicht stieg der nicht zum Feldhauptmann empor, und wenn er erst diese hohe Würde bekleidete, konnte es sich gar wol ereignen, daß er seine Heerhaufen gegen die Stadt Bremen führen mußte. Keine Stadt ist so fest, daß sie nicht durch Gewalt oder List überwältigt werden möge, und wenn es ihm vergönnt sein sollte, als Feldherr in die besiegte Veste einzuziehen, in die Stadt, der er selbst den Untergang, und deren Bewohnern er die blutigste Rache geschworen hatte, dann, — ja dann —

Sein Kopf wirbelte bei diesen Gedanken, und um keinen Preis hätte er sich bereden lassen, mitzuziehn nach Kloppenburg, und die glänzende Laufbahn, die er sich ausgemalt hatte, wenn auch nur auf kurze Zeit zu verlassen. Während also sein Beschützer den Weg nach der Stadt Bremen hin einschlug, folgte er einem starken Haufen, der im Oberlande sich Beschäftigung versprach, und Jahre lang ließ er sich in der ganzen Umgegend nicht wieder sehen.

---

3. Des Erzbischof's Zorn.

Mittlerweise ereigneten sich Dinge in Bremen, derentwegen die Stadt mit dem Erbischof in große Unlust und Unzufrieden gerieth, so daß kluge Leute im Voraus urtheilten, dies sei der Keim langjähriger Mißhelligkeit und fortdauernder Feindseligkeiten. Denn

im Jahre 1522 verkündigte Heinrich von Zütphen, ein gelehrter, beredter Augustiner zuerst die reine Lehre, wie er sie aus dem Munde Luthers vernommen hatte, und als die Geistlichkeit sich über den Mönch beschwerte, daß er grobe Irrthümer und Ketzereien verbreite, wurde der Rath, auf Fürbitte der Bürgermeister, vermocht, sich des Predigers anzunehmen und vor Gewaltthätigkeiten zu schützen. Als solches die Klerisei inne ward, fing sie an zu zürnen und zu schnarchen, und zog ihrer ein Theil zum Erzbischof, Herzog Christoph von Braunschweig, der ein eifriger Papist war und stellten ihm vor, wie dies ein Handel der bedenklichsten Art sei.

Der Erzbischof schickte deshalb seine Räthe nach der Stadt, um des Ketzers Auslieferung zu verlangen; aber vergeblich. Als er nun sah, daß seine Drohungen nichts fruchteten, sandte er wiederum andere Leute, welche den Rath mit schönen und glatten Worten überreden sollten.

Dieselben führten den Herrn recht umständlich zu Gemüthe, sie möchte sich vorher wohl bedenken, ehe sie sich um eines verlaufenen Mönchs willen in große Gefahr und Weitläuftigkeit setzten, vornämlich, weil derselbe nicht allein den päpstlichen und kaiserlichen Satzungen zuwider lehre, sondern auch ein gefangener Mann wäre.

Solches zu erweisen übergaben sie ein Schreiben von des Kaisers Schwester Maria, der Statthalterin der Niederlande, darin dieselbe mit harten Worten

die Auslieferung ihres Gefangenen, des Bruders Heinrich von Zütphen von den Bremern verlangte.

Aber der Rath antwortete, er bleibe bei seiner vorigen Erklärung. Da Alles dies vergebens war, schrieb der Erzbischof einen Landtag und Provinzial-Concilium aus nach Burtehude, wohin auch Bruder Heinrich entboten wurde, um sich von der Anklage der Ketzerei zu reinigen.

Unter diesen Umständen hüteten sich die Bürger aus der Anschargemeinde wohl, ihren Prediger hinzusenden. Derselbe aber schrieb die Hauptartikel seiner Lehre nieder und schickte diesen Aufsatz auf das Concilium nach Burtehude, mit dem Erbieten, wenn er in einem oder anderm Satze aus heiliger Schrift Irrthums überwiesen würde, denselben auszulöschen und sich gern weisen zu lassen. Sein Antrag blieb aber unbeantwortet.

Es hat aber bald darauf der Erzbischof die päpstlichen und kaiserlichen Decrete, in denen Dr. Luthers Lehre auf dem Reichstage zu Worms verworfen und verdammt wurden, publiciren und anschlagen lassen; allein die Stadt hat sich an des Erzbischofs und anderer Geistlichen Grimm und Zorn wenig gekehrt, und Bruder Heinrich fuhr immer fort mit seinem Predigen und war alle Zeit bereit, Jedermann Antwort zu geben, seiner Lehre halben.

Die Pfaffen hatten freilich keine Ruhe, und sandten täglich ihre Kapellane in die Predigt, daß sie ihn in seiner Lehre fangen möchten; aber Gott bewies seine Wunder, und bekehrte etliche von den Pfaffen, daß

der meiste Haufe, bei der Rückkehr zu den Domherrn, Heinrichs Lehre für Recht erkannte. Sie sagten, sie hätten ihr Lebelang von keinem Menschen solche Lehre vernommen; sie könnten sein Wort nicht verfolgen.

Die Stadt aber beschloß, den Drohungen des Erzbischofs die Stirn zu bieten und besserte die Festungswerke, wo es Noth that, wie denn auch (1523) der Stephanithorsgraben nach der Weser hin ausgetieft und weiter gemacht wurde. Auch begann man mit dem Bau des Zuchthauszwingers, unter Leitung des Baumeisters Jacob Bockes aus Böllenhof.

Aber während die Städter diese Anstalten trafen, sich im Fall der Noth zu vertheidigen, war auch der Erzbischof nicht müssig. Seine Rüstungen waren zwar noch nicht soweit gediehen, daß er die Stadt in offener Fehde hätte angreifen können; auch gab er vor, das Heer, welches er zusammenziehe, sei lediglich dazu bestimmt, die wiederum abgefallenen Würster zu züchtigen. Allein der Versuch, welchen er machte, sich einer festen Stellung in der unmittelbaren Nähe der Stadt zu bemächtigen, öffnete den Bürgern die Augen über seine eigentlichen Absichten.

Ein großer Theil der Landsknechte nämlich, welche der Fürst von allen Seiten her zusammenzog, war im Stift Verden gelagert; des bessern Unterhalts wegen hatte man dieselben vorläufig auf die Dörfer vertheilt, die Standquartiere aber so gewählt, daß sich die Spitze derselben nur wenige Stunden von der Stadt Bremen befand. In einem einzigen

Tagemarsch konnten sich die sämmtlichen Heerhaufen vor der Stadt vereinigen.

Der äußerste Haufen lag in Uphusen, und der Anführer hatte vorsorglich auf einen der hohen Sandhügel, die sich in der Nähe des Dorfs befinden und die Aussicht nach der Stadt Bremen hindern, einen Wachtposten hingestellt; der konnte von der hohen Warte weit umherschauen ins Land, ob Verdacht oder Gefahr vorhanden sei.

Daß aber der Führer großes Gewicht darauf lege, daß der Posten wachsam sei und seine Pflicht thue, ging daraus hervor, daß er sich häufig selber hinauf begab, und nicht daheim blieb, es mochte stürmen oder regnen. So stand er auch eines Morgens neben der Schildwacht, den wilden grimmigen Blick nach der Stadt gewandt, als sein Nebenmann ihn auf einen Wanderer aufmerksam machte, der durch die Wiesen daher kam von der Weserseite, und dessen Hellebarde ihn als einen Kriegsmann bezeichnete. Da er seine Schritte gerades Wegs nach dem Dorfe richtete, so war vorauszusetzen, daß er in erzbischöfliche Dienste treten wollte, und der Hauptmann stieg hinunter, dem willkommenen Gesellen entgegen. Denn die sämmtlichen Führer der erzbischöflichen Kriegsvölker hatten den bestimmten Auftrag, ihre Streitkräfte zu vermehren, wo und wie sie nur könnten.

Ihre Wege liefen dicht oberhalb des Dorfes zusammen, und der Hauptmann, welcher zuerst beim Kreuzweg anlangte, verweilte einen Augenblick, um

den Ankömmling zu erwarten, der langsam und mit müden Schritten näher kam.

Das war, soviel sich aus der Entfernung abnehmen ließ, ein tüchtiger Kerl, wie er im Felde zu gebrauchen war, von riesenhaftem Wuchs.

Noch zehn Schritte war er vom Hauptmann entfernt, da blieb er plötzlich stehen, stieß den Schaft seiner Hellebarde in die Erde, daß das Mordgewehr dröhnend feststand und stemmte beide Hände mit Verwunderung in die Seiten. Dann trat er näher mit raschen Schritten und rief mit fröhlichem Erstaunen: „Ist es denn möglich, Hänschen, oder trügen mich meine Augen? Nein! Du bist Niemand anders, als Hänschen von Halberstadt!“

„Ei Du mein Hans von der Kloppenburg,“ rief der Hauptmann, der mit Freuden seinen alten Freund und Beschützer seit Jahren zum ersten Mal wieder erblickte. „Woher des Wegs und wohin?“

„Wohin ich will,“ versetzte Hans, „magst du leichtlich errathen. Ich wollte ins Dorf zum Herrn Hauptmann, um erzbischöfliche Dienste zu nehmen. Daß ich aber mein Hänschen hier finde als hochgebietenden Befehlshaber, ist mir eben so unerwartet, als erfreulich.

„Du kommst mir, wie gerufen,“ erwiederte der Hauptmann. Ich wollte diesen Abend einmal hinüber, um zu sehen, ob sich die Dinge drüben in der Nähe wirklich so gefährlich anlassen, und da könnte mir nichts verwünschter sein, als die Begleitung eines Mannes, auf den ich mich verlassen kann.“

„Da sieht man gleich,“ sagte der Riesige mit

bitterm Spott, „daß wir uns recht lange nicht gesehen haben; denn sonst würde es Dir nicht unbekannt sein, daß ich mich der guten Stadt Bremen nicht nähern darf auf fünf Meilen Weges bei Verlust meines Kopfes."

„Ei das wäre!" — fiel der Hauptmann mit spöttischem Ernst ein. „Die Sache mag wohl des Erzählens werth sein. Aber komm' mit mir in meine Herberge."

Sie gingen zusammen ins Dorf, und unterwegs berichtete Hans von der Kloppenburg, wie er damals bei ihrem Scheiden sich nach der Heimath begeben. Sein Weg habe ihn über Bremen geführt, und da wäre er in der Stadt Sold getreten; aber nicht in Meinung, dort zu bleiben, sondern nach Empfang der Löhnung, heimlich weiter zu gehen. Das habe er denn auch ausgeführt, sei aber wieder ertappt, zurückgebracht, am Pranger ausgestrichen und zu ewigen Tagen auf fünf Meilen Wegs verwiesen. „Schon jetzt, — schloß er seinen Bericht, „habe ich mich viel zu weit vorgewagt, und sie würden mir das Haupt herunterschlagen, wenn sie mich hier träfen. Deswegen aber sei unbesorgt Hänschen, ich werde dennoch diesen Abend mit Dir gehen."

„Ich habe diesem Volke Rache geschworen," rief der Hauptmann mit geballten Fäusten, als ich noch ein unmündiger Knabe war, weil sie meinen Vater gemordet, und die Zeit ist nahe, wo meine Hand sie treffen wird mit aller Schwere. Mir ist der Auftrag geworden, die Gelegenheit der Stadt möglichst genau

zu erkunden, und wie weit die Bürger sind mit ihren Schanzen und Befestigungen. Deswegen will ich diesen Abend hinüberreiten in der Dämmerung, und Du, den dies Volk auf so schandbare Weise mißhandelt hat, wegen geringer Ursach', wirst mich begleiten. „Könnte man zu dieser Unternehmung ein Paar grimmigere Feinde der Stadt wählen, als uns?"

Sie waren jetzt in Hänschens Wohnung angelangt, und der Hauptmann ließ dem Ankömmling zuvörderst eine Stärkung verabreichen. Dann setzte er ihm seine ferneren Plane aus einander.

„Vor dem Osterthore," — sagte er, „liegt auf einer Höhe das Kloster St. Pauli. Meine Gedanken sind, dasselbe zu besetzen, und mit Wall und Graben zu befestigen; dann haben wir ganz in der Nähe der Stadt eine feste Burg und sichere Zuflucht, von wo aus wir den Bürgern ungestraft unsäglichen Schaden zufügen und uns für die erlittene Schmach auf das Grausamste rächen können."

Alles wurde auf den Abend in Stand gesetzt; der Hauptmann traf die nöthigen Anordnungen, wie sich ein Jeder zu verhalten habe während seiner Abwesenheit, und die Sonne stand noch am Himmel, als ein Paar rüstige Gaule vorgeführt wurden. Noch einmal prägte Hänschen seinen Untergebenen die größte Behutsamkeit und Vorsicht ein; dann bestiegen die Beiden ihre Pferde und trabten lustig davon; weil es aber noch hell war, so ritten sie nicht gerades Weges nach der Stadt, sondern seitwärts ab, um sich derselben auf geheimen Pfaden zu nähern.

Endlich, als es bereits dunkelte, waren sie bei der Bürgerweide, und weil sie nicht wagen durften, irgendwo Einlaß zu begehren, so banden sie ihre Rosse an einen Baum, und gingen behutsam durch die Kohlgärten, um an den Stadtgraben zu gelangen und von dort aus unbemerkt die neuen Festungswerke in Augenschein zu nehmen.

Zwar war es kein Mondschein, indeß so sternhell, daß sie nothdürftig die Lage und Höhe der neuen Befestigungen schätzen konnten. Sie hatten ihre Forschungen außer dem Stephansthore begonnen und gingen am Stadtgraben entlang, wo sie dann zuletzt das Osterthor, und, was die Hauptsache vor der Hand war, die Gelegenheit des Paulsklosters ersehen wollten.

Aber sie waren noch nicht weit geschritten, als menschliche Stimmen hinter ihnen laut wurden, und besorgt verbargen sich die beiden Abenteurer in den Erbsen, die am Wege standen. Die Stimmen kamen näher, und es dauerte nicht lange, so schritten zwei Männer an dem Versteck vorüber, wovon der Vorderste eine Blendlaterne trug, die er außerdem sorgfältig mit einem Tuche verhängt hatte, so daß nur auf dem Boden unmittelbar vor den Füßen der nächtlichen Wanderer ein schwacher Lichtschimmer sichtbar war. Sie gingen sehr behutsam, traten leise auf und sprachen in gedämpften Tönen.

„Die Beiden mögen sich auch nicht sehen lassen,“ flüsterte Hans, als sie vorüber waren. „Sie gehen denselben Weg mit uns. Wie wär's, wenn wir ihnen auf dem Fuße folgten und sie ein wenig beobachteten?“

„Wir wollen die Stoßrappiere in Bereitschaft halten," erwiderte der jugendliche Hauptmann. „Damit werden wir uns zur Noth die beiden Nachtvögel vom Leibe halten. Nun aber leise, daß sie uns nicht gewahren."

Sie gingen eine Zeitlang hinter ihnen her, bis sie sahen, wie die Beiden bei der Michaeliskirche Halt machten und sich eine Zeitlang mit einander beriethen. Dann bemerkten sie deutlich, daß der Eine an der Seite emporklomm und mit einiger Anstrengung ein Fenster erbrach und mit der Laterne, welche ihm von seinem Begleiter hingereicht wurde, im Innern des Gotteshauses verschwand.

„Ein Paar Galgenvögel!" murmelte der Hauptmann. „Ihr Treiben riecht ein wenig nach Kirchenraub, mit den Leuten wäre etwas anzufangen. Wir müssen aber sehr behutsam sein, wenn wir sie angeln wollen ohne Aufsehn und Geräusch."

„Der Eine hält die Wacht," sagte der lange Hans. „Wenn wir den haben, so soll uns der Andere auch nicht entgehn. Aber laß mich nur machen. Bleib Du hier zurück, wenn er vielleicht hierher entwischen will."

Nach diesen Worten ging er behutsam eine Strecke zurück und gelangte in einem weiten Bogen hinter die Kirche. Ein leiser Schrei benachrichtigte den Hauptmann, daß der Fang gelungen sei und neugierig und erfreut begab er sich an Ort und Stelle.

Hans hatte den Kerl vor sich am Boden liegen und drückte ihm die Kehle zusammen, daß er sich

nicht rühren noch regen konnte. So wie der Hauptmann herzutrat, ließ er ihm etwas mehr Willen, aber unter der Androhung, ihn sogleich zu durchbohren, sofern er nur den geringsten Laut von sich geben würde. Mit der einen Hand hielt er sein Schlachtopfer indeß noch immer am Boden fest, während die andere in seiner Tasche nach einer Leine suchte. Die war denn auch bald gefunden, und in wenigen Augenblicken band Hans ihm kunstgerecht die Hände auf dem Rücken zusammen.

Jetzt zeigte sich auch oben am Fenster der Lichtschimmer wieder, und während der Hauptmann neben dem Gefangenen blieb, machte sich Hans fertig, auch den Andern zu erwischen. Der stieg leise und arglos in die Fensteröffnung und war mit einem behenden Satz am Boden; aber er war noch schneller übermannt, als der Erste; denn da er in der einen Hand die ausgelöschte Laterne trug, in der andern aber einen schweren Beutel hielt, so war er vollkommen unfähig, irgend Widerstand zu leisten. Die Laterne warf Hans ins Kohlland, denn was sollte er damit anfangen, den Beutel aber, der beim Ringen auf die Erde gefallen war, hob er begierig auf, wog ihn auf der Hand und schob ihn sorgfältig in seine Tasche.

Die beiden Gefangenen wußten nicht, wie ihnen geschah; auch hatten sie keine Zeit sich lange zu besinnen, so eilig wurden sie von ihren Siegern durch die Kohlgärten geführt, bis an der Bürgerweide, wo die Pferde standen, Halt gemacht wurde. Hier war es einsam, und der Hauptmann konnte ein vor-

läufiges Verhör anstellen, ohne eine Ueberraschung besorgen zu dürfen.

Nachdem er den Räubern beruhigend zugesprochen und sie von ihrer Besorgniß, daß er sie den Händen der Obrigkeit überantworten würde, befreit hatte, verlangte er, sie sollten ihm in allen Stücken die getreue Wahrheit berichten. Das versprachen sie mit Freuden und erzählten, daß sie bremer Bürger seien, Vater und Sohn, jener Heinrich Wöltjen, dieser Johann mit Namen. Es wäre nicht das erste Mal, daß sie auf den Raub ausgingen, und hätten sie schon verschiedentlich Ochsen gestohlen. Diese Nacht sei der Vater, während der Sohn die Wacht gehalten, in die Kirche gestiegen, weil er verkundschaftet habe, daß dort Geld niedergelegt wäre. Auch sei es ihm gelungen, die beiden Kisten zu öffnen; aus der des Küsters habe er fünfzig bremer Mark genommen und aus der andern, worin das Geld für Gretje Meyer aufbewahrt werde, fünfzehn. Nun sei ihnen der Raub wieder abgejagt, auch machten sie weiter keinen Anspruch daran, wenn ihnen nur das Leben und die Freiheit geschenkt würde.

„Ihr sollt leben und frei sein, auch eurer Beute nicht verlustig gehen, ja ich werde euch noch dazulegen. Vorläufig aber müßt ihr euch bequemen, einige Stunden Wegs mit uns zu machen.“

Der Hauptmann und Hans stiegen zu Pferd und ließen die Gefangenen, die sich mühsam fortschleppten, nicht aus den Augen. Mit Tagesanbruch waren sie am Ziel, im Dorfe Uphusen.

Nachdem die Gefangenen in sichern Verwahrsam gebracht waren, begaben sich die beiden Reiter einige Stunden zu Bett, um sich von den Beschwerden der Nacht zu erholen. Es war schon hoch am Tage, als der Hauptmann erwachte und die beiden Kirchenräuber vor sich kommen ließ. Sie mußten ihm jetzt einen ausführlichen Bericht abstatten von der Zahl der waffenfähigen Mannschaft in der Stadt, von den Vorräthen und den neu errichteten Befestigungen. Als sie ihm nun erzählten, daß die Bürgerschaft wohl gerüstet und in den Waffen geübt wäre, daß die Kornvorräthe neuerdings ergänzt und Mauern, Gräben und Wälle im besten Stande seien, da sah er wohl, daß mit so geringen Mitteln, wie ihm zu Gebote standen, gegen die Stadt selbst nichts auszurichten, daß es aber die höchste Zeit sei, wenn er auch nur sein erstes und nächstes Ziel, die Besetzung des Pauliklosters, ins Werk richten wolle.

Den Gefangenen deutete er an, daß sie ihre Haft noch einige Tage mit Geduld ertragen möchten. Im Uebrigen stellte er ihnen jetzt schon ihren Raub unverkürzt zu Händen, um ihnen zu zeigen, daß er sie nicht aus Habsucht mit sich genommen hätte, sondern lediglich, um genauere Kundschaft von den Angelegenheiten der Stadt zu erlangen. Damit waren denn auch Beide sehr zufrieden und ließen sich geduldig in ihr Gefängniß zurückführen.

Daß der Hauptmann seinen Hans für die Herausgabe der Kirchengelder reichlich entschädigte, versteht sich von selbst. Da das Kloster übrigens hoch lag,

sehr fest gebaut war und des Nachts gute Wacht darin gehalten wurde, wie die Gefangenen ausgesagt hatten, so beschloß Hänschen von Halberstadt den Ueberfall bei hellem, lichtem Tage auszuführen, wo die Knechte zum Theil im Felde beschäftigt waren, und die Klosterleute weniger Obacht gaben, indem sie sich um diese Zeit keines Angriffs versahen. Er ließ also seinen ganzen Haufen, der aus etwa fünfzig Fußknechten und einigen Reitern bestand, zusammen kommen und rückte mit ihnen vor, indem er zugleich einen Boten in die nächsten Quartiere sandte, mit der Aufforderung, ihm schleunig mit aller Macht zu folgen, indem er, im Fall die Bürger versuchen sollten, ihn wieder zu vertreiben, ohne Mühe das Kloster zu behaupten gedachte, bis die Verstärkung eintreffen würde. Aber, obgleich er mit möglichster Vorsicht seinen Zug bewerkstelligte, konnte er doch nicht verhindern, daß die Klosterleute zeitig genug Kunde davon erhielten, um auf ihrer Huth zu sein.

---

4. Zerstörung des Klosters St. Pauli.

In der Stadt hatte man übrigens längst eingesehen, wie wichtig die Stellung auf dem Paulsberge sei und wie gefährlich für die Stadt, wenn es dem Erzbischof einfallen sollte, das Kloster zu besetzen. Deswegen hatte der Rath schon Unterhandlungen gepflogen mit dem Abt Henrich Junge, und demselben das Baginenhaus (auf dessen Stelle jetzt das refor-

mirte Waisenhaus steht) nebst der gegenüberliegenden Nicolai Kirche einzuräumen versprochen, wenn er das Kloster St. Paul an die Stadt abtreten wollte. Der Abt hatte sich aber beständig geweigert, diesen Vorschlag anzunehmen, weil er seiner Meinung nach draußen vor der Stadt nichts zu besorgen hatte. Da wurde ihm mit einem Male gemeldet, daß ein Haufen bischöflicher Knechte und Reiter im Anzuge sei, um das Kloster zu besetzen und in Zeit von wenigen Stunden anlangen könnte. Nun entsetzte er sich und sandte einen Eilboten mit der Schreckensnachricht in die Stadt.

Es traf sich aber gerade, daß die beiden im Eide sitzenden Bürgermeister vor dem Rathhause saßen, als ihnen die Meldung geschah. Die riefen zu sich einen beherzten Bürger, den Lohgärber Henrich Vollmers, und fragten ihn, ob er nicht Rath wüßte, wie das Kloster herunter zu werfen wäre?

Der meinte, er wolle schon Rath schaffen, trat auf den Marktplatz und beredete die Bürger, nach Hause zu eilen und sich mit Waffen und Werkzeug zu versehen. Als solches geschehen war, fielen sie das Kloster an und zerstörten es desselbigen Tags, daß davon nichts stehen blieb, als das Mauerwerk. Das Übrige wurde fortgetragen, geplündert und Preis gemacht, daher den Mönchen großer Schaden geschah. Solches war im Jahre 1523.

Das Mauerwerk aber war zu fest, um dasselbe in der Kürze herunterzubringen. Da gab der Rath dem Schmiedeamt, dessen Mitglieder sich überhaupt

bei dieser ganzen Angelegenheit durch ihre ritterliche Unerschrockenheit ausgezeichnet hatten (weshalb sie auch mit herrlichen Privilegien begabt wurden) ein Jahr alle Bürgerwerke frei, auch die Wacht, daß sie die Mauern bis auf den Grund abbrachen. Von den Kieseln, die in der Mauer waren, fing man an, den Steinweg nach dem Wartthurm zu legen.

Der Abt fuhr übrigens am Schlimmsten bei der Sache. Hätte er das Anerbieten des Raths angenommen, so hätte er an den städtischen Gebäuden einen anständigen Ersatz gehabt. Jetzt konnte er darauf keinen Anspruch machen und zog zum Grafen Anton von Oldenburg, dem er die in der Grafschaft Oldenburg belegenen Klostergüter übertrug, in Meinung, reichen Lohn dafür zu erhalten. Der Graf aber schickte ihn in ein Mainzer Kloster, wo er kaum seine Nothdurft hatte, und hielt ihm keine von seinen Versprechungen, so daß Herr Junge bald nachher vor Verdruß starb.

Der kühne Plan Häns'chens von Halberstadt war also an der Wachsamkeit und Entschlossenheit der Bürgerschaft gescheitert. Die Aufmerksamkeit des Erzbischofs war aber dadurch in besonderem Grade auf den kühnen und unternehmenden jungen Mann gelenkt.

Verdrießlich über den mißlungenen Ueberfall wandte sich der Fürst im folgenden Jahre (1524), nachdem er die Kirchen im Stift Verden schonungslos ihres Silberschmucks beraubt hatte, in's Erzstift Bremen, setzte seine Rüstungen fort, und als sein Heer auf

8000 Landsknechte angewachsen war, fiel er auf Laurentius ins Land Wursten, um die abgefallenen Einwohner zu züchtigen. Diesen Horden gab er das Land preis und Alles, was darinnen war; nur den Grund und Boden behielt er sich vor. Vergeblich setzten die Wurster sich zur Wehr; es wurden ihrer 700 erschlagen. Die Knechte brannten und raubten durch das ganze Land, nahmen alle Glocken aus den Kirchen und führten sie mit sich hinweg.

Mit diesem siegstrunkenen Haufen gedachte der Erzbischof die Stadt Bremen anzutasten. Er forderte von den Bürgern die Wiederherstellung des Klosters St. Pauli, so wie eine Buße von 25000 Goldgulden, sonst wollte er ihnen Bremen zu enge machen. Die Bürger aber achteten der Drohungen nicht sonderlich, sondern fuhren fort, die Stadt mehr und mehr zu befestigen. Alle Bäume in der Umgegend wurden umgehauen und der Graben vor dem Abbenthor angelegt. Auch wurde auf Stephani die Wichelnburg gebaut von Wicheln und andern Bäumen, desgleichen das Erdhaus vor Anschars Thore. So wollte man des Bischofs erwarten.

Der aber besann sich eines andern, als er sah, daß sich seine Gegner nicht einschüchtern ließen, gedachte, sich ein ander Mal an ihnen zu rächen und entließ alle seine Kriegsleute.

Die zogen freudig von dannen, mit großer Beute und noch größeren Hoffnungen. Denn sie hatten vernommen, wie der König von Frankreich in Welschland eingefallen sei und den Beistand kriegserfahrner

Männer nicht verschmähe, und mancher Graubart, der schon jenseits der Alpen gewesen war, wußte die Herrlichkeit und den Reichthum des italischen Landes nicht genug zu rühmen. Deshalb trat der Haufe wohlgemuth seine Wanderung nach dem Süden an.

Aber mochten auch alle Tausende jenem fernen Lande entgegenjubeln, in der Brust zweier Männer erregte der Abzug die bittersten Gefühle. Hänschen von Halberstadt und sein Freund hatten sich in ihren vertraulichen Unterhaltungen von Nichts unterhalten, als von der bevorstehenden Belagerung Bremens; ihrem Haß schien es ein Leichtes, mit solcher Heereskraft die Stadt zu überwältigen, und mit Behagen redeten sie von der Plünderung, dem Brand und der gänzlichen Verwüstung derselben, wie eines andern Jerusalems. Und nun mußte ihre Erwartung so schmählich getäuscht werden!

Deswegen war es auch kein Wunder, daß die beiden Männer still und schweigsam waren bei dem Frohlocken der Uebrigen. Als sie aber über die Weser gezogen waren, konnte Hänschen es sich nicht versagen, seinen Feinden wenigstens einen Schrecken einzujagen. Oft gedachte er in seinem Innern, wie er verfahren würde, wenn ihm der ganze Haufen zu Gebote stände. Aber ein einiges Oberhaupt hatten diese Horden nur, wenn sie wirklich im Felde standen; in diesem Fall gab ihnen der Landesherr, in dessen Dienste sie getreten waren, einen Führer. War der Krieg beendigt, so gehorchte jedes Fähnlein wieder nur dem selbsterwählten Hauptmann, und so stand

auch unserm Hänschen nur sein kleines Häuflein zu Gebot. Aber es gelang ihm dennoch, unter Vorspiegelung reicher Beute, einen großen Theil der übrigen Hauptleute für seinen Plan zu gewinnen.

Der Stadt selbst, das sah er wohl bei ruhiger Ueberlegung, war in der gegenwärtigen Zeit, wo dieselbe erst neuerdings mit Festungswerken versehen war, und von den vorsichtigen Bürgern aufs Sorgfältigste bewacht wurde, auf keine Weise beizukommen. Das Gebiet derselben aber war den räuberischen Schaaren größtentheils Preis gegeben, wenn es ihnen gelang, unbemerkt am Arster Thurm vorüber zu kommen.

Wenn nun auch die Bürger sicher waren vor Hänschens Anschlägen hinter Wall und Mauern, so sollten die Untersassen wenigstens seine Rache fühlen, und in hellen Haufen zogen die Landsknechte gegen den Arster Thurm. Aber ohne Widerstand konnten sie den Paß nicht gewinnen; denn die Viehländer hatten sich dort in der Eile zusammengezogen und schossen unverzagt unter die Anrückenden. Die aber schwenkten sich so, daß sie unter das Geschütz kamen, trugen Heu und Stroh zusammen und steckten solches in Brand. Als die Viehländer den dicken Rauch bemerkten, glaubten sie, der Thurm brenne und sprangen zum Fenster hinaus, um sich zurückzuziehen, kamen aber größtentheils ums Leben, weil der Feind ihrer unten wartete mit Spießen und Hellebarden.

Mittlerweile wurden die Glocken geschlagen in der Stadt, und die Bremer zogen zu Roß und zu Fuß mit vier Quartier-Stücken den Räubern unter Augen; aber

von panischem Schrecken ergriffen, flohen sie eilends zurück nach der Stadt und ließen ihr Geschütz in Feindes Hand. Doch hatte dieser Ausfall wenigstens zur Folge, daß die Landsknechte nicht weiter das Land verwüsteten, sondern, trotz den Vorspiegelungen Häns̈chens, die Gegend verließen und ihren voraufziehenden Brüder unaufhaltsam folgten. Doch nahmen sie die Geschütze mit und schenkten sie dem Herzog von Lothringen, als sie durch sein Land zogen; von da gingen sie zum König von Frankreich in Italien.

5. Der Feldhauptmann.

Häns̈chen von Halberstadt hatte aber nicht Ruhe noch Rast in fernen Landen, er mußte wieder nach seiner Heimath, um der Stadt Bremen so nahe zu sein, wie möglich. Denn wenn auch alle seine Anschläge mißlungen waren, so gab er seine Rache doch nicht auf.

Es hatte zwar den Anschein, als wenn die Stadt sich mit dem Bischof versöhnen würde, wie sie demselben auch im folgenden Jahre (1525) mit Schiffen, Mannschaft und Lebensmitteln zur Hand war, als er die wiederum abgefallenen Wurster züchtigen wollte. Kam der Friede wirklich zu Stande, dann hatte Häns̈chen alle Hoffnung verloren, jemals sein Müthchen an der Stadt zu kühlen; als aber die eigentlichen Unterhandlungen sich zerschlugen, hatte er wieder Muth.

Es kamen nämlich auf Michaelis Abend zu Bremen als Unterhändler, auf Seiten der Stadt die

Gesandten des Raths von Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Stade und Burtehude; von der Gegenpartei erschienen die eignen Räthe des Erzbischofs, so wie die Räthe Herzog Heinrichs und Herzog Erichs von Braunschweig. Die Verhandlungen fanden im Dom Statt und dauerten acht Tage. Dr. Chlianus hielt des Erzbischofs Worte, von Seiten der Stadt sprach Dr. Hieronymus Schurf, der von Wittenberg dazu verschrieben war; der antwortete ordentlich und meisterlich auf alle Artikel.

Der Bischof kam aber während der ganzen Zeit nicht in die Stadt, sondern wohnte auf einem Vorwerk in der Nähe des Paulsbergs.

Als die acht Tage um waren und Klage und Antwort gehört, wurde nichts beschlossen, und es zog Jeder wieder nach Haus.

Der Rath schenkte dem Doctor Schurf 100 Goldgulden, und sein Diener Andreas Schulpt blieb zu Bremen in des Raths Diensten als Schreiber.

Der Dr. Schurf war ein geschwinder Jurist und verdiente viel Geld, welches er doch alles wieder verbrachte. Aber jene 100 Goldgulden hielt er zusammen, gab keinen davon aus und pflegte sie oft zu betrachten. Von Bremen aber hatte er auch im Uebrigen eine gute Meinung und erzählte wohl, daß er Zeit seines Lebens in vielen Städten gewesen sei, nirgends aber habe er so viel Grauköpfe und weise Männer im Rath gesehen, als eben in der Stadt Bremen.

Wiederum waren die Wurster abgefallen, und der

Erzbischof beschloß, die Aufrührer ein für alle Mal so zu züchtigen, daß sie für immer ruhig sein müßten, und sollte ihr Name dabei von der Erde vertilgt werden.

Als dies kundbar wurde, strömten die Landsknechte herbei, aus aller Herren Länder, um Theil zu nehmen an der reichen Beute, so daß ihrer in kurzer Zeit etliche Tausend bei Bremerlehe versammelt standen.

Der Erzbischof begab sich bald darauf in eigner Person in ihr Lager, um die fremden Söldner in Augenschein zu nehmen und einen Anführer für sie zu ernennen. Da begab es sich, daß ihm unter allen versammelten Hauptleuten der kräftige Hänschen von Halberstadt am Besten gefiel; und als er mit ihm redete, und sich auch seiner frühern Verdienste erinnerte, ernannte er ihn, trotz seiner Jugend zu seinem Feldhauptmann.

Obgleich dies das Ziel war, dem Hänschen sein Lebelang zugestrebt hatte, so glaubte er doch anfangs zu träumen, als ihm seine Ernennung kund gethan wurde. Denn er war unter allen versammelten Hauptleuten der jüngste, und es war fast ein unerhörtes Ereigniß, bei der Besetzung dieses hohen Postens eine lange Dauer der Dienstjahre so ganz unberücksichtigt zu lassen.

Jetzt also stand er an der Spitze Tausender von kriegskundigen Männern, wie er sich so oft gewünscht. Zwar war der Feind ein anderer, als den er aufgesucht haben würde, wenn er unabhängiger, unum-

schränkter Herr gewesen wäre. Aber die Streitigkeiten mit der Stadt waren keineswegs beseitigt, und Hänschen tröstete sich damit, daß er nach Beendigung des Wurster Feldzugs hoffentlich seine Waffen gegen die widerspenstigen Bürger kehren müsse.

So unerwartet er aber den Gipfel des Söldnerstandes erstiegen hatte, so wurde er auch wieder heruntergestoßen, als die Aussicht zum Kriege nach kurzer Zeit wieder verschwand.

Die Wurster nämlich, als sie den großen Ernst des Landsherrn erfuhren und sahen, was er für gewaltige Rüstungen machte, mochten das Schicksal der alten Stedinger fürchten, schickten Abgeordnete an den Erzbischof und unterwarfen sich, indem sie sich zu einem jährlichen bestimmten Zins verstanden. Dadurch ward der Zorn des Fürsten besänftigt, und er gab dem versammelten Heere den Befehl, sich schleunigst aufzulösen und sein Land zu verlassen.

Man denke sich den Grimm der raublustigen Horden, als die sichere Beute ihren gierigen Klauen durch diesen Machtspruch plötzlich entrückt wurde, und die Wuth Hänschens, der sich in seinen Träumen von kriegerischem Glanz und fürchterlicher Rache an den verhaßten Bremern so getäuscht sah. Denn so wie sich die Heerschaaren auflösten, nahm seine Feldherrnwürde von selbst ein Ende, und er behielt blos die Führung seines eigenen Fähnleins.

Aber die Heerhaufen durften nicht länger verweilen und mußten aufbrechen. Mißmuthig zogen die Schaaren fort bis in den vierten Tag; da kamen sie

nach Osterholz. Dort wurde Rast gemacht, denn es wurde früh dunkel. Es war im Monat Januar und es herrschte eine schneidende Kälte. Das aber hielt Hänschen nicht zu Haus. Er war wiederum in der Nähe Bremens, und seine Rachegedanken wurden alsdann lebendiger und ließen ihn keine Ruhe. Er ging zornig ins Freie, durchs Feld, bis er an das alte Hünengrab kam, das noch aus grauer Heidenzeit herstammt. Hell beschien der Mond die gewaltigen Steine, daß sie weithin schimmerten durch's Feld.

Er stieg hinauf und wandte sich nach der Richtung, wo Bremen liegen mußte, und er glaubte deutlich die Thurmspitzen zu erblicken. Er blieb eine lange Weile in dieser Stellung, in tiefes Sinnen versunken, bis er sich plötzlich umwandte und mit einem raschen Satze seinen hohen Standpunkt verließ. Es war ein kühner Entschluß in seiner Seele zur Reife gediehen. Er war nämlich Willens, die Gewalt, welche ihm auf so kurze Zeit verliehen war, wo möglich auf immer sich zu sichern. Dann sollten die Bremer seinen Grimm spüren.

In kurzer Zeit war er in seinem Quartiere angelangt und beschied dorthin die sämmtlichen Hauptleute, weil er ihnen wichtige Vorschläge und Mittheilungen zu machen habe.

Als dieselben versammelt waren, malte er ihnen mit eindringlicher Beredsamkeit, wie schimpflich sie behandelt seien. Mit der Aussicht auf reiche Beute habe man sie aus der Nähe und Ferne herbeigelockt, und jetzt, wo man ihrer nicht mehr zu bedürfen

glaube, lasse man sie laufen, wie die Schulknaben, in ihren Erwartungen und Hoffnungen aufs Bitterste getäuscht.

„Gehen wir nun wirklich aus einander," setzte er hinzu, „wie man uns geboten hat, so zeigen wir dadurch, daß wir keines bessern Looses würdig sind. Wenn wir uns aber nicht zerstreuen, sondern treulich zusammenhalten, so wird kein Fürst oder Herr uns ein Haar krümmen, sondern wohin wir uns wenden, da spielen wir die Herrn. Wo unser Lager steht, da sind wir die Fürsten."

Diese Worte wurden mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und Hänschen fuhr folgendermaßen fort:

„Wenn ihr aber meinem Rathe folgen wollt, so ist es dringend Noth, daß wir ein Oberhaupt erwählen, dem Alle gehorchen, sonst wird Zwiespalt kommen, und wir werden dem Ersten, dem Besten, der uns antasten wird, zum Raube und in alle Welt zerstreut, wie ein Bienenschwarm, dem der Weisel fehlt. Ich war dazu bestimmt, Euch gegen die Wurster zu führen, aber mit Freuden räume ich meine Stelle, so Ihr mir einen Würdigeren nennt."

Da riefen Alle, wie ein Mann: „Hänschen von Halberstadt soll uns führen und unser Feldhauptmann und Herzog sein."

Und er wurde hinausgeführt ins Freie, wo die Knechte standen in Erwartung der Dinge, die von den Hauptleuten beschlossen wurden. Und als ihnen Alles kund gethan war, sprang Hans von der Kloppenburg hinzu mit einem großen Schilde. Auf diesen

mußte Hänschen treten, und er ward mit demselben emporgehoben von Hauptleuten und Knechten, daß sein Brustharnisch wunderbar erglänzte im Mondenschein. Ich habe dich als einen armen schwachen Knaben getragen" sagte Hans von der Kloppenburg, „und nun muß ich auch noch die Ehre erleben, dich zu halten und zu tragen als unsern gemeinsamen Kriegsfürsten."

Da war Freude und Jubel im ganzen Heer über den neuen Herzog.

Wie der aber spät Abends in seinem einsamen Schlafgemache saß und den ganzen Hergang noch einmal überdachte, konnte er sich kaum finden in das unerwartete Glück. Schlafen konnte er nicht; die Nacht dauerte ihm eine Ewigkeit, und mit Ungeduld wünschte er den Morgen herbei. Jetzt sollte die Stadt seine schwere Hand empfinden, und mit Tagesanbruch wollte er in ihr Gebiet einbrechen.

Aber schon denselben Abend war es im Ort ruchtbar worden, daß die Knechte eine Soldatenherrschaft errichtet, und am andern Morgen mit dem Frühsten gelangte die Botschaft nach Bremen, so daß es Hänschen nicht gelang, die Stadt zu überrumpeln, als er in der Morgendämmerung sich aufmachte. Doch kam er glücklich durch die Burg, und erschien im Stadtgebiete als ein Feind gar unentsagt und ungewarnter Sachen. Die Zollbude wurde sogleich erbrochen und die vorhandenen Gelder in Sicherheit gebracht.

Da sandte der Rath hinaus auf heiligen Drei König-Abend, daß die Hauptleute auf den andern Tag

möchten nach Gröpelingen kommen und anzeigen, aus was für Ursachen sie das Gebiet als Feinde betreten hätten und als Feinde sich hielten.

Wiewohl nun Hänschen von Halberstadt eine vermessene Antwort gab, so begehrte er dennoch, daß der Rath ihm drei bis vier Tage erlauben möchte, dort zu herbergen, so wolle er sich aufmachen auf ein ander Feld. Denn, da es ihm mißlungen war, die Stadt durch Überfall zu gewinnen, so mußte er vor der Hand seinen Plan wieder aufgeben.

Nach Verlauf einiger Tage schiffte der ganze Heerhaufen über die Weser und wandte sich nach der Grafschaft Diepholz, wo diese Banden auf eine entsetzliche Weise hausten, bis die benachbarten Herrn und Grafen sich rüsteten, die ungebetenen Gäste zu vertreiben.

Als diese Mähr sich verbreitete, hielt ein Jeder gute Wacht auf viele Meilen in der Runde, um sich die Horden vom Leibe zu halten, wenn sie ihren bisherigen Aufenthalt verlassen sollten. Auch die Stadt Bremen schärfte ihren Untersassen auf dem linken Weserufer ein, genaue Obacht zu geben, daß die Feinde nicht durch den Arster- oder durch den Wartthurm ins Gebiet eindringen möchten, falls sie sich wieder nach der dortigen Gegend wenden sollten.

Und Hänschen's Sinn stand allerdings wieder nach Bremen; er wollte ein Zusammentreffen mit den Fürsten und Grafen, die sich wider ihn sammelten, vermeiden, da er keine Veste hatte, wohin er sich im Fall einer Niederlage ziehen konnte. Es

tauchte deshalb der Gedanke in ihm auf, sich der Stadt Bremen zu bemeistern, aber nicht, um dieselbe zu zerstören, wie er bisher in seiner gränzenlosen Rachsucht gewünscht, sondern ihre günstige Lage zu benutzen, um dorthin die kriegslustige, rüstige Mannschaft aller Gegenden zu versammeln und mit starkem Arm die Küsten der Nordsee und das Binnenland als unumschränkter Fürst zu regieren.

Er versammelte deshalb seine Truppen und brach gegen Bremen auf. Er zog die ganze Nacht fort, und mit Tagesanbruch erblickte er den Wartthurm.

Er machte nun Halt, damit die Leute zum Wartthurm nicht aufmerksam werden möchten, wenn ihnen der ganze Heerhaufen zu Gesicht käme. Er wählte einige von den Knechten aus, auf welche er sich verlassen konnte, und diese mußten, als Kaufleute gekleidet, durch den Thurm reiten. Sobald sie über die Brücke gelangten, war es ihnen ein Leichtes, die schwache Besatzung zu übermeistern, und jetzt brach der ganze Haufe aus dem Hinterhalt hervor und zog durch den Paß.

Wäre die Besatzung wachsamer gewesen, es wäre ihr nicht schwer gefallen, durch das Aufziehen der Zugbrücke dem Feinde den Uebergang unmöglich zu machen.

Schon so oft hatte Hänschen seiner Feindin gegenüber gestanden, aber ohne daß er es in seiner Macht gehabt hätte, derselben einen wesentlichen Schaden zuzufügen und so erging es ihm auch diesmal. Er hatte einen stattlichen Heerhaufen von

5000 kriegs- und waffenkundigen Landsknechten unter seinen Fahnen, er stand im Angesicht der feindlichen Stadt, bis an deren Thore seine Leute ungescheut vordrangen; aber er hatte kein Geschütz, und deshalb konnte er sich nicht unterfangen, eine regelmäßige Belagerung anzustellen.

Die Städter waren demnach ganz sicher vor dem Feinde, das Viehland aber litt furchtbar durch das Einlager der Knechte.

Hänschen hatte sein Hauptquartier in Woltmershausen, wo er von seinem Fenster aus die Stadt und jede verdächtige Bewegung von jener Seite her übersehen konnte. Die Knechte lagen zerstreut auf allen Dörfern.

Hans von der Kloppenburg war jetzt immer um ihn und mußte ihm in allen Dingen mit Rath und That zur Hand gehen. Eines Abends kam er in dessen Begleitung ziemlich spät von Lankenau zurück, wohin er geritten war, um zu sehen, ob an dem jenseitigen Weserufer wirklich verdächtige Bewegungen vorfielen, wie gemeldet worden.

Es war sehr dämmerig, als plötzlich eine Schildwacht, welche am Deich stand und bei der sie vorbeireiten mußten, vortrat und die Reiter ersuchte, einen Augenblick zu verweilen, bis Alles wieder in gehöriger Ordnung sei.

Der Feldherr sowohl, als sein Begleiter rissen ihre Schwerter heraus bei dieser unvermutheten Aufforderung; denn sie glaubten im ersten Augenblick, der Mann komme in feindseliger Absicht. Als aber

Hans in ihm den ehrlichen Thomas erkannte, der immer sich mit dem Geisterreich befaßte, und dessen erste Frage in jedem neuen Quartier nach den Gespenstern der Umgegend war, da fing er laut an zu lachen.

„Um Gotteswillen," flüsterte Thomas, indem er sich möglichst nahe an die Reiter drängte, „dort reitet er mit seinem Ochsen durch die Wiese; wenn er Dein Lachen hört, sind wir alle zusammen verloren."

„Wer ist denn der Gefährliche," fragte Hänschen ungläubig.

„Drüben in der Vorstadt," erwiederte mit leiser, schauriger Stimme die Schildwacht, „starb ein reicher geiziger Mann und ward begraben. Damit aber wars nicht vorbei, sondern er mußte alle Nacht zurückkommen und die Seinigen plagen, wie er ihnen auch Zeit seines Lebens keine Ruhe gelassen hatte. Das wurden die Zurückgebliebenen müde, ließen einen frommen Pater kommen, der dessen kundig war und dieser brachte ihn herüber über die Weser und bannte ihn in dies Feld.

„Nun?" fragte Hänschen „und da vertreibt er sich wohl damit die Zeit, an diesem Weserufer die Leute zu necken und zu beschädigen."

„Die Menschen läßt er in Frieden, denn er hat keine Gewalt über sie, so lange sie ihn in Ruhe lassen; wer ihn aber nicht geruhig seines Wegs ziehen läßt, dem bricht er den Hals; aber das Vieh plagt er sehr und es ist sein liebster Zeitvertreib, auf Ochsen und Kühen zu reiten und sie halb todt zu jagen."

„Wer hat Dir denn nun wieder dies alte Weiber-Mährchen aufgebunden?“ sagte Hans von der Kloppenburg.“

„Der Mann, der es erzählt hat, mußte es wohl genau wissen,“ erwiederte Thomas. „Es war ein Bürger aus der Stadt, der heimlich gegen das Verbot seiner Herren, Wein ins Lager geführt hatte. Vor etwa acht Tagen traf ich ihn im Wirthshause zu Lankenau, und da hab’ ich mir alles haarklein erzählen lassen. Und daß er kein Lügner ist, hab’ ich eben mit meinen eignen Augen gesehen. Denn der Bursche, von dem er erzählte, reitet im Augenblick auf einem Ochsen durch die Wiesen und treibt ihn dermaßen an, daß ihr noch selbst das Brüllen des geängstigten Thiers hören mögt. Deßhalb habe ich mir auch unterstanden, Euch in den Weg zu treten, um Euch den grauenvollen Anblick zu ersparen.“

„Das ist der Ochsendieb,“ rief Hans mit zorniger Stimme, „der den Aberglauben dieser dummen Wichte sich zu Nutzen macht, um jede Nacht sich einen stattlichen Braten aus unsrer Heerde zu holen.“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als Hänschen voller Entrüstung über die freche Verwegenheit des Burschen sein Pferd herumwarf und über den Graben setzte, der den Weg von den Wiesen trennte. Sein treuer Begleiter folgte ihm Augenblicks und im Nu waren die beiden Reiter in der Richtung verschwunden, von woher noch immer das dumpfe Gebrüll des Ochsen ertönte.

Thomas blieb allein zurück auf seinem Posten und

sprach ein Stoßgebet mit Zittern und Zagen über das frevelhafte Beginnen der beiden Davoneilenden.

Aengstlich horchte er auf die Fußtritte der Rosse, die er aber bald nicht mehr vernahm auf dem weichen Rasen. Statt dessen hörte er kurz darauf ein Mordgeschrei, das auf grausige Weise durch die Lüfte hallte und er war überzeugt, daß die Ungläubigen ihre Verwegenheit mit dem Leben gebüßt hätten.

Die aber waren dem Brüllen gefolgt und sahen nach wenigen Augenblicken wirklich den gefürchteten Ochsenritter, der in der Dämmerung vor ihnen hertrabte.

Aber Häns'chen sowohl als Hans von der Kloppenburg waren Männer, die keine Furcht kannten, so lange sie noch die gute Klinge in ihrer Hand wußten, und ließen sich durch ein solches Gaukelspiel nicht irre machen.

Mit einem weiten Satz war der Feldherr neben dem Reiter und führte mit flacher Klinge einen so gewaltigen Hieb über den breiten Rücken desselben, daß er mit lautem Geschrei zur Erde stürzte.

„Ochsendieb" brüllte Hans von der Kloppenburg; so wärst du endlich ertappt. Morgen, das schwöre ich Dir, sollen die Raben an den Ästen des nächsten Baumes deine Gebeine benagen!"

Damit war er vom Pferde herunter und drückte den Ergriffenen mit riesiger Kraft zu Boden.

„Wer ihr auch sein mögt" — rief der Gefangene mit letzter Anstrengung, da seines Gegners Faust ihm die Kehle zuschnürte, — „wer ihr auch sein mögt,

habt Erbarmen mit einem Manne, der euch von großem Nutzen sein kann."

Hans lockerte bei diesen Worten seine Krallen ein wenig, um dem Elenden die Rede zu erleichtern, wenn er vielleicht Etwas von Wichtigkeit mitzutheilen hätte, wie aus seinen Worten hervorzugehen schien. Diese Gelegenheit benutzte denn auch sofort der Gefangene, und berichtete, wie er den Ochsenraub eigentlich bloß aus Langerweile betrieben habe; der eigentliche Zweck, weshalb er sich im Lager seit acht Tagen aufgehalten habe, sei, den Feldherrn zu sprechen und ihm verschiedene Anerbietungen zu machen. Es habe ihm aber bisher nicht gelingen wollen, dem Herrn zu Worte zu kommen, obgleich er überzeugt sei, daß derselbe ihn sogleich vor sich lassen würde, wenn er nur wüßte, daß er es sei, der ihn zu sprechen begehre. Denn es sei nicht das erste Mal, daß er mit demselben in Berührung kommen würde; es habe ihn derselbe schon in frühern Zeiten einmal, gerade, nachdem er seinen Gottesdienst beendigt, mit sich nach Uphusen genommen, um sich nach vielen Sachen zu erkundigen.

„Laß ihn nur los den frommen Mann," rief Hänschen laut auflachend, der Johann Wöltjen, den Kirchenräuber, schon an der Sprache wieder erkannt hatte. „Ich merke, du treibst immer noch Dein altes Gewerbe, und wenn es sein muß auch unter der Maske eines Abgeschiedenen und Gebannten. Aber folge mir sogleich in mein Quartier, da wollen wir die alte Bekanntschaft erneuern."

„Gott im Himmel," rief Johann Wöltjen, dem jetzt erst die Augen aufgingen, „müßt Ihr mich wieder auf dem fahlen Pferde ertappen! Ich hoffe aber, daß Ihr dergleichen Menschlichkeiten übersehen werdet, wenn Ihr meinen Vorschlag vernommen habt, wie Ihr Euch der Stadt oder wenigstens der Geschütze auf dem Walle bemeistern mögt."

Sie waren jetzt wieder am Wege angelangt, wo Thomas auf der Wacht stand. Der bekreuzte und besegnete sich bei ihrer Annäherung und war nicht wenig erstaunt, als er den Mann, der ihm vorher vorbeigeritten war, jetzt ruhig des Weges daherkommen sah, den Ochsen am Strick nach sich ziehend, und bewacht von den beiden Reitern. Der Auftrag, das Thier wieder zur Heerde zurückzuführen, erfüllte ihn mit einem heimlichen Grauen, er durfte aber natürlich keine Einwendungen machen.

Der Feldherr aber entfernte sich mit seinem Begleiter und dem Gefangenen nach Woltmershausen, und in Kurzem waren Alle den Augen des furchtsamen Thomas entschwunden, der noch lange Zeit, den gespenstigen Ochsen am Strick, dastand und dem Zuge nachstarrte.

Im Quartier des Feldherrn angelangt, trug Johann Wöltjen den Beweggrund vor, der ihn verleitet habe, sich in's feindliche Lager zu begeben. Er gedachte nämlich eine gute Belohnung zu gewinnen, wenn er dem feindlichen Feldhauptmann behülflich wäre, sich des Geschützes der Stadt zu bemächtigen. Dies aber wollte er dadurch bewerkstelligen, daß er in der Stadt

ein Haus in Brand steckte; die Bürger würden beim Anblick des Feuers sich von den Wällen zurückziehen, um zu löschen, vermeinte er; dann sollte Hänschen mit einer guten Anzahl von Schiffen über die Weser setzen und die Wälle bespringen. Wenn er sich dann auch nicht im Besitz der Stadt sollte behaupten können, so würde jedenfalls bedeutendes Geschütz entführt werden mögen, bevor die Bürgerschaft sich in gehörige Verfassung gesetzt hätte, den Feind zurückzutreiben.

Hänschen hörte aufmerksam zu. Die Sache schien ihm einzuleuchten.

„Aber, woher nehmen wir die Fahrzeuge," sagte er nach kurzem Besinnen, „die Bremer haben Sorge getragen, daß auch nicht einmal ein Dielenschiff am diesseitigen Ufer gefunden wird."

„Auch das habe ich bedacht," erwiederte Wöltjen. Es liegen mehr als zehn große Weserkähne an der Aschenburg und hinter der Mauer. Mein Vater wird denselbigen Abend dafür Sorge tragen, daß solche von ihren Ketten und Tauen erlöst, stromab treiben, wo Ihr sie mit leichter Mühe hier werdet ans Ufer ziehen können."

Je genauer Hänschen den Plan prüfte, desto einleuchtender wurde ihm die Sache, und er verabredete mit Wöltjen Tag und Stunde der Ausführung. Als Lohn für seinen Verrath bedang sich der Letztere 10 rheinische Gulden, und im Fall des Gelingens eine Zulage.

Jetzt oder nie, dachte Hänschen und rüstete zur bestimmten Zeit seine Mannschaft. Alles war in der

größten Erwartung und Hoffnung, besonders als in der Abenddämmerung ein Kahn dahertrieb von der Stadt, der mit leichter Mühe den Deich herangezogen wurde.

Zu gleicher Zeit röthete sich der Abendhimmel von Feuergluten, und von der Stadt her erschallte dumpfer Feuerlärm; aber es langte kein zweites Schiff an, und die Feuersbrunst war bald gelöscht. Denn der Anschlag der beiden Stadtverräther Heinrich und Johann Wöltjen war schnell zur öffentlichen Kunde gekommen; sie wurden Beide ergriffen und wegen dieser und anderer Missethaten mit dem Schwert gerichtet.

Nun verging allen der Muth; und je sicherer Alle auf das Gelingen der Unternehmung gerechnet hatten, desto größer war die allgemeine Verstimmung, die zuletzt damit endigte, daß Hänschen seines Feldherrnamts entledigt wurde. Denn man sah es nur zu deutlich, daß alle Unternehmungen unter seiner Leitung mißlangen.

Da verließen die Landsknechte das Viehland, nachdem sie fünf Wochen weniger zwei Tage den Einwohner alle möglichen Drangsale angethan, und zogen in vieler Herren Land, bis sie verliefen. So endigte Hänschen's Herrlichkeit.

Der Rath der Stadt Bremen aber gab Befehl, Hänschen von Halberstadt, den bischöflichen Hauptmann, dessen Haß gegen die Stadt man seiner Anhänglichkeit an der katholischen Lehre zuschrieb, lebendig

oder todt einzuliefern, wegen des unsäglichen Schadens, so er derselben zugefügt.

Da begab er sich in kurzen Jahren, daß Hänschen zu Rekum kam und solches verkundschaftet wurde nach Bremen. Da sandte der Rath etliche wackere Männer hinaus, sich des grimmigen Feindes zu bemächtigen.

Das war aber nicht so leicht; denn er wehrte sich wie ein wildes Thier und kam nicht eher zur Ruhe, als bis ihn Gödje Tielebahr, ein Bürger, mit seiner Hellebarde durch den Leib rannte.

Seine Leiche wurde auf einen Kahn gebracht, nach Bremen gefahren und auf Stephani Kirchhof beerdigt; da muste er ruhen in Feindesland.

XXVIII.

Sagen vom Erzbischof Adalbert.

Dieser außerordentliche Mann, dem es ein Leichtes gewesen wäre, die höchste Stufe in der damaligen Christenheit zu erlangen, das heißt, Papst in Rom zu werden, verschmähte dies Anerbieten, um einen eigenen Patriarchenstuhl zu gründen, und er hatte die Stadt Bremen dazu ausersehen, daß sie, so wie Rom im Süden das Haupt der Christenheit war, in eben der Weise die Metropolis des Nordens werden sollte. Zu seinem Kirchsprengel gehörten alle durch die Bemühungen der bremischen Erzbischöfe

zum Christenthum bekehrten Länder, Dänemark, Schweden, Norwegen; ja das ferne Island und das damals noch stark bevölkerte Grönland schickten Gesandschaften an ihn und baten um Prediger. Aber durch sein Streben nach der völligen Landeshoheit in seinem Stifte gerieth er in Zwiespalt mit den Fürsten und Grafen dieses Landstrichs und stürzte sich in Armuth und Schulden. Für den Besitz der Grafschaft Emisgoe in Friesland hatte er unter andern dem Kaiser 1000 Pfund Silber versprochen, und als es ihm schwer wurde, dies Geld aufzubringen, ließ er Kreuze, Altäre, Kronen und die übrigen Zierrathen aus der Kirche nehmen, um seinem Versprechen Genüge leisten zu können; unter dem Vorwande, alle silbernen Geräthe wieder von Gold herstellen und alles Weggenommene zehnfach erstatten zu wollen. Bei diesem Kirchenraub wurden auch jene, von der Gräfin Emma geschenkten Kleinodien zerbrochen, zwei goldene, mit Edelsteinen besetzte Kreuze, der größere Altar und Kelch, beide von Golde glänzend, und mit den kostbarsten Steinen besetzt. Der Goldschmidt, welchen man dazu zwang, diese Heiligthümer einzuschmelzen, hörte beim Zerschlagen der Kreuze, bei jedem Hammerschlage die Stimme eines jammernden Kindes. Damals, und auf solche Weise, wurden die von Adalberts Vorfahren so mühsam gesammelten Schätze in einer einzigen unglücklichen Stunde zerstört. Er hielt sich gewöhnlich am kaiserlichen Hof auf, bis er in Ungnade fiel und seine weitaussehenden Plane aufgeben mußte.

Als ihm das Glück den Rücken wandte, wurde er mürrisch und verdrießlich und kümmerte sich wenig um die Verwaltung des Stifts; seine Beamten haus'ten mit herzloser Willkühr und das Elend des Volks war gränzenlos. Doch erhielt er nach dreijähriger Verbannung die Erlaubniß zur Rückkehr an den kaiserlichen Hof.

Von seinen Leuten beförderte der Erzbischof nicht leicht Jemand. Dagegen überhäufte er Landstreicher, die seiner Eitelkeit zu schmeicheln wußten und mit mannigfachen Künsten sich groß machten, mit großem Reichthum. Unter diesen befand sich auch ein Fremdling, mit Namen Paulus, ein getaufter Jude.

Derselbe lebte viele Jahre als Verbannter in Griechenland, und als er von dort zurückkehrte, machte er sich an den Erzbischof, und rühmte sich, in vielen Künsten erfahren zu sein. Es sei ihm ein Leichtes aus einem Dummkopf in Zeit von drei Jahren einen tiefen Denker zu machen und Gold aus Kupfer. Er wollte in Hamburg eine Goldmünze prägen, so daß man sich ins Künftige nicht mehr mit Silbergeld zu behelfen brauche. Mit solcher Rede fand er denn auch ein geneigtes Gehör.

Der Herzog Bernhard von Sachsen, mit dem er wegen der weltlichen Gerichtsbarkeit in seinem Sprengel in beständiger Zwietracht lebte, hatte die Gabe der Vorhersehung, und erzählte oft mit Seufzen, daß seine Kinder zum Verderben der Kirche bestimmt wären, und als er im Traum Bären, Hirsche und Hasen aus ihren Höhlen sich nach der Kirche begeben sah, deutete

er das Bild folgendermaßen. Die Bären und wilden Schweine, sagte er, waren unsere Vorfahren, ausgerüstet mit Tapferkeit, wie jene mit ihren Hauern. Ich und mein Bruder sind die Hirsche, die nur ihre Hörner haben. Die Hasen sind unsere Söhne, bei denen alle Tapferkeit erstorben ist. Ich fürchte, daß sie als Feinde der Kirche der göttlichen Rache nicht entrinnen werden. Er ermahnte sie deshalb flehentlich, sich aller Verfolgung der Kirche und ihrer Hirten zu enthalten, da eine solche Beleidigung auf Christum zurückfiele. Solches alles aber war tauben Ohren gepredigt.

Von der Zeit an verfolgte den Bischof ein Unstern, und er und seine Anhänger wurden von Jedermann als Ketzer verhöhnt. Gegen das Ende seines Lebens trat eine Wahrsagerin auf, welche öffentlich verkündigte, der Erzbischof werde keine zwei Jahre mehr leben, wenn er seinen Lebenswandel nicht ändere. Die Aerzte stimmten dieser Meinung bei. In seiner Umgebung befanden sich aber andere falsche Propheten, welche ganz andere Dinge sagten, womit sie mehr Glauben fanden, denn sie behaupteten, der Erzbischof werde so lange leben, bis er alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt hätte.

Zu jener Zeit sah man in Bremen Kreuze, welche Blut schwitzten. Schweine und Hunde besudelten die Kirche und waren nur mit Mühe vom Fuße des Altars zurückzutreiben. Ganze Heerden von Wölfen machten die nächste Umgebung unsicher und wetteiferten in schrecklichem Geheul mit den Eulen. Der Bischof hielt

sehr auf Träume; auch diese wurden ungünstig für ihn ausgelegt. Nie redeten die Todten so vertraulich zu den Lebenden.

Indessen spürte er selbst die Auflösung seines Körpers; auch deutete ihm ein Arzt aus Salerno drei Tage vor seinem Ende an, daß sein Todestag vor der Thür sei. Und doch hatte er noch immer das größte Vertrauen auf Nothebald, der ihm die sichere Hoffnung gemacht hatte, daß die Stunde seiner Besserung vor der Thür sei.

Während er also noch voller Lebenshoffnungen war, begab es sich an einem Freitage, als seine Hausgenossen beim Mittagessen waren, daß ihn der Todeskampf überraschte und er, von Allen verlassen, den Geist aufgab.

Dies geschah in Goslar, von wo seine Leiche nach Bremen gebracht und mitten auf dem Chor der neuen, von ihm erbauten Kirche begraben ward.

Dieser stolze Mann hatte beim Antritt seiner Regierung eine besondere Erscheinung. Denn als er, um den Glanz seiner Geburt gehörig ins Licht zu stellen, die Aeußerung fallen ließ, daß alle seine Vorgänger von niedrigem Herkommen gewesen seien, und er allein sich durch seine Abkunft und seinen Reichthum auszeichne; als er sich häufig noch viele andere unziemliche Bemerkungen zu Schulden kommen ließ, da sah er sich plötzlich zur Unzeit in der Nacht in den Kirchenconvent gezogen, wo eine feierliche Messe sollte gehalten werden, in Gegenwart seiner vierzehn Vorgänger, die sich nach der Reihenfolge aufgestellt hatten,

so daß sein nächster Vorweser, Alebrand, die bei der Messe üblichen geheimnißvollen Ceremonien verrichtete.

Als der Priester Gottes, nachdem er das Evangelium verlesen hatte, sich umkehrte, um die dargebotenen Gaben in Empfang zu nehmen, gelangte er endlich auch zu Adalbert, welcher am äußersten Ende des Chors stand. Den blickte er zornig an, wies sein Opfer zurück und sagte: „Du hochadliger Mann kannst mit den Niedrigen keine Gemeinschaft haben,“ und entfernte sich mit diesen Worten.

Seit der Stunde gereuten ihn jene hochfahrenden Reden, und er sprach immer mit besonderer Achtung von seinen Vorgängern, indem er unter Seufzen bemerkte, er sei ihrer Gemeinschaft nicht würdig.

Deshalb gab er auch die Verordnung, daß an den Jahrestagen seiner Vorweser den Brüdern und den Armen vollständige Mahlzeiten von dem Gute zu Bramstedt sollten verabreicht werden.

In seinen späteren Jahren lebte er sehr zurückgezogen und zeigte sich selten bei Festgelagen, außer wenn er zu Hofe ritt, oder bei frierlichen Gelegenheiten; denn er war ein Feind der lauten Freude.

Einst hatte sich zur Geburtstagsfeier des Erzbischofs auch der Herzog Magnus mit großem Gefolge eingefunden. Als nun nach Beendigung des Mahls die fröhlichen Gäste, wie es gebräuchlich, ihren Dank absangen, so mißfiel dies dem Erzbischof.

Er gab deshalb den anwesenden Geistlichen einen Wink und der Kantor hub das Kirchenlied an: L a ß t u n s e i n L o b l i e d s i n g e n. Darauf wurden die Laien

wieder laut und er ließ anstimmen: Um Frieden baten wir, o Herr, doch ist er nicht erschienen. Als sie aber zum dritten Mal in die Becher heulten, wurde er zornig, hob das Mahl auf und rief mit lauter Stimme: Mach unserm Kerker Herr ein Ende! worauf der Chor antwortete: So wie der Süd den Gießbach dörrt.

Dann schloß er sich in seinem Oratorium ein und beweinte das frevelhafte Beginnen der Menschen.

XXIX.

Der Stadtverräther Peter Öhr.

Am 27. August 1602 mußte Peter Öhr, ein Hutmachergesell die Stadt verschwören, weil er sich hatte gelüsten lassen, außerm Osterthor in den Stadtgraben zu springen und darin allerhand Leichtfertigkeit zu verüben, so daß einige vorübergehende Bürger nicht anders gemeint, als müsse er etwas Böses und Verrätherisches gegen die Stadt im Schilde führen.

XXX.

Der Erbschlüssel entdeckt die Diebe.

Den 23. Nov. 1639 wurde die Warneke'sche vor den Kamerarius geführt, nähern Aufschluß zu geben über das Nachweisen mit dem Schlüssel, wodurch Schwer Meneken und Diedrich Borries Kinder des

Diebstahls beschuldigt waren. Sie berichtete nun, als ihr das Linnen gestohlen sei, wäre sie auf Anrathen ihrer Dirne zu der Drantemann'schen gegangen, die sich auf das Nachweisen verstehe.

Als sie zu derselben gekommen wäre und sich des Diebstahls wegen beklagt hätte, habe die Drantemann'sche einen Erbschlüssel genommen und die junge Drantemann'sche herzugerufen, die den Schlüssel zugleich mit ihr auf dem Finger gehalten. Darauf habe die Alte verschiedene Personen hergenannt, aber der Schlüssel sei unbeweglich geblieben, bis man auf jene Kinder gekommen wäre. Da habe sich der Schlüssel bewegt und umgedreht und die Drantemann'sche habe erklärt, die genannten Kinder seien die Thäter.

Darauf wurde die Drantemann'sche, die junge sowohl, wir die alte befragt und gestanden, daß die Sache sich wirklich so verhalten habe.

Der eigentliche Verlauf sei aber dieser. Man nehme ein Evangelienbuch und schlage auf das Evangelium Johannis. Da müsse der Schlüssel hineingesteckt und mit zwei Fingern in die Höhe gehalten werden, daß das Buch auf dem Schlüssel in der Schwebe hänge. Alsdann nenne man die verdächtigen Personen der Reihe nach her, wobei der Eine sagen müsse: S i e h a t e s g e t h a n, der Andere: S i e h a t e s n i c h t g e t h a n. Wenn dies zu dreien Malen wiederholt und die Person, so da schuldig, genannt worden sei, laufe das Buch herum und falle vom Schlüssel herunter; sonst bleibe es unbeweglich.

XXXI.

Der Giftmischer Blentermann.

Zu Anfange des 17. Jahrhundert lebte in der Stadt ein Bürger, Namens Hermann Blentermann. Derselbe vergaffte sich in seines Nachbarn, des Lüder Paschedags, Tochter, so daß er seines eigenen Weibes nicht allein ganz und gar vergaß, sondern dieselbe unter jeder Bedingung sich vom Halse zu schaffen trachtete, um die Nachbarstochter sich wieder zur Ehe geben zu lassen. Er sann hin und her, wie er die Sache anstellen sollte, konnte aber zu keinem festen Entschluß kommen. Da begab er sich zu der Fickschen, die in allen schlechten Streichen bewandert war, und fragte sie um ihren Rath. Dies Weib rieth ihm denn, seine Frau zu vergiften und meinte, Quecksilber sollte von vortrefflicher Wirkung sein. Diese Rede gefiel ihm, und als seine Frau süße Milch mit Brot aß, warf er ihr für einen Groten von dem Gifte hinein. Als dies ohne sonderliche Wirkung blieb, meinte die Fickſche, er solle Rattenkraut kaufen, was er auch that. Dies streute er aus einer Federpose aufs Brot, und strich Butter darüber her. Als die Frau dies zu sich genommen hatte, starb sie, nachdem sie einige Tage hindurch große Pein erlitten. Die Sache mußte natürlich Verdacht erregen, besonders da man sich schon vierzehn Tage mit dem Gerüchte trug, daß Blentermann der Tochter Lüder Paschedags, im Fall des Ablebens seiner Frau, die Ehe versprochen habe. Er wurde also eingezogen, mußte sein Verbrechen ein=

gestehen und erlitt am 7. August 1606 seine Strafe. Nachdem er zuvor mit glühenden Zangen gezwickt war, wurde er mit dem Rade zerstoßen und dann darauf gelegt.

XXXII.

Mordanfall 1640.

Als Matthias Cappauni, ein pommerscher Kavalier, sich am Sonntag Morgen um 7 Uhr nach der Lieben Frauen Kirche in die Predigt begeben wollte, wurde er von drei Kerlen, die vom Obersten Plato dazu erkauft waren, vor der Catharinenstraße meuchelmörderischer Weise überfallen und ihm dermaßen zugesetzt, daß er sich genöthigt sah, in das Eckhaus der Frau Zeppers zu flüchten. Allein auch dahin verfolgten ihn die Mörder und mißhandelten ihn auf die abscheulichste Weise mit ihren Knütteln und Degen, so daß er für todt auf dem Platze blieb.

Sobald wie dieser Frevel kundbar wurde, schloß man Augenblicks die Thore und war glücklich genug, sich der Thäter zu bemächtigen. Weil nun der Oberst auf Befragen seinen Antheil an diesem Ueberfall nicht läugnete, so wurde er nach dem Osterthorszwinger gebracht. Weil indessen Cappauni in spätern Zeiten wieder genas, gedieh die Sache zu einem ordentlichen Prozesse.

Folgendes war die Ursache dieses Handels

Als Cappauni bei der kaiserlichen Armee in Böh-

men stand, wurde er gewisser Verbrechen beschuldigt und deswegen der peinlichen Frage unterworfen. Standhaft ertrug er dieselbe und erhielt in Kurzem seine Freiheit wieder nebst einem Zeugniß über seine Unschuld.

Weil er nun muthmaßte, daß Niemand anders der Urheber dieses Unfugs und der erlittenen Beschimpfung wäre, als der Oberst Plato, so suchte er ihn lange Zeit aller Orten, bis er denselben endlich in Bremen fand und ihn durch einen ordentlichen Kartell zum Zweikampf forderte. Als nun jener den Zweikampf ausschlug, hielt sich Cappauni für berechtigt, sich auf jede Weise an seinem feigen Gegner zu rächen und lauerte demselben auf, als er bei Ihro Hochfürstl. Gnaden, dem Herrn Erzbischof, gespeist hatte. So wie er am Markt auf's Pferd stieg, raunte ihm der wüthende Cappauni mit einer geladenen Pistole auf den Leib, die Kugel verfehlte aber sein Schlachtopfer. Um sich seines gefürchteten Gegners auf eine gefahrlose Weise zu entledigen, hatte der Oberst die beregten Mörder gedungen.

XXXIII.

Die Jungfrau mit dem Schweinskopf.

Im September des Jahres 1641 riefen ein Paar Landstreicher, Hans und Sigismund Löffler, Vater und Sohn, von Freiberg in Meißen gebürtig, in allen Straßen aus, daß sich zu Amsterdam eine Jungfrau befinde, die nach Anzeige des gedruckten Bildes,

welches sie dabei verkauften, einen Ferkel- oder Schweinskopf mit auf die Welt gebracht habe. Daneben vermeldeten sie, daß solches Monstrum bei 20 Jahr alt und zwei Tonnen Goldes reich sei, die derjenige, welcher sich daran geben wolle, sie zu heirathen, mit bekommen könne.

Solcher Unfug geschah wider Willen des Präsidenten und des Camerarius, weswegen ihnen zu wohlverdienter Strafe die Briefe, welche sie zu ihrer Beglaubigung vorgewiesen nebst den gedruckten Figuren, zuvörderst am Markt und beim Pranger an die Brust gehenkt und darauf verbrannt wurden.

Imgleichen wurde ihnen von Meister Hans, dem Scharfrichter, ein Staubbesen vorgezeigt, auch unterdeutet, daß sie sich eilends von hinnen machen und anderswo Herberge suchen sollten.

XXXIV.

Johann Tallage.

Am 1. Novbr. 1639 wurde Johann Tallage oder Talla, eines hiesigen Bürgers und Knochenhauers Sohn, weil er in der Nähe des Sandkrugs am 22. Octbr. Johann Schlüter, einen Soldaten aus Ottersberg, frevelhafter Weise mit einem Pistol erschossen, außerm Anscharsthor bei der Kaufmannsmühle auf dem Berge enthauptet.

XXXV.

Hans Lövens.

Hans Lövens von Petershagen, wohnhaft zur Hudemühlen, wurde am 26. April 1639 geköpft, weil er einige Wochen zuvor Carsten Hüsing in seinem Hause mit einem Messer erstochen. Er gab vor, als wenn dessen Frau ihm etwas in seine Kanne Bier sollte gethan haben, um ihn zu vergiften, weshalb er sich an ihrem Manne habe rächen wollen. Es war solches aber bloß ein nichtiger Vorwand.

XXXVI.

Der blinde Lür Murken und Ernst Rinnen. 1639.

Lür Murken, ein Blinder, war aus Lilienthal gebürtig und mit seiner ersten Frau bis nach Holland betteln gegangen. Als aber dieselbe dieses herumziehenden Lebens müde, ihm nicht weiter folgen wollte, hatte er sich zu Oldenburg mit einer andern trauen lassen, weswegen ihm die Strafe zuerkannt wurde, daß er im Gefängniß sollte mit Ruthen ausgestrichen werden. Aber auf Vorbitte der Verwandten geschah ihm die Gnade, daß ihm nur die Ruthe vorgelegt wurde mit dem Richtschwert, da er dann auf diesem die Stadt verschwören müssen.

Ebenfalls sollte Ernst Rinnen im Gefängniß gestäubt worden wegen eines verübten Schweinediebstahls, doch wurde er gleicherweise auf Vorbitte seiner Angehörigen, wie Lür Murken begnadigt.

XXXVII.

Der Schusterjunge und der Teufel.

Ein Schusterjunge, der für seinen Meister Wache stand, stritt mit einem andern, ob es schon 5 Uhr sei, oder nicht, weil alsdann die Reihe an ihn kam, zu schildern. Ein Jeder behauptete, er habe recht, und jeder setzte für die Richtigkeit seiner Behauptung dem Teufel seine Seele zum Pfande. So wie der Junge seine Verwünschung ausgesprochen hatte, verschwand er, zur Verwunderung aller Anwesenden, von der Wache.

Als er später wieder zu seinen Aeltern kam, erzählte er, wie ihm der Teufel in jenem Augenblick erschienen sei, und sich erboten habe, die Wache für ihn zu thun. Er habe ihn aber aufgenommen, sei mit ihm durch die Lüfte gefahren und habe ihn hinter Arsten in einen Sumpf geworfen und hart zugesetzt, sich ihm zu ergeben; wie er sich aber hartnäckig geweigert, habe er ihm sein Seitengewehr entrissen und ihn tüchtig abgeprügelt; später habe er ihm Geld geboten und ihm die Goldstücke in den Schuh gesteckt. Wie er aber gesehen habe, daß er nichts bei ihm ausrichten

würde, habe er sich davon gemacht. Die Goldstücke hätten sich hernach in Steine umgewandelt.

Als ein ehrwürdiges Ministerium ihn wegen dieses Handels etwas schärfer ins Gebet nahm, konnte er die Wahrhaftigkeit seiner Aussagen leichtlich aus seinen Striemen und Wunden erweisen.

XXXVIII.

Der Marktvogt Henrich Kattau.

Am 14. Jan. 1640 wurde Henrich Kattau, der in frühern Zeiten Marktvogt gewesen war, am Pranger mit Ruthen gestrichen und auf ewig aus der Stadt verwiesen bei Todesstrafe.

Er hatte nicht allein ein ehebrecherisches und diebisches Leben geführt, sondern war wegen seiner Zaubereien und gottvergessenen Stücke nicht ohne Grund angeschuldigt; wie denn auf ihn gebracht wurde, daß er auch die Nessel knüpfen könne, was er gar nicht in Abrede stellte.

Einst fuhr er mit einer Ladung Häringe von Enkhuysen nach Bremen. Als er sah, daß der Wind günstig war, erkundigte er sich bei dem Schiffer, ob Taue und Segel fest wären, und als der Schiffer dies bejahte, gebot er demselben, sich nur ruhig hinzulegen, er wolle einstweilen am Steuer stehen. Der nahm das Anerbieten zu Dank an, und als Kattan dem Schiffsknechte ein Gleiches zumuthete, ging auch der zur Ruhe.

Aber, wie groß war ihre Verwunderung am folgenden Tage, als der Schiffer mit seinem Knechte aufstand und sah, wie das Schiff an der Schlachte in Bremen vor Anker lag. Eine tüchtige Fahrt in einer einzigen Nacht! Davon wurde viel gesprochen. Es war unzweifelhaft, daß er einen Bund mit dem Teufel habe.

Als er vom Pranger entlassen wurde, machte er beim Fortgehen die muntere Bemerkung, auf diesen Schreck werde ihm ein Römer Weins vortrefflich munden. Aber er machte es nicht lange mehr. Denn er wurde bald nachher von einem Schmid zum Burgdamm, den er geschlagen hatte, erstochen und von den Bauern an einem einsamen Ort in der Haide eingescharrt.

XXXIX.

Der alte Franzose Thomas.

Armer Thomson! Wer hätte es Dir wol an der Wiege vorgesungen, daß Du noch im späten Greisenalter ohne Deine Schuld, Deinen guten Namen einbüßen solltest? Wer hätte es Dir zu sagen gewagt, als Du von dem bittersten Nationalhaß erfüllt, mit Deinem Orlogschiff, an der Spitze der tapfersten Mannschaft, die Franzosen aufsuchtest auf allen Meeren und Küsten und das Deinige redlich beitrugst, um den verhaßten fränkischen Namen von der Erde zu vertilgen, — wer hätte es damals gewagt, Dir zu

sagen, daß Du mit dem Namen eines Franzosen befleckt, in die Grube fahren würdest? Aber beruhige Dich; hat Dich die Mitwelt auch schmählich verkannt, die Nachwelt weiß jetzt, daß Du die ehrlichste und treuste Seele aus Alt-England warst.

Es war ein rauher Herbsttag des Jahres 1664, als ein schwerbepackter Reisewagen, in welchem zwei Frauenzimmer saßen, ins Brückethor rollte. Ein stattlicher junger Mann, dem ein Diener zu Pferde folgte, ritt neben demselben und erklärte dem wachhabenden Sergeanten auf sein Befragen, sein Name sei Johann Diedrich Mortaigne, in dem Wagen befinde sich seine Hausfrau mit ihrer Gürtelmagd, und sein alter Vater werde bald mit dem zweiten Wagen eintreffen.

Da nichts Verdächtiges in dieser Angabe lag, so konnten sich die Fremden unaufgehalten in die Stadt begeben und nahmen ihre Richtung unverweilt nach dem St. Stephan. Vor einem schönen Hause auf dem Geeren wurde Halt gemacht; der Kavalier stieg von seinem Pferde, trat an den Wagen und hob mit zierlichem Anstande die jüngere Dame aus dem Wagen und geleitete sie die Steintreppe hinan ins Haus, wo Alles zu ihrem Empfange bereit war. Denn der Herr hatte schon einige Tage zuvor einen bewährten Diener vorausgeschickt, der die Wohnung hatte miethen und eilig in Stand setzen müssen.

Die Leute am Geeren waren neugierig an die Fenster und vor die Thüren getreten, um die vornehmen Nachbarn sogleich bei ihrer Ankunft in Augen-

schein zu nehmen, und die Männer konnten die Schönheit der fremden Dame, die Frauen den Reichthum ihres Anzuges nicht genug bewundern. Alle aber stimmten darin überein, daß sie noch nie in ihrem Leben einen Mann von so ritterlichem Wesen erblickt hätten, als den jungen französischen Herrn.

Der Wagen war schon lange entladen und mit dem Geschirr und den Pferden in den Stall gebracht; die Nachbarschaft stand aber noch gaffend umher. Denn das Gerücht meldete, daß auch der Vater des jungen Mannes anlangen würde, und da gab es ja wieder etwas zu schauen. Auch aus den Nebenstraßen hatte sich viel Volks eingefunden, so daß die Straße vor dem Hause der Fremden mit Menschen übersäet war.

Da der Erwartete außerordentlich lange auf sich warten ließ, so verbreitete sich schon die Sage, er werde erst folgenden Tages kommen; Andere vermeinten wohl gar, die ganze Erzählung von dem Vater beruhe auf einem Mißverstand und spotteten derer, welche dennoch die Ankunft des alten Franzosen erwarten wollten. Die bei Weitem größere Anzahl hielt aber treulich aus, und ihr gläubiges Vertrauen sollte auf die schönste Weise gerechtfertigt werden.

Denn etwa nach Verlauf einer Stunde ließ sich das dumpfe Rollen eines Wagens vernehmen, und mit triumphirendem Jubel sahen jetzt die Gläubigen auf die Spötter, und von Munde zu Munde klangs: Da kommt der alte Franzose!

Alles wich zur Seite mit ehrfurchtsvoller Scheu,

als der Wagen vorfuhr und der junge Herr aus der Thür trat, um mit eigner Hand den Kutschenschlag zu öffnen. Und nun gar, als der alte Herr herausstieg, zwar mit schneeweißem Haupte, aber mit straffer, gerader Haltung, angethan mit einem prächtigen Scharlachrock, der, so wie auch der Hut mit goldnen Tressen reich besetzt war, und, die Linke auf seinen Degen stützend, mit dem freundlichsten Gruße nach beiden Seiten hin, würdevoll ins Haus hineinschritt, da entfuhr jedem Munde ein lautes Ach, und die Zweifler und Neider traten beschämt zurück. Ja, sie mußten jetzt selber eingestehen, daß sie nie in ihrem Leben einen so schönen und freundlichen alten Franzosen gesehen hätten.

Es dunkelte bereits, als sich die Menge verlief; aber in jedem Hause und in jeder Schenke, soviel ihrer auf St. Stephan waren, wurde den ganzen Abend von nichts Anderm gesprochen, als von dem prächtigen alten Franzosen.

Daß er die Menge nicht getäuscht hatte, sondern wirklich eingetroffen war, hatte auf die Gemüther schon den günstigsten Eindruck gemacht. Und nun gar diese Leutseligkeit! Er hatte sich in dem Augenblick seiner Ankunft die Liebe von ganz St. Stephan erworben, jedes Herz schlug ihm entgegen, und es war wirklich recht traurig, daß man seinen Namen noch nicht wußte. Den konnte man aber diesen Abend mit keinem Mittel und Wege erfahren, und das halbe Kirchspiel lag die Nacht in schlaflosem Grübeln und peinlicher Erwartung.

Aber der folgende Tag sollte dies Räthsel lösen, und von Munde zu Munde flog der Name des alten Franzosen Thomas. Zwar sagten die Bedienten vielmals, er heiße nicht Thomas, sondern Thomson, sei auch kein alter Franzose, sondern ein alter Engländer. Vergebens! Die Leute sagten nun einmal Thomas, und daß der alte Franzose ein Engländer sei, ließen sie sich auch nicht weiß machen von einem leichtfertigen Hasenfuß von Bedienten. Ja, so gewiß wußten sie es nun schon, er sei ein Franzose, daß er selber ihnen das Gegentheil hätte erzählen können; sie würden Alles im Voraus geglaubt haben, was aus dem Munde des theuren, allverehrten Mannes gekommen wäre, das aber hätten sie ihm nicht geglanbt.

Auch wollten sie ihm ja mit seiner französischen Abstammung keinen Vorwurf machen. Im Gegentheil mußten sie selber gestehen, daß sein Wesen für einen Franzosen ernsthaft und gesetzt genug sei. Also könne er sich darüber vollkommen beruhigen, ihre Liebe für ihn solle keineswegs darunter leiden, aber sie wollten einmal ihr Recht behaupten, und es sollte ihnen Niemand etwas weiß machen.

Armer Thomson, ehrliche Seele! Wie fröhlich war Dein Erwachen am andern Morgen! Du glaubtest Dich und Deine Schützlinge ganz geborgen, und von der Hartnäckigkeit der St. Stephaner hattest Du auch noch nicht die leiseste Ahnung!

Thomson war ein Seemann durch und durch, und in den letzten Jahren war ihm die Führung eines großen Orlogschiffes anvertraut, womit er den feind-

lichen Franzosen großen Schaden zufügte. Beweibt war er nie gewesen; doch hatte er einen Knaben zu sich genommen, das Kind eines vertriebenen Franzosen, der in England gestorben war. Der hatte seinem Sohne nichts hinterlassen, als den glühendsten Haß gegen das undankbare Vaterland, und Thomson nahm den Knaben mit Freuden auf sein Schiff, um einen tüchtigen Seemann daraus zu machen. Manches Jahr durchpflügten die Beiden mit einander die Meere, der Knabe war zum Manne gereift, und mit Stolz sah Thomson auf seinen blühenden ritterlichen Pflegling.

Aber Thomson's Haare fingen an zu erbleichen, und er sehnte sich hinweg aus dem wilden Treiben, um seine alten Tage in Ruhe zu verleben; lange trug er diesen Wunsch mit sich herum, mochte ihn aber nicht laut werden lassen, weil er durch die Erfüllung desselben von seinem geliebten Sohn getrennt zu werden fürchtete. Als es aber endlich doch zu einer Erklärung kam, und der junge Mortaigne betheuerte, daß ihn nichts in der Welt zurückhalten solle, seinem alten Vater zu folgen, und daß er Ehre und Ruhm mit Freuden dahinten lasse, um des Theuren zu pflegen bis an sein seliges Ende, da wurde der Alte beruhigt und sah sich nach einem Ruheplätzchen um, wo er sein Leben beschließen könnte.

Seine Verwandten waren alle gestorben, und da ihn also nichts an England fesselte, so ging er willig auf den Vorschlag seines Sohnes ein, nach der Hansestadt Bremen zu ziehen, wo die Vetterschaft des jungen Mannes wohnte.

Ihre Reise ging über Holland; aber sie war nicht ohne Abenteuer. Oder man müßte es ganz in der Ordnung finden, daß die Tochter eines der hochmögenden Herrn im Haag so ganz und gar von der ritterlichen Schönheit des jungen Mortaigne bezaubert wurde, daß sie alle Rücksichten bei Seite setzte und sich von demselben entführen ließ, wobei ihm Thomson, dem das Ding Spaß machte, mit Rath und That an die Hand ging. Mit dem Fräulein entfloh ihre Gürtelmagd, und wir haben die Gesellschaft mit ihren beiden Wagen bereits in Bremen ankommen sehen.

Sie hatten die Reise möglichst beschleunigt, weil sie befürchten mußten, der Weg, den sie eingeschlagen, sei verkundschaftet, und man möge sie verfolgen. Hier aber, in Bremen, glaubten sie in Sicherheit zu sein und nöthigen Falls durch die Verwendung der angesehenen Vettern Schutz erhalten zu können.

Dieser Gedanke war es, der den alten Thomson des andern Tags so heiter stimmte; er stand am Fenster und die Vorübergehenden konnten sich nicht satt sehen an dem freundlichen alten Franzosen Thomas, der jeden Gruß mit Pünktlichkeit erwiederte, und Thomson spürte seinerseits das innigste Behagen an dem herrlichen Menschenschlag, den er hier traf. Von allen Seiten fröhliche Gesichter und freundlicher Gruß! Wahrlich, hier oder nirgends war das Paradies auf Erden.

Die Freuden und Leiden des Paradieses sollte er später kennen lernen, zuvor aber mußte er großes Ungemach erleiden.

Denn während er sich freute über das Glück und die Sicherheit des junges Paares, war schon ein Abgeordneter vom Haag unterwegs, der im Namen der hochmögenden Herrn die Auslieferung des Jungfrauenräubers verlangen sollte. Die Obrigkeit konnte das gerechte Begehren der Herrn nicht zurückweisen und sandte hin, den jungen Mann zu fahen.

Die ganze Familie war gerade beim Mittagessen versammelt, wozu auch viele vornehme Männer und Frauen aus der Stadt geladen waren, als der Bedienten einer zu Herrn Mortaigne trat, um ihn zu benachrichtigen, wie draußen zwei Gewältiger vorhanden seien, mit Befehl ihn gefangen fortzuführen und festzuschließen.

Es war vergebens, daß er aufbrauste und sich vermaß, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Gesellschaft stellte ihm die Nutzlosigkeit eines solchen Beginnens vor, und wie er nur seine Sache dadurch verschlimmern würde. Das Gefängniß müsse er sich zuvörderst gefallen lassen, ein Jeder aber wolle seinen ganzen Einfluß aufbieten, um ihn wieder daraus zu befreien.

Seine Frau war gleich anfangs bei der Schreckensbotschaft hingesunken und lag noch immer in tödtlicher Ohnmacht.

„Nun wohl," sagte Mortaigne, „wenn es sein muß, so will ich der Gewalt Folge leisten." Dann nahm er einen kurzen Abschied von Thomson, küßte die Stirn der ohnmächtigen Gattin, empfahl dieselbe der besondern Obhut der Frau und Töchter des

Obristen Ufm Keller, wechselte mit dem Obristen selbst und dem Rittmeister Garlichs einige Worte und verließ festen Schritts den Saal. Er war seiner Erlösung gewiß.

Als er ins Verhör kam, konnte er die Entführung nicht leugnen und wurde sofort nach der Hauptwache in der Neustadt gebracht, um folgenden Tages dem holländischen Lieutenant überantwortet zu werden.

Dieser fand sich auch zu rechter Zeit ein, und der Stadtmajor Bendleben, der vom Rath den Auftrag hatte, die Auslieferung geziemend zu beschicken, übergab ihm den Gefangenen förmlich und feierlich zu zwei verschiedene Malen, wobei er ihm noch im Namen des Raths einschärfte, den Herrn Mortaigne im ganzen Stadtgebiet als einen vornehmen Kavalier zu behandeln und nicht zu gestatten, daß ihm einiges Ungemach zugefügt werde.

Nachdem der Lieutenant solches Alles zu halten versprochen, nahm seine Korporalschaft den Arrestanten in die Mitte. Der Lieutenant ging voran, und rief der Major noch zu verschiedenen Malen, sie sollten wohl Acht geben. Der Gefangene wäre nun aus seinen und des Raths Händen. Er hätte ihn nun schon zweimal gänzlich geliefert und lieferte ihn weiter nicht mehr.

Der Herr Mortaigne sah gar nicht aus, als hätte er einen so schweren Gang zu machen, sondern blickte ganz gleichgültig drein, und als sie nun bei dem Wagen anlangten, der unfern der Wache hielt, und auf welchem der Gefangene nach Holland geführt

werden sollte, schwang er sich hurtiges Fußes und sehr behende auf, und während die Soldaten noch alle an der einen Seite standen, wo er hinaufgestiegen war, hatte er schon seinen Mantel unterm Halse losgemacht, und wendete sich zur andern Seite hinüber, als wenn er die Bürger, welche die seltsame Mähr in großer Anzahl herbeigezogen hatte, grüßte und ihnen gleichsam ein Lebewohl sagte.

In der ganzen Menschenmenge, welche den Platz erfüllte, sprach sich das innigste Mitleid aus mit dem armen jungen Herrn, dem wahrscheinlich ein sehr hartes Loos bevorstand, und diese Theilnahme konnte sich nur steigern, als einige St. Stephaner erzählten, daß dies der Sohn des freundlichen alten Franzosen Thomas sei, der in der kurzen Zeit, daß er hier wäre, sich die ungetheilte, warme Liebe des ganzen Kirchspiels erworben habe.

„Dieser junge Herr," sagten Einige, „scheint sehr gleichmüthig bei seinem Unglück; aber was mögen seine armen Angehörigen leiden!"

Und die Leute hatten vollkommen recht, man sah keine Spur von Traurigkeit an dem Gefangenen, er blickte im Gegentheil ganz lustig darein. Plötzlich setzte er den Fuß auf die Wagenleiter, legte die Hand an den Kopf, und setzte mit dem lauten Ausruf: „ça Messieurs" mitten unter den Volkshaufen, so daß er einem Bürger, Johann Hendrichs, durch die Gewalt des Sprunges das Böffken vom Halse riß und einen andern zu Boden warf. Ihm selbst flog

der Hut vom Kopfe. Deß achtete er nicht und ließ ihn liegen.

Das Volk war für den Augenblick ganz bestürzt, und Alles machte dem Flüchtling eilends Platz, so daß er in Begleitung zweier fremden Officiere, die ihn augenscheinlich erwartet hatten, ohne Aufenthalt in Joost Papen Haus gelangen konnte, dessen Thür er von innen verriegelte.

Dort sprang er hinten über die Planke und gelangte über Abel Osterlohen Hof in Stamers Gang. Ein altes Weib, die Alke Vortmanns, welche hier vor der Thür saß, war so erschrocken über den unerwarteten Anblick der Männer, welche mit Hast über die Planke kletterten, daß sie in einen lauten Ruf der Verwunderung ausbrach; doch wurde sie bald beschwichtigt, als ihr von einem der fremden Herrn fünf Thaler in die Hand gesteckt wurden, womit zugleich ihr gänzliches Stillschweigen über die Sache erkauft war.

Die holländischen Soldaten waren ziemlich betrunken, denn es war ihnen am frühen Morgen Geld zugekommen von unbekannter Hand, mit dem Beifügen, sich einen lustigen Tag dafür zu machen. Sie standen ganz erstaunt, als ihnen der Vogel so unerwartet aus dem Netze entwischte und schauten ihm mit offenem Munde nach. Aber bei den schrecklichen Drohungen des Lieutenants, im Fall sie den Entwischten nicht wiederbrächten, war der Rausch mit einem Male verflogen, und sie suchten durch verdoppelten Eifer ihre Unachtsamkeit wieder gut zu machen.

Da aber nahmen die versammelten Bürger sich des Flüchtlings an, und Christoph Daniel Koch, der Wirth zum weißen Schwan, und die Gebrüder Papen traten den Verfolgern nicht allein in den Weg, sondern vergriffen sich sogar thätlich an ihnen, als sie sich nicht wollten zurückhalten lassen und warfen sie zu Boden. Endlich gelang es den Soldaten, die Hausthür zu erreichen, hinter welcher der Herr Mortaigne verschwunden war. Da aber lange Zeit darauf hinging, ehe sie dieselbe öffnen konnten, so hatte der Flüchtige durch das Mitleid der Bürger, welche die Verfolger so lange aufgehalten, bereits einen solchen Vorsprung erlangt, daß er alles Forschens und Suchens ungeachtet nicht wieder aufzufinden war.

Der Rath ließ sogleich unter Trommelschlag ausrufen, daß, wer den Herrn Mortaigne hausete, heimte, herbergte, oder seinen Aufenthalt wüßte, solches unverzüglich bei schwerer Leibesstrafe anzuzeigen habe.

Aber die Freunde des Herrn Mortaigne hatten solche Anstalten getroffen, daß er ganz ohne Sorgen sein konnte. Der Schwanenwirth und die Gebrüder Papen waren verschwiegene Männer und wagten schon etwas, wenn sie ein gutes Stück Geld verdienen konnten. Diese hatten den Entsprungenen, mit Hülfe eines Franzosen, der hier als Corporal in Diensten stand, in Jacob Meenen, eines Engländers Hause, das unmittelbar an Magnus Papen Wohnung stieß, versteckt; nun war es aber schwierig, ihn unbemerkt

über die Straße zu geleiten, weil zu erwarten stand, daß man auf einen Jeden ein scharfes Auge haben würde, und in seinem Versteck durfte er auch nicht verweilen, da man besorgen mußte, daß der geringfügigste Umstand der Nachbarschaft seine Anwesenheit verrathen könnte.

Einstweilen saß also der Flüchtling in dem verborgenen Dachstübchen, dessen Fenster nach dem Garten hinausging, wo ihm Joost Pape die Zeit mit der Erzählung dessen vertrieb, was seine Freunde gethan hatten, um ihm seine Flucht zu erleichtern; wie man Geld unter die holländischen Soldaten ausgetheilt und ihnen dermaßen zugesetzt habe, daß sie einen tüchtigen Rausch bekommen hätten, so daß sie nicht im Stande gewesen wären, die Flucht zu hindern; wie er ihnen dann mit seinen guten Freunden und Nachbarn verabredetermaßen in den Weg getreten sei und sie so lange zurückgehalten, bis Mortaigne in Sicherheit gewesen, und wie er ferner den Auftrag habe, ihn nach des Obersten Ufm Keller Wohnung, ganz unten am Neustadtsdeich zu bringen, der dann schon für sein weiteres Fortkommen Sorge tragen werde.

Der junge Mann war froh, daß er der drohenden Gefahr so glücklich entgangen war. Zwar würden ihm die Niederländer, wenn er die nöthigen Aufklärungen gegeben hätte, wohl nicht gerade an den Hals gegangen sein, wie der holländische Lieutenant schon allenthalben ausgebreitet hatte. Denn der Vater der Dame, dem selbst im Traum nicht die Möglichkeit einfiel, daß ein junges Mädchen, und noch dazu seine

wohlerzogene Cornelia, sich so weit sollte vergessen können, daß sie das väterliche Haus heimlich verließe, um dem Manne ihrer Wahl in ein fernes, unbekanntes Land zu folgen, — der Vater dachte bei dem Verschwinden der Tochter nur an das schwärzeste Bubenstück und glaubte, der Fremde habe seine Tochter überfallen, ihrer Juwelen und ihres Schmucks beraubt und jämmerlich ermordet. Diesen Mord hatte er denn auch richtig zur Anzeige gebracht, und als der Aufenthalt des Flüchtlings war kund geworden, die Auslieferung des Räubers auf das Eifrigste betrieben.

Deshalb war auch in dem Schreiben der hochmögenden Herrn von der Tochter gar nicht die Rede, und als man in Bremen die eigentliche Sachlage dem Abgeordneten entdeckte, und daß die Tochter nicht allein noch am Leben, sondern des Herrn Mortaigne ehelich verbundene Hausfrau sei, so mußte er gestehen, daß er darauf nicht vorbereitet sei; nichts desto weniger glaubte er auf die Auslieferung, wie ihm aufgetragen war, bestehen zu müssen, und der Rath sah keinen Grund, dieselbe zu verweigern.

Wäre Mortaigne nun wirklich nach Holland abgeführt, so war es kein Zweifel, daß er sich wohl herausgewickelt hätte und wieder auf freien Füßen gekommen wäre. Auch möchte wohl der alte Herr zu dem, was nicht mehr zu ändern war, nachträglich seinen Segen gegeben haben. Alle diese Aussichten waren aber doch nicht so ganz gewiß; das Geringste, was ihm bevorgestanden hätte, war eine langwierige Gefangenschaft, und er war deshalb seelenvergnügt,

daß er all diesem Ungemach durch einen kühnen Sprung entgangen war.

Die Sonne schien hell in's Fenster, und im Garten zwitscherten die Vögel. Die flogen hin und her von Ast zu Ast, und vom Baum zur Erde und trugen geschäftig ihr Nest zusammen. Eine Zeitlang sah Mortaigne den muntern Thierlein zu und ergötzte sich an ihrem fröhlichen Treiben. Plötzlich aber wurde er finster und traurig, er fragte mit Hast nach seiner Gattin, und was sein alter Vater beginne. Er ging voll Unruhe im Stübchen auf und ab, und man sah es ihm deutlich an, mit welcher Ungeduld er die kurze, unfreiwillige Haft ertrug.

Pape suchte ihn möglichst zu beruhigen. Der alte Mann, erzählte er, sei fast untröstlich gewesen, bis er die Kunde von der Befreiung des Sohnes erfahren habe. Was aber seine Gemahlin anlange, so werde er dieselbe noch heute sprechen. Doch müsse er sich bis zum Abend gedulden; alsdann werde man Sorge dafür tragen, ihn ungefährdet zu seinen Freunden zu bringen.

Es war im Anfang des April, wo die Tage erst anfangen, etwas zuzunehmen, und doch hatte ihn kein Tag seines Lebens so lang geschienen. Endlich trat die Dämmerung ein, die Luft bezog sich, und in Kurzem wurde es ganz dunkel.

Da endlich trat Joost Pape's Frau herein und legte beim matten Schimmer der Laterne einen Bündel mit Weiberkleidern auf den Tisch. Sie breitete es auseinander und legte einen Rock, ein Leibstück,

sammt Hüllen und Hauben, Stück für Stück, auf den Stuhl.

Mortaigne lächelte, als er sah, welche Verkleidung man ihm zugedacht hatte.

„Ihr werdet schon auf ein Viertelstündchen hineinkriechen müssen,“ meinte Pape. „Wolltet Ihr in Männerkleidung über die Straße, man würde Euch wahrlich auf den ersten Blick erkennen. Dieser Wuchs und diese Haltung würden auch in der Dunkelheit nur zu auffallend sein.“

Mit Hülfe der Frau hatte er seinen Anzug bald vollendet. Dann humpelte er ein paar Mal in der Stube herum, wie ein altes Mütterlein und ergriff den Arm der Frau.

„Ist es so recht?“ fragte er lustig, indem er am Arm der Begleiterin die Stube verließ, und als Joost Pape ihm mit lachender Miene die Versicherung gab, es werde schon gehen, stieg das seltsame Paar die Treppe hinunter.

Einige Augenblicke später traten die Beiden aus der Hinterthür auf die Straße, wo es bereits stockfinster war, und der junge Mann mußte sich nun ganz der Führung seiner Begleiterin hingeben, die ihn bald über die Straße hinüber, bald wieder herüberzog; denn sie kannte die ganze Gegend so genau, daß sie auch in der dickſten Finsterniß den Koth und Schmutz zu vermeiden wußte.

Schon bogen sie um die Straßenecke, da erst öffnete sich zum zweiten Male jene Hinterthür, und die Gebrüder Papen traten sammt dem Schwanen-

wirth vorsichtig heraus, um jenen Beiden in angemessener Entfernung zu folgen und nöthigenfalls, sollten sie angehalten werden, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sie hatten sich auch für den Fall der Noth mit starken, eisenbeschlagenen Stöcken versehen. Wehe dem, der ihnen hätte in den Weg treten wollen!

Still rückte der Zug beim grünen Kamp vorüber, die Allee hinunter nach dem Deich. Die Straßen in jener Gegend der Stadt waren dazumal noch viel einsamer, wie jetzt, und, wenn es nicht dringend nöthig war, so mied man sie nach Sonnenuntergang gänzlich. Denn es war dort so abgelegen, daß ein Vorübergehender nicht leicht Hülfe erlangen konnte, wenn er von leichtfertigem Gesindel angehalten werden sollte. Deshalb war es auch eben kein Wunder, daß dem kleinen Zuge auf dem ganzen Wege Niemand begegnete.

Endlich machte die Frau Halt. Es war vor dem Gartenhause des Obersten Ufm Keller, unten am Neustadtsdeich.

„Wir sind am Ziele, und Ihr seid jetzt in Sicherheit," sagte sie, indem sie drei Mal den messingenen Thürklopfer handhabte, worauf die Gartenthür behutsam geöffnet wurde.

Der Schwiegersohn des Obersten, der Rittmeister Garlichs trat heraus, eine Laterne in der Hand, und nachdem er den Ankömmlingen in's Gesicht geleuchtet hatte, belobte er die Frau ihrer klugen Vorsicht wegen und bestellte sie auf den folgenden Tag nach seinem Hause her. Die entfernte sich darauf, wie sie

gekommen war, der Herr Mortaigne aber trat mit seinem Freunde in den Garten.

Nachdem der Letztere die Gartenthür sorgfältig wieder hinter sich verriegelt hatte, konnte er es sich nicht versagen, noch einmal den Flüchtling von oben bis unten mit der Laterne zu beleuchten, und nur mit Mühe konnte er ein helles Gelächter unterdrücken; denn vor ihm stand des Freundes schlanke Gestalt in den Sonntagskleidern einer ehrbaren Bürgerfrau, und der schwarze Knebelbart stand mit der Haube in einem gar seltsamen Widerspruch. Aber wenige rasche Griffe, und der Plunder flog in die Büsche.

Sie traten in den Gartensaal, wo sich eine kleine Gesellschaft befand, die sich nach Tisch eingefunden hatte, alles Leute von der nähern Bekanntschaft des Herrn Mortaigne, und besorgt um sein Schicksal. Die Familie des Obersten, seine Töchter, sein Sohn, der Fähndrich, und sein Schwiegersohn, der Rittmeister Garlichs, hatten sich im Verlaufe des Nachmittags nach dem Garten begeben, und zwar einzeln, um kein Aufsehen zu erregen. Nur der Oberst selbst fehlte; seine Dienstgeschäfte hielten ihn in der Stadt zurück.

Aber für alle diese Befreundeten hatte Mortaigne keine Augen, seit er seine Cornelia erblickt hatte; ohne die übrigen zu grüßen, eilte er zu ihr, und sie sank stumm an seine Brust. Sie konnten Beide vor Bewegung nicht sprechen.

„Es sind hier noch mehr Leute, mein Lieber," — hub endlich der alte Thomson an, der mit Cornelia gekommen war, und dem der Auftritt zu lange dauern

mochte, „es sind hier noch mehr Leute, die alle recht herzlichen Antheil an Deiner Befreiung nehmen. Nun laßt uns aber rathschlagen, wie es ferner gehen soll. Fort mußt Du, Du mußt zur Stadt hinaus; aber die Thore werden strenger bewacht, denn je.

Mortaigne fühlte den leisen Vorwurf der in des Alten Worten lag und suchte seinen Fehler durch verdoppelte Aufmerksamkeit gegen die Gesellschaft zu verbessern.

„Heute und morgen," sagte der Rittmeister, „müßt Ihr Euch noch einer Haft auf diesem Gartenhause unterwerfen; indeß werden Eure Hausfrau und Alle, so wie wir hier sind, Euch die Leiden der Gefangenschaft möglichst zu erleichtern suchen. Nach dreien Tagen aber will ich Euch mit Perruque und Farben so ausstaffiren, daß Ihr, ohne erkannt zu werden, mit mir öffentlich sollt zur Stadt hinausreiten."

Was darnach Euren fernern Aufenthalt betrifft, so habe ich viele Freunde im Erzstift; dort mögt Ihr mit Eurer Liebsten ungehindert wohnen, bis Ihr Euch mit Eurem Schwiegervater versöhnt habt.

Die Gesellschaft zerstreute sich frühzeitig; die Meisten gingen den Deich hinauf, nach dem Brückenthore zu, Thomson stieg mit der schönen Cornelia in ein Boot, mit welchem sie über die Weser gekommen waren; denn man hatte eine vorläufige Trennung der beiden Gatten für zweckmäßig gehalten. Die beiden Ruderer, welche am Deich auf und ab wandelten, um sich der Abendkühle zu erwehren, sprangen erfreut herbei, als sie den Alten mit seiner Tochter endlich zurückkommen

sahen, und nach wenigen Minuten landete die Gesellschaft bei der Aschenburg. Noch ein Paar hundert Schritte, und die Beiden waren zu Hause.

Als sie allein waren, machte Thomson die junge Frau darauf aufmerksam, wie es jetzt an der Zeit sei, daß sie sich selber schriftlich an den Vater wende, theils um ihm zu zeigen, daß sie wirklich noch am Leben sei, hauptsächlich aber um reuevoll Verzeihung für ihr rasches Verfahren zu erflehen. Anfänglich weigerte sie sich hartnäckig und meinte das rücksichtslose Verfahren gegen ihren Gemahl habe für immer alle Familienbande zerstört; an eine Versöhnung sei nun und nimmermehr zu denken, und in keinem Falle werde sie den ersten Schritt thun, um mit den Ihrigen wieder in Verbindung zu kommen.

„Die Deinigen," sagte der alte Thomson mit Ernst, „konnten in jener schlimmen Voraussetzung nicht anders handeln. Sie glaubten Dich erschlagen und wollten ihre theure Cornelia rächen. Aber ich meine, Deiner Weigerung liegt eine falsche Schaam zum Grunde. Bedenke es wohl, Du und mein Sohn, Ihr habt Beide darin gefehlt, daß Ihr den gewöhnlichen Weg verlassen habt, und ich fürchte, ich habe an Eurer Unbesonnenheit größeren Antheil genommen, als meinen grauen Haaren ziemlich ist. Deshalb aber halte ich es auch für meine Pflicht, darauf hinzuwirken, daß sobald wie möglich wieder eingelenkt werde. Dein Vater wird und muß verzeihen; aber an Dir ist es, seine Nachsicht zu erflehen."

Er maß mit großen Schritten das Zimmer, war-

tete aber vergebens auf eine Antwort. Jetzt trat er zu ihr; sie hatte ihr Gesicht verhüllt und weinte vor sich hin. Da wurde der alte Mann besorgt und meinte, er wäre im Eifer doch wohl zu weit gegangen und suchte sie zu trösten. Plötzlich richtete er sich höher empor und stand vor ihr mit stolzem Anstande.

„Nein, meine Tochter," sagte er, „nicht Du sollst schreiben. Wenn Einer sich vergangen hat, so ist es mein Sohn und vielleicht auch ich. Er ist nicht am Platz, da ist also die Reihe an mir, und ich will sehen, ob das Eis im Busen des Niederländers dem Feuerwort eines ehrlichen Mannes aus Alt-England widerstehen wird."

„Ach, er ist nicht so hartherzig," erwiederte sie, leise weinend, „und ich bin seiner Vergebung gewiß. Aber Ihr hattet Recht, mein Vater, es war eitel, was ich vorschützte. Doch jetzt ist mein Stolz, meine Schaam verschwunden, und so Ihr morgen den Brief absendet, werde ich ein Zettelchen einlegen von meiner Hand. Das wird den alten Mann beruhigen."

Den übrigen Theil des Abends machten die Beiden Pläne für die Zukunft. Es war verabredet, daß die junge Frau in Gesellschaft der Töchter des Obersten Ufm Keller am folgenden Tage nach dem Gute einer befreundeten Familie im Erzstift, eine kleine Tagereise von der Stadt gelegen, abreisen sollte; ihr Gemahl sollte ihr in wenigen Tagen folgen. Dort könnte das Paar in ungestörter Ruhe den Erfolg der Unterhandlungen mit dem Vater der jungen Frau abwarten.

Der alte Herr sollte einstweilen in der Wohnung am Geeren zurückbleiben, weil er sich von den Strapazen der letzten Reise noch nicht gänzlich erholt hatte, vorzüglich aber, um durch seine fortwährende Anwesenheit die Verfolger seines Sohnes auf eine falsche Fährte zu leiten. Freilich sah er wohl, wie schmerzlich ihm eine so langwierige Trennung von den geliebten Kindern sein würde. Indeß mußte dies Opfer zum Wohle Aller gebracht werden, und man rechnete mit Sicherheit darauf, daß gegen den Herbst alle Verhältnisse geordnet seien und die Wiedervereinigung ohne Gefahr Statt finden könne.

Die junge Frau reiste also folgenden Tags ab, und Thomson, der sich jetzt ganz allein überlassen war, fühlte sich recht unbehaglich. Zwar dachte er sich diesen Abend durch einen Besuch bei dem Sohne zu entschädigen; aber auch das mußte er aufgeben, als der Rittmeister Garlichs ihm vorstellte, wie dergleichen Zusammenkünfte auf des Obersten Gartenhause in jetziger Zeit nur dazu dienen würden, die Aufmerksamkeit der Verfolger dorthin zu lenken. Am Besten für das Wohl des Sohnes würde es sein, wenn Thomson vorläufig jeden Verkehr mit ihm abbrechen wolle.

Thomson erkannte gar wohl die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlags und beschloß, sich den Verfügungen der Freunde pünktlich zu unterwerfen. Doch machte er die ausdrückliche Bedingung, wenigstens noch einmal den Flüchtling an sein Herz zu drücken, ehe er fortreise. Damit war Garlichs einverstanden.

Ein Ereigniß wird in Bremen drei Tage lang

besprochen, dann denkt Niemand mehr daran; das ist alte Weise. Welches Aufsehen erregte es durch die ganze Stadt, als es hieß, der Sohn des alten Franzosen Thomas solle nach Holland ausgeliefert und möge wohl eines Kopfes kürzer gemacht werden! Wie lebhaft bedauerten die jungen Weiber auf St. Stephan, daß der schöne Mann so jung sterben, und die alten, daß der rechtschaffene Vater solches Herzeleid an seinem einzigen Sohn erleben müsse!

Und dann wieder, welche frohe Theilnahme, als es hieß, der junge Mann sei glücklich der Gefahr entronnen! Da freuten sich alle zusammen, die alten und die jungen Weiber und sagten es selber, daß sie solches wohl vorher gewußt hätten und lobten seine Entschlossenheit uud Behendigkeit über die Maaßen. Auch die Männer waren seines Lobes voll, und es waren ihrer viele nach der Neustadt hingewesen.

Die waren eilends zurückgekommen, um den alten Franzosen Thomas die gute Mähr zu bringen. Als sie ihn aber am Fenster erblickten, wie er mit gramerfüllten Mienen nach den Wolken emporschaute, da hätte es Niemand gewagt, seinen heiligen Kummer zu stören; auch mochten sie bedenken, daß der Uebergang vom Schmerz zur Freude dem alten Manne nicht zuträglich sein möge, wenn er ganz unvorbereitet die volle Wahrheit erführe. Deswegen sollte er diese noch nicht hören. Aber sie suchten einen Ausweg, wie sie ihm doch wenigstens zeigen möchten, welchen Antheil sie nähmen an seinem Kummer, und daß sie ihm das Beste gönnten. Allein wie sollte dies geschehen?

Vor Thomsons Hausthür hatte sich indeß ein großer Menschenschwarm eingefunden, Männer, Weiber und Kinder, und Thomson bemerkte es und glaubte, es sei die gewöhnliche Neugier, welche das Unglück herbeiziehe; er wollte also vom Fenster zurücktreten, um sich den Blicken der schaulustigen Menge zu entziehen. In diesem Augenblicke sprang ein Mann aus dem Haufen hervor, warf seinen Hut in die Luft und rief mit lauter Stimme: „der alte Franzose Thomas soll leben!" und ein tausendstimmiges „Hoch!" bekräftigte es, daß dies der aufrichtige Wunsch aller Anwesenden sei, und daß der Mann ihnen ganz aus der Seele gesprochen habe.

Thomson, der die fröhlich bewegte Menge nach seinem Fenster heraufschauen und dabei die Hüte schwenken und jubeln sah, mußte wohl einsehen, daß Alles solches seiner Person gelten solle und verneigte sich freundlich, ob er gleich, in trübe Gedanken versunken, von dem eigentlichen Inhalt des Wunsches nichts vernommen hatte.

Der Redner aber, kühner gemacht durch diesen glücklichen Erfolg, wollte jetzt auch noch nicht sobald abtreten. Denn offenbar sah der alte Herr nur ihm dabei ins Auge, als er seinen Dank aussprach, ihm galten also ausschließlich seine Worte; und dabei gefiel es ihm über die Maßen, wenn der alte Franzose sich so zierlich verneigte; und vor anders wem, als nur vor ihm?

Er wiederholte also seinen Ausruf, machte aber, um die Eintönigkeit zu vermeiden, einen kleinen Zu-

satz, und von Neuem hallte es aus tausend Kehlen nach, was er vorgesprochen: „Der alte Franzose Thomas soll leben und der König von Frankreich daneben; hoch!“

Der treffliche alte Mann! Seht, wie er die Stirn in Falten zieht; er meint, die Ehre wäre zu groß, daß wir ihn verehren, wie einen Fürsten; aber wer will unsere Liebe fesseln?

Zum dritten Male war der Redner vorgetreten und rief gerade mit lauter und triumphirender Stimme: „Der alte Franzose Thomas soll leben, und der König von Frankreich daneben, wie auch das Land Frankreich, wo die Franzosen herkommen!“ und die Umstehenden schickten sich an, in seinen Wunsch einzustimmen, obgleich der bescheidene alte Mann sich schon vom Fenster zurückgezogen hatte, als mit einem Male die Thür geöffnet wurde, und der alte Herr mit zorniger Miene und einen Rohrstock schwingend, hervorstürzte.

Alles wich ehrerbietig zurück. Nur der Redner, der dem Hause den Rücken zugekehrt hatte und nicht sehen konnten, was hinter ihm vorging, blieb ruhig auf seinem Steine stehen, die Rechte in die Seite gestemmt, den Kopf nach der rechten Brust vorgebeugt und die Augen halb geschlossen, wie Einer der vor sich hin horcht. Dabei hatte er die Linke erhoben, um durch langsames dreimaliges Heben und Senken derselben, dem Volke das richtige Zeitmaaß auzugeben, wenn es einzufallen habe. Er gab sich freilich die Miene, als sei dies für den Augenblick seine einzige Sorge und suchte es vor den Blicken der Uebrigen

sorgsam zu verbergen, wie der Geist in seinem Innern arbeitete, um eine neue Auflage seines Hochs mit einem noch schönern Zusatz zu erdenken.

Da fuhr wie ein Blitz aus heitern Höhen der Rohrstock des alten Herrn auf seinen breiten Rücken nieder, und das Volk lief bestürzt nach allen Seiten aus einander. Der Redner fuhr herum, um dem unerwarteten Angreifer unter Augen zu treten. Es war ein großer, starker Mann, der keinen Gegner zu scheuen brauchte. So wie er aber dem Alten ins Gesicht sah, machte auch er sich auf und davon, daß im Augenblick die Straße gesäubert und kein Mensch weiter zu hören noch zu sehen war.

Noch einmal hob Thomson drohend seinen Stab. Die Todfeinde unter seinem Fenster leben zu lassen! Solche Frechheit war nicht erhört. War er den Augenblick auch unglücklich, so war er dem Schicksal erlegen, nicht aber von seinem Erbfeinde besiegt. Er konnte vor Grimm nicht sprechen und begab sich rasch wieder ins Haus.

Nicht lange hernach traf ein Bote ein vom Rittmeister Garlichs, der genauen Bericht erstattete von dem Gelingen der Flucht, und wie er den Sohn am Abend, sobald die Dunkelheit würde eingetreten sein, auf dem Garten des Obersten am Neustadtsdeich würde sprechen können. Da legte sich Thomas Zorn gar schnell und er machte eilends Anstalten, mit Cornelia hinüber zu fahren. Wie der junge Mortaigne dort glücklich mit den Seinigen zusammenge-

troffen, haben wir schon gesehen. Das war des Abenteuers erster Tag.

Den zweiten Tag verbrachte Thomson, nachdem auch Cornelia abgereist war, in der Einsamkeit seines Zimmers. Jetzt fiel ihm auch der gestrige Auftritt wieder ein, und er glaubte nun die Bedeutung desselben zu verstehen, daß nämlich die guten Leute ihre Theilnahme an der günstigen Wendung seines Schicksals hätten darlegen wollen. So lange er in Ungewißheit über seinen Sohn gewesen, hatte er es als offenbare Feindseligkeit ausgelegt, die über sein Unglück frohlockte, nun aber war er wieder ganz beruhigt.

Wo man an diesem Tage in ein Haus trat, da wurde, so weit St. Stephan reichte, von nichts gesprochen, als von dem alten Franzosen Thomas. Diejenigen, welche bei dem Auflauf nicht zugegen gewesen waren, behaupteten, es wäre die allergrößte Dummheit von der Welt gewesen, daß man angefangen habe zu jauchzen und zu jubiliren und ihn dabei über seines Sohnes Schicksal in Ungewißheit zu lassen. Da könne wohl ein ganz schlechter Mann in Harnisch gerathen; um wieviel eher also ein alter Franzose.

Die aber mit dabei gewesen waren, mochten wol einsehen, daß dieser Vorwurf nicht ganz ohne Grund war; deshalb ließen sie solche Reden unbeachtet und sprachen von der unerhörten Bescheidenheit des alten Mannes, der selbst mit bewaffneter Hand solche übertriebene Ehrenbezeugungen von sich abzulehnen wisse. Und wie rasch war sein Erscheinen gewesen, wie be-

hende sein Losschlagen! Nein, sagten Alle, es ist ausgemacht, einen so behenden alten Franzosen bekommen wir nie wieder. Den müssen wir in Ehren halten.

Das war der zweite Tag. Am dritten wurde noch einmal gesprochen von dem alten Franzosen Thomas und seinem trefflichen Sohn, der über alle Berge sei. Dann schwiegen die Leute vor der Hand.

Der Herr Mortaigne aber war noch nicht über alle Berge; denn da die Thore mit verdoppelter Sorgfalt bewacht wurden, so hielten seine Freunde es für zweckmäßiger, diesen Eifer erst in etwas verrauchen zu lassen. Am Abend des vierten Tags aber trat der Fähndrich Ufm Keller bei Thomson ein und sagte, er würde ihn nach dem Garten hingeleiten. Der Herr Mortaigne wolle sich mit erster Gelegenheit davon machen und wünsche den Vater noch einmal zu sehen.

Mit schwerem Herzen folgte der alte Herr seinem Führer. Als er seinen Sohn sah, zeigte er eine ungewöhnliche Rührung; er herzte und küßte den theuren Flüchtling, und es war, als wenn er Abschied von ihm nehmen müßte auf Nimmerwiedersehen. Der junge Mann und die Freunde boten zwar Alles auf, um seine düstern Gedanken zu verscheuchen; aber es war vergebens, und Thomson sprach seine feste Ueberzeugung aus, daß sie sich in diesem Leben nicht wiedersehen würden. Auch waren seine Wünsche, Verfügungen und Ermahnungen, als wenn der sterbende Vater zu seinem Kinde spricht. Am Eindringlichsten ermahnte er ihn, Alles aufzubieten und nicht eher zu ruhen, noch zu rasten, als bis er Cornelia mit den Ihrigen

wieder versöhnt hätte; daß sei er seiner Gattin schuldig, die aus Liebe zu ihm ihre ganze Verwandtschaft und Freundschaft dahinten gelassen.

Alle Anwesenden waren erschüttert. Aber wie konnte man an einen solchen Trauerfall denken, wenn man die blühende Gesundheit, die kernige Festigkeit des Alten betrachtete? Und dennoch mochte sich Niemand unterstehen, einer so festen Todesahnung zu widersprechen.

Endlich muste Abschied genommen werden. Die Aufregung des alten Mannes war so groß, daß er kaum zu sprechen vermochte. Mortaigne suchte den traurigen Auftritt möglichst abzukürzen und versprach, mit erzwungener Heiterkeit, noch vor dem Eintritt des Winters sich wieder einzustellen. Aber Thomson schüttelte, wehmüthig lächelnd, den Kopf und ging betrübt von dannen.

Armer Thomson, solche Ahnungen täuschen selten. Zwar warst du sicher vor dem Haß, dem Neide und den Verfolgungen deiner Nebenmenschen; aber der Eine stirbt so und Jener anders. Ist es denn das erste Mal, daß Jemand durch das Uebermaß der Liebe erdrückt wird?

Während der Alte nach Hause zurückkehrte, sprengten ein Paar Reiter gar lustig durch die Stadt, und als die Wache den Rittmeister Garlichs erkannte, mochte er ungehindert mit dem alten Burschen, der neben ihm hertrabte, zum Thore hinausreiten. Der Begleiter war aber kein Anderer, als der verkappte Mortaigne, und der Rittmeister hatte vollkommen sein Wort gelöst. Garlichs kehrte, nachdem er den Freund auf den rechten

Weg gebracht hatte, durch ein anderes Thor zurück. Der Flüchtling trabte mit erleichterter Brust die ganze Nacht vorwärts, und mitleidig erhellte der Mond seinen Pfad. Mit Tagesanbruch sah er die stattlichen Gebäude des Gutes, das er sich zum Ziele ausersehen und nach Verlauf einer halben Stunde lag er in den Armen seiner Gattin, welche die ganze Nacht hindurch voll gespannter Erwartung am Fenster gestanden.

Thomson war sehr angegriffen nach Hause gekommen; er war im höchsten Grade schwach und muste einige Tage das Zimmer hüten. Da pflegte er sich dann wohl ans Fenster zu stellen, um den fröhlichen Spielen der Knaben auf der Straße zuzusehen. Die hatten es bald herausgebracht, daß der allverehrte Mann ihrentwegen am Fenster stand und machten sich diese Bemerkung zu Nutze auf Knabenart. Da überboten sie sich denn in drolligen Streichen gerade vor seiner Thüre, daß der alte Mann herzlich lachen mußte, das Fenster öffnete und ihnen etwas Silbergeld hinunterwarf zum Naschen. Das wiederholte sich einige Tage; die Knaben hatten ihre Lust an den Groten, die zum Fenster herausregneten und Thomson freute sich herzlich über die kurzweilige Art der Jugend. Als er aber zufällig ihre Aeußerungen über die großmüthige Freigebigkeit der Franzosen belauschte, warf er das Fenster zu, indem er ihre Undankbarkeit und Ungenügsamkeit im Stillen verwünschte. Sie mochten von jetzt an noch so laut sein in der Straße, am Fenster ließ er sich nicht mehr sehen.

Endlich durfte er sich wieder ins Freie wagen, und er beschloß, bei seinen Freunden in der Stadt einen Besuch abzulegen. So wie er zur Thür herausgetreten war, lief die Nachricht von Haus zu Haus, und nah und fern riefen sie sich einander die freudige Nachricht entgegen, daß der alte Franzose Thomas wieder beinig sei. Denn die Kunde von seiner Unpäßlichkeit war schnell herumgekommen, wie Alles, was den theuren Mann betraf, und deshalb stürzte ein Jeder bei der Freudenpost an die Thür, um den alten Herrn, den der Verlust seines Sohnes so schwer betroffen, vorüberwandeln zu sehen.

Wie schritt er so stattlich einher, trotz des großen Unglücks, das ihn betroffen! Gern hätten sie ihm Worte des Trostes entgegen gerufen, aber wer hätte es gewagt, den alten Franzosen Thomas anzureden, der ernst und gedankenvoll vor sich hinblickte? So wie er aber vorüber gegangen war, wurde es laut hinter ihm her, und mit heller Stimme priesen sie die Art der Franzosen, die auch die härtesten Schläge des Schicksals mit Muth und Fassung zu ertragen wüßten. Mochten sie ihn auch nicht persönlich loben, so meinten sie doch, er werde die Anspielung schon zu deuten wissen.

Zuerst achtete er nicht auf ihre Worte; sein Geist war mit andern Dingen beschäftigt, er dachte an seine Lieben in der Ferne. Aber die Reden wollten kein Ende nehmen, und immer lauter erscholl das Lob der Franzosen, und mit Schrecken vernahm er es, wie Alles um ihn her seinen Erzfeinden zugethan sei; auch war es offenbar, daß sie absichtlich in seiner

Gegenwart ihre Gesinnung laut werden ließen. Er ergrimmte immer mehr, und als jetzt wieder dicht hinter ihm ein Lobredner des französischen Volks sich vernehmen ließ; drehte er sich rasch herum, stampfte mit seinem Stock auf die Steine und schaute grimmig dem vorlauten Sprecher ins Gesicht. Der hatte nicht sobald das zornrothe Antlitz des alten Franzosen Thomas bemerkt, als er, besorgt, er möge sich unschicklich ausgedrückt haben, schnell in der Thür verschwand, und sich nicht wieder blicken ließ. Die Andern sahen dem Auftritt verwundert zu und schwiegen voller Bestürzung. Jetzt schritt Thomson ungehindert weiter.

Als er zu seinen Freunden kam, theilte er ihnen mit, wie er die schmerzliche Erfahrung gemacht habe, daß die Einwohner so gewaltige Vorliebe für das französische Volk hätten, und als der Oberst lächelnd versicherte, solche Vorliebe habe er nie bemerkt, und die Uebrigen dieser Versicherung beistimmten, erzählte er, es sei heute nicht das erste Mal, daß ihm dies aufgefallen wäre. Vielmehr habe er solches zu verschiedenen Malen aus dem Munde von Groß und Klein vernommen; er berichtete nun den neulichen Vorfall, wo sie in hellen Haufen unter seinem Fenster das Wohl aller Franzosen ausgebracht hätten, so wie auch die Aeußerungen unmündiger Knaben.

Der Oberst blickte fragend auf seinen Schwiegersohn. Der wuste aber eben so wenig näheren Aufschluß zu geben, wie irgend sonst Jemand von der Gesellschaft.

„Mir ist, wie gesagt,“ nahm der Oberst endlich das Wort, „von einer solchen günstigen Stimmung bei hiesiger Bürgerschaft nie etwas vorgekommen. Auch ist es mir durchaus unbegreiflich, welcher Umstand diese Gesinnung sollte hervorgerufen haben.“

„Es ist nicht ungewöhnlich,“ fuhr Thomson nach kurzem Nachsinnen fort, „daß sich bei Dem und Jenem eine gewisse Zuneigung gegen einen Dritten bildet, ohne erhebliche Ursache, ja ohne daß der Mann oft selbst einen haltbaren Grund für seine Neigung angeben könnte; ich will ihn deswegen noch nicht tadeln, wenn gleich er seine Vorliebe nicht gründlich zu rechtfertigen vermag. Wenn die Leute sich nun aber absichtlich in meine Nähe drängen, um groß zu thun mit ihrer Franzosenliebe, was soll ich anders daraus schließen, als daß sie mich von Grund der Seele hassen, weil ich ein Engländer bin.“

Die Freunde hielten dafür, daß irgend ein Mißverständniß zum Grunde liegen müsse. Die Sache werde sich gewiß in den nächsten Tagen aufklären; bis dahin lasse sich nichts darüber sagen, und man müsse sich so lange gedulden.

Wenn sie aber glaubten, durch solche Redensarten den alten Herrn zu beschwichtigen, so hatten sie sich verrechnet. Er war vielmehr fest überzeugt, daß sie mehr von der Sache wüßten und, nur um seiner zu schonen, nicht mit der Sprache heraus wollten. Es ging ihm sehr nahe, auch bei denen, welche er bis dahin für seine Freunde gehalten hatte, so wenig Offenheit zu finden und nahm sich auf dem Heimwege

vor, allen Umgang mit ihnen abzubrechen. So fiel auch die letzte Schranke, und er stand ganz allein in dem fremden Lande, der zudringlichen Liebe und Verehrung eines ganzen Volkes blos gegeben.

Schon am folgenden Tage machte er die Erfahrung, daß bei dieser Angelegenheit von einem Mißverständniß nicht die Rede sein könne. Denn so wie er sich auf der Straße zeigte, wiederholte sich der gestrige Auftritt, nur daß die Leute noch ungescheuter, lauter und begeisterter die Wohlgestalt, Würde und Freundlichkeit der Franzosen priesen und sich auch nicht mehr einschüchtern ließen, wenn er die vorlauten Sprecher, die ihn durch ihre Reden gleichsam herausforderten, näher ins Auge faßte. Sie waren schon kühner geworden, suchten sich auch gar nicht mehr zu verbergen, sondern betrachteten ihn mit fröhlichem Lächeln, wiederholten auch wohl ihre freche Behauptung.

Da erkannte er, daß es gerathener sei, sich davon zu machen, als durch Widerspruch die Rachsucht und Erbitterung einer blinden Volksmenge zu erregen. „Alt England für immer!“ murmelte er halblaut, und das Bewußtsein der Größe seines Vaterlands stärkte und kräftigte ihn wunderbar, daß er schier eines Kopfes Länge größer wurde und stolzen Ganges die Straße hinunter schritt. Des Geredes der Leute aber achtete er nicht weiter, sie mochten sagen, was sie wollten.

Die aber traten aus ihren Häusern auf die Straße, schlugen die Arme über der Brust zusammen und priesen sich und ihre Kinder glücklich, daß ein gütiges Geschick einen so majestätischen alten Franzosen in ihre Mitte

geführt, und daß es ihnen vergönnt sei, die Herrlichkeit dieses Mannes zu schauen. Sie konnten nicht Worte genug finden, die Gaben und Gnaden des alten Herrn zu rühmen und schauten hinter ihm drein, so lange sie ihn sehen konnten; dann gingen sie wieder in ihre Häuser.

So verging eine Woche um die andere und es wurden Monden daraus; der Sommer kam, und die Linden vor den Häusern prangten im schönsten Grün. Alles war Freude und Leben, und die Leute saßen nach beendigtem Tagewerke vor den Thüren, um sich zu erlaben an der Abendkühle und muntern Reden.

Nur in einer Brust war es Winter geblieben, dort war der Sommer nicht eingezogen mit seinen Freuden und seiner Herrlichkeit. Thomson war betrübt bis zum Tode über die hartnäckigen Verfolgungen, welche ihm von diesem Volke bereitet wurden. Er mochte sich nicht mehr sehen lassen in den Straßen; denn wo er sich blicken ließ, da muste er die feindseligsten Reden vernehmen, und durfte doch nichts erwidern, wenn die Leute einander überboten, um seine und seines Volkes Feinde mit unverschämten Worten zu loben und sie mit aller Größe, Tugend und Herrlichkeit zu überschütten.

Er saß am Fenster und schaute in den Mond; von der Straße herauf erschallten Gesang und fröhlicher Scherz, und der Duft der Lindenblüten drang durch die geöffneten Fenster und erfüllte das Gemach.

„Das also sind die paradiesischen Freuden,“ sagte er seufzend, „die ich mir bei meinem Einzuge ver-

sprach? Bin ich nicht wie der gehetzte Hirsch? Er ist seinen Verfolgern entflohen und steht im fernen Walde mit keuchender Brust und lechzender Zunge; er hat seine letzten Kräfte aufgeboten, um diesen Zufluchtsort zu erreichen. Todtmüde streckt er sich ins hohe Gras; er kann nicht weiter. Da plötzlich ertönt von Neuem der Hörnerschall, und lauter wird das Gebell der Hunde und der tönende Hufschlag. Die Jagd braust heran, und das geängstete Wild rafft sich auf, um neue Fernen zu suchen."

„Aber wohin soll ich mich wenden? Soll ich, wie ein Feigling meinen Posten verlassen? Nimmermehr! Ich werde nicht eher von dannen ziehen, als bis meines Sohnes Verhältnisse geordnet sind; erst dann soll mich nichts mehr halten."

Armer Thomson! Sollte Dir denn im Laufe der Zeiten nie die wahre Gesinnung der Menschen kund geworden sein? Sollte es Dir nie klar geworden sein, daß sie Dich irrthümlich für einen Franzosen hielten und nur aus Liebe zu Dir die Franzosen priesen, um Dich groß zu machen? Ein Wort von Dir hätte ja hingereicht, ihren Wahn zu zerstören und Alles wieder ins rechte Geleise zu bringen.

Wirklich war ihm jener Gedanke gekommen, und als er seinen Diener befragte, bestätigte dieser es, daß man allgemein glaube, er sei französischer Nation. Da wurde ihm Vieles klar, und er war bereit, ihnen alle Unbill zu verzeihen. Auch wollte er ihnen das Wort darum gönnen und bei erster Gelegenheit Aufschluß geben.

Das hatte er denn auch gestern gethan. Als er die Straße hinunterschritt, Alles an die Thüren stürzte und das begeisterte Lob der Franzosen hinüber und herüberschallte, da trat er rasch hin zu einem der lautesten Sprecher und sagte ihm, daß solche Reden unschicklich und beleidigend seien, da er kein Franzose, sondern ein Engländer sei, der mit seinem Orlogschiff den Franzosen wacker zugesprochen habe; lange Jahre habe er gegen sie gestritten, und er und jeder Engländer, der es gut meine mit seinem Vaterlande, hielten die französische Nation für ihren Erbfeind.

Er hatte also das Wort gesprochen und somit Alles gethan, was er konnte. Aber der Erfolg war keineswegs geeignet, ihn zu beruhigen. Der also Angeredete trat bestürzt einen Schritt zurück; aber er hatte schnell seine Fassung wieder gewonnen und erwiderte mit dreistem Lächeln, er wisse das Alles recht gut. Nichts in der Welt aber solle ihn und seine Nachbarn abhalten, das Lob ihrer Freunde, der Franzosen, zu verkünden. Es gehe nichts über einen alten Franzosen. Das sei der verehrungswürdigste Mann von der Welt, die Blüte und Krone der Menschheit, und er und alle seine Nachbarn wären jeden Augenblick bereit, für einen solchen ihren letzten Blutstropfen zu vergießen.

Niedergeschlagen ging Thomson seines Weges.

„Also hätte ich mich doch nicht getäuscht," sagte er traurig, „als ich den Grund dieser Lobeserhebungen in einer persönlichen Abneigung gegen mich zu finden glaubte. Die Leute wissen, wer ich bin, und

mir zum Hohn tragen sie es zur Schau, daß sie es mit meinen Feinden halten. Mit welcher Erbitterung würde dieser Haufe dich bekämpfen, theures Land meiner Väter, wenn er so mächtig wäre, wie er hartnäckig und ergrimmt ist! Altengland für immer! Gott segne Dich, geliebtes Vaterland!"

Damit verschwand er an der Straßenecke.

Die Leute aber waren, wie er nur den Rücken wandte, sogleich voller Neugier hingestürzt zu dem Angeredeten, um zu erfahren, was der vielgeliebte Mann gesprochen. Da waren sie denn voll seines Lobes und konnten sich der Thränen nicht enthalten und fragten einander, wo noch ein zweites Beispiel von solcher Bescheidenheit zu finden sei. Ja es war die rührendste Entsagung, daß er sie selbst auf einen Irrweg leiten wollte, um nur ihrer öffentlichen Huldigung zu entgehen!

„Aber," hub Einer der Umstehenden an, „wenn es nun wirklich gegründet wäre, daß er kein Franzose ist. Er sagte es doch selbst." Da erhoben sich aber hundert Stimmen zur Vertheidigung und Ehrenrettung des theuren Mannes und warfen dem unbefugten Sprecher vor, wie er ja gar nicht einmal von St. Stephan sei, sich also auch gar nicht in ihre Angelegenheiten zu mischen habe. Daß der alte Franzose Thomas kein Engländer sei, werde ihm jedes Kind sagen können. Wenn aber Jemand eine solche Behauptung aufstellen wolle, und wenn es der allverehrte Mann selber wäre, so wüßten sie, was sie zu thun hätten und würden ihr Recht behaupten.

Das war der gestrige Auftritt gewesen, und Thomson, der jetzt keinen Zweifel mehr an der Feindseligkeit seiner Nachbarn hatte, überlegte, wie er es anzufangen habe, um ihrem Grimm zu entgehen. Vor der Hand beschloß er, seine Wohnung nicht mehr zu verlassen. Vielleicht, daß die feindselige Stimmung gemildert werden würde, wenn die Leute ihn nicht täglich vor Augen hätten.

Da verstrich ihm denn mancher liebe Tag in Einförmigkeit und Langerweile. Aus Holland war noch immer keine Antwort erfolgt, und auch von seinem Sohne erhielt er nur dann und wann einen Brief. Er durfte es selbst nicht einmal wagen, nach der Straße zu sehen; denn sobald er sich nur am Fenster blicken ließ, versammelten sich augenblicklich die Neugierigen zu Haufen und verscheuchten ihn mit ihren bekannten Stichelreden. Er mußte alle Gesellschaft mit der übrigen Welt abbrechen und lebte wie ein Gefangener.

Da kam der Herbst in's Land, und den alten Mann überfiel eine große Sehnsucht, die Eichen und Buchen zu schauen, wie ihr Laub sich röthete, und den Obstbaum mit seiner süßen Bürde. Er mußte in's Freie, und doch wollte er nicht über den Geeren. Da machte ihn sein Diener darauf aufmerksam, daß er unbemerkt durch's Hinterhaus nach der Faulenstraße gelangen könne, und freudig setzte er sich in Bereitschaft, sein Gefängniß auf einige Stunden zu verlassen und umherzustreifen in Gottes freier Natur.

Unaufgehalten kam er zum Thore hinaus; seine

Feinde hatten ihn nicht beunruhigt, so war er denn ganz sicher. Aber dennoch konnte er eine gewisse Schwermuth nicht unterdrücken, und finstere Ahnungen beschlichen ihn beim Anblicke des fallenden Laubes, das sich, braun, gelb und röthlich schimmernd, in den Furchen gehäuft hatte, ein Spiel des leisesten Luftzugs. Er setzte sich am Fuß einer schönen Linde in's hohe Gras; es war recht still und heimlich um ihn her; er gedachte nicht seiner Noth und Sorgen, und war seit langer Zeit zum ersten Male wieder ganz glücklich.

Plötzlich fährt er empor aus seinen süßen Träumen und horcht in die Ferne. Nein, er hat sich nicht geirrt, von der Stadt her Pferdegetrappel und Geschrei, wie vieler Hundert Menschen, und es nähert sich mit rasender Schnelle, und mit Windeseile braus't sie heran, die wilde Jagd, und Alles macht Halt, so wie sie in seine Nähe gelangen.

Denn trotz der Heimlichkeit des alten Herrn, ging es wie ein Lauffeuer durch die Straßen, der alte Franzose Thomas, den sie seit Monden nicht gesehen, und also auch nicht nach Würden hätten ehren können, sei vor's Thor gegangen und habe den Weg nach Uthbremen eingeschlagen. Da konnte sie auch nichts mehr zurückhalten, sie liefen in die Ställe und zäumten ihre Pferde, um so schnell wie möglich in die heilige Nähe des hochbegabten Mannes zu kommen, und wer kein Pferd hatte, mußte zu Fuße hinaus, und hatten eher keine Ruhe, als bis sie ihn gefunden.

Da standen sie denn um ihn herum, mit keuchen-

der Brust vom schnellen Lauf, schnappten nach Luft und konnten nicht zu Worte kommen. Auch kam ihnen das Ereigniß so unerwartet, daß sie noch gar nicht darüber nachgedacht, noch sich verabredet hatten, wie sie ihren Liebling würdiglich ehren und preisen sollten. Sie standen also da, Mann an Mann gedrängt, mit fliegender Brust, schauten unverwandten Blicks auf den Alten und besannen sich, was nun weiter geschehen sollte. Auch wollten sie nicht sagen und thun, wie sie immer gesagt und gethan; sie wollten ihn ehren auf ungewöhnliche Art, aber es fiel ihnen nichts bei.

Der Anblick der Männer erschreckte Thomson; die Gesichter hoch geröthet vom starken Laufen, die Augen starr auf ihn gerichtet; dabei dies unheilvolle Schweigen und das Arbeiten der Brust, wie wenn der Zorn sie zusammenpreßt und sie denselben Augenblick wieder von einander reißt, als ob er sie zersprengen wollte! Das sah er auf den ersten Blick, es gelte sein Leben, und seine Feinde seien hier im Freien zu einer That entschlossen, die sie innerhalb der Stadtmauern zu begehen sich gescheut hätten.

Flucht war nicht möglich; wie hätte der Greis diesem raschen und zum Theil berittenen Haufen entkommen sollen? Auch hielt er es für ziemlicher, seinen Feinden standhaft unter Augen zu treten, und wenn es denn gestorben sein müsse, zu sterben als ein Held und Mann und würdiger Sohn Alt-Englands.

So groß aber zuerst sein Schreck und darauf seine

Ergebung gewesen war, so gewaltig wurde jetzt seine Entrüstung, als sie das alte Spiel wiederholten und allerlei Reden ausbrachten, seinen Zorn zu reizen. Er sah es deutlich, daß sie ihn verachteten und es nicht der Mühe werth hielten, sich thätlich an ihm zu vergreifen. Er war in ihren Augen ein kindischer Greis, den man ungestraft necken und wie einen Knaben behandeln kann.

Da braus'te er auf, und er wollte ihnen zeigen, daß der Löwe, wenn er gleich alt geworden, immer noch ein Löwe bleibt, riß den Degen von seiner Seite und sprang mit blanker Waffe unter die Leute. Deß hatten diese sich nicht versehen, und flogen aus einander und suchten ihr Heil in der Flucht. Er aber hatte sich einen freien Rückzug nach der Stadt erkämpft, den er auch ungesäumt antrat. Aber vor ihren Reden war er doch nicht sicher.

Denn die flüchtige Schaar hatte sich bald wieder gesammelt. „Wir haben ihn lieb!" riefen sie, und ihre Augen leuchteten vom Feuer der Begeisterung, „wir haben ihn lieb, den alten Franzosen Thomas, wie man sein Leben lieb hat. Er will sein Lob nicht hören, das wissen wir längst, und steht ihm Solches wohl an; denn keine Zierde ist schöner für den Mann, als die Bescheidenheit, und nichts in der Welt geeigneter, seine übrigen Verdienste in das hellste Licht zu stellen. Will er aber seinen Ruhm nicht hören, so wollen wir doch nicht aufhören, ihn zu verkündigen. Zürnt er uns deshalb, so kümmert uns das nicht.

Was geht es ihn überhaupt an, daß wir ihn so lieb haben?"

Zu beiden Seiten der Straße lief ein breiter Graben her, der sie hinlänglich schützte vor dem Unmuth des alten Franzosen Thomas, und sie gingen in hellen Haufen neben ihm her, und was der Eine nicht wußte, um die Franzosen herauszustreichen, das wußte der Andere. So arg hatten sie es noch nicht getrieben, und als er seine Schritte beschleunigte, um seinen Verfolgern zu entgehen, da hörte er deutlich, wie sie sich über seinen leichten, schwebenden Gang, seine würdevolle Haltung und seine ganze Persönlichkeit aufhielten. Das Blut kochte in seinen Adern über diese Frechheit, er eilte, daß er in's Thor kam, und erreichte endlich, in Schweiß gebadet, seine Wohnung.

„Diese Schmach!" rief er, indem er sich erschöpft in seinen Lehnstuhl warf, „ich ertrage sie nicht länger. Meine Feinde verfolgen mich mit lautem Hohn auf Wegen und auf Stegen, und wenn ich mich erhebe gegen meine Verfolger, so lächeln sie über meine ohnmächtige Wuth. Was soll ich hier länger unter diesem hartnäckigen Volke? Ihre höhnenden Worte zerreißen mir die Seele, ihr spöttisches Lächeln bringt mich zur Verzweiflung. Hätte eine feindliche Kugel diese treue Brust zerfleischt im wilden Kampfe, wie beneidenswerth wäre mein Tod gewesen auf dem Felde der Ehre, statt, daß jetzt kleinliche Bosheit tausend und aber tausend Geschosse gegen dies treue englische Herz richtet, um es langsam unter den

wüthendsten Martern hinzumorden. Nein, ich ertrag's nicht länger, und gebe Gott, daß meines Sohnes Schicksal bald eine günstige Wendung nehmen möge! Ich werde ihm selbst die Entscheidung bringen und für immer einen Ort verlassen, wo jeden Augenblick tausend Zungen in Bereitschaft sind, brennendes Gift auch mich herabzuträufeln."

Er hatte sich erhoben und ging in der größten Aufregung im Zimmer auf und ab, als ihn ein dreimaliges Klopfen an der Thür seinen finstern Gedanken entriß. Er wußte selbst nicht, wie es kam, daß die frohsten Ahnungen in ihm aufstiegen. Geschäftig öffnete er die Thür, und vor ihm stand ein feiner junger Mann in Reisekleidern; das war kein Anderer, als der Bruder Cornelia's, der aus den Niederlanden gekommen war, um in eigner Person seiner Schwester die frohe Zeitung zu bringen, daß Alles vergeben und vergessen sei. Der alte Vater, berichtete er, und alle übrigen Angehörigen wären untröstlich gewesen, als Cornelia plötzlich verschwunden sei. Der allgemeine Glaube wäre gewesen, sie sei gemordet, und deshalb habe die Familie alle Schritte gethan, um den Tod der Unglücklichen fürchterlich zu rächen. Als es sich aber herausgestellt hätte, daß sie lebe und gesund sei, wäre die Freude wieder bei ihnen eingezogen, und der Vater habe kein sehnlicheres Verlangen, als den Gemahl seiner Tochter zu umarmen. In diesem Augenblicke würden im Haag schon Anstalten getroffen, um die Entflohenen würdig zu empfangen. Es verstehe sich von selbst, daß die Ein-

ladung sich auch auf den Vater des Schwiegersohns erstreckte.

„Diese Wendung der Dinge,“ hub Thomson mit freudestrahlendem Gesicht an, „kommt mir durchaus nicht unerwartet; daß aber gerade heute, gerade in diesem Augenblick die Botschaft eintrifft, das ist es, was mich mit der lebhaftesten Freude erfüllt. Ich werde Euch den Grund erzählen, wenn wir zu Eurer Schwester unterwegs sind. Hier ist es mir nicht möglich.“

Er ließ einige Erfrischungen für den lieben Gast auftragen und befahl seinem Diener, so schnell wie möglich ein paar tüchtige Pferde zu besorgen; denn in Zeit von einer Stunde werde er mit dem Herrn fortreiten. Hier sei seines Bleibens nun nicht mehr.

Der junge Niederländer lächelte über die geschäftige Eile des alten Mannes.

„Wenn Ihr Euch bis morgen gedulden wollt,“ sagte er, „so habe ich ein paar starke Gäule in meinem Wirthshause stehen. Sie sind sehr abgetrieben auf der langen Reise; aber einen Tag Ruhe, und sie werden sich unter der Pflege meines Bedienten trefflich erholt haben.“

„Auch keinen Augenblick länger in dieser Löwengrube!“ fiel der Alte mit Eifer ein. „So hat sie endlich geschlagen,“ fuhr er fort in halblauter Rede, während sein Auge durch's Fenster in die langsam vorüberziehenden Wolken sah, „so ist sie da, die Stunde der Erlösung, nach der meine Seele lechzt. Welchen Jammer habe ich erduldet, welchen Schimpf

und welche Schmach, und ich mußte in meiner Ohnmacht das Schwerste über mich ergehen lassen. Das war eine Zeit der Angst und Prüfung, die den Kummer eines langen, vielbewegten Lebens aufwiegt. Die Schrecken der Schlachten mochte ich männlich bestehen; das Sausen der Kugeln und das Mordgeschrei der Feinde machten mein Herz nicht erzittern. Aber dieser neckende Hohn, dieser ewige Spott, diese Bosheit, die im Finstern schleicht, die jeden Augenblick ihren verrätherischen Dolch nach meinem Busen zückt, ohne daß ich es sehen und hindern kann, das sind ärgere Dinge, als daß ein Sterblicher sie ertragen mag."

Jetzt theilte sich das Gewölk, das sonnige Blau strahlte herunter in milder Pracht, und dem Alten überkam ein wunderbares Gefühl von Trost und Frieden. Sein Auge strahlte in überirdischem Glanz.

„Ja," rief er nach einer Weile des freudigsten Erstaunens, „alle Qualen der Hölle habe ich erduldet viele Monden lang; jetzt aber sehe ich den Himmel vor mir offen und höre den Ruf der heiligen Heerschaaren: „Komm her zu uns, Du Langgeprüfter, komm her und gehe ein zu Deines Herrn Freude." Ich folge Eurem Rufe, ich verlasse das Land, wo schwarzer Undank und Haß den Unschuldigen verfolgt, um endlich zu wohnen, wo der Friede heimisch ist und die Ruhe."

„Aber wo werde ich es finden das Land, wo die Bosheit verstummt und die Verläumdung schweigt? Wenn ich auch meinen Aufenthaltsort ändere, dem

Fremden bleiben wir ewig fremd, und seine Liebe ist höchstens ein theilnehmendes Mitleid mit unsrer Heimathlosigkeit. Altengland, Du, mein theures Vaterland, Du öffnest mir Deine mütterlichen Arme; wird meine Sehnsucht erfüllt werden? werde ich dereinst im heimathlichen Boden ruhen?"

Der Reisende war längst aufgestanden und schaute verwundert auf den alten Mann. Im Fenster stand ein Rosenstock und hatte noch einen Spätling hervorgetrieben, eine Rose von wunderbarer Schönheit. Auf diese fiel jetzt der Blick des Greises.

„Du herrliches Symbol," rief er begeistert, und streckte seine Hand aus nach der Blume, „du herrliches Symbol von Altengland, nicht umsonst bist du noch hervorgesprossen zu so später Zeit. Das soll mir ein Zeichen sein, daß ich bald einziehen werde in das Land der Freude und des Friedens."

Er achtete nicht darauf, wie die Blume, so wie er sie nur berührte, zerfiel und in hundert Blättern herabschneite. Denn das Pferdegetrappel vor der Hausthür lenkte seine ganze Aufmerksamkeit dahin.

„Da sind die Pferde endlich," sagte er mit einem tiefen, langgehaltenen Seufzer, und es war ihm, als wenn mit diesem Seufzer zugleich alle Erdennoth und alle Schmerzen aus seinem Busen entflohen wären. „Jetzt wollen wir auch nicht einen Augenblick mehr säumen. Schnell fort von hier; keine Macht der Erde und des Himmels soll mich zwingen, jemals wieder an diesen Ort des Schreckens zurückzukehren!"

Wenn es wahr ist, daß Niemand seinem Geschick entgehen kann, so trifft die Ungunst desselben uns doppelt hart, wenn wir demselben getrotzt und es gleichsam herausgefordert haben. Keine Macht soll dich jemals wieder zurückbringen? Armer, armer Thomson!

Die Pferde standen vor der Thür und scharrten ungeduldig auf den Steinen. Ringsum aber stand eine Volksmasse, wie man sie seit undenklichen Jahren nicht auf einem Haufen gesehen hatte. Denn nicht sobald war es kund geworden, daß der alte Franzose Thomas abreisen wolle für immer, da erschallte Jammer und Wehklagen durch die Straßen. Wäre der Würgengel gegangen von Haus zu Haus und hätte alle Erstgeburt erschlagen, der Schreck und die Verzweiflung hätte nicht allgemeiner, das Klaggeschrei nicht wilder sein können. Der Ambos ruhte und der Hammer und der Hobel, eine allgemeine Wanderung entstand in den Straßen, und nach dem Geeren wälzte sich der ungeheure Knäuel. Wie man zu der Bahre eines geliebten Todten wallfahrtet, um noch ein Mal, zum letzten Mal die theuren Züge zu schauen, so stürmten sie hin nach dem Hause des Allverehrten, den man schon als einen Abgeschiedenen ansah, weil er scheiden wollte auf ewig; der Mann hatte die Knaben an der Hand, das jüngste Mädchen trug die Mutter in den Armen, daß auch die Unmündigen ihn noch einmal sehen und dermaleinst Kindern und Kindeskindern erzählen möchten von dem

alten Franzosen Thomas, den die Väter wie einen Heiligen und Engel verehrt.

So weit das Auge reichte, stand die dichte Masse, Kopf an Kopf, und Aller Augen waren auf die Thür gerichtet, aus welcher der alte Mann heraustreten mußte. Aber man hörte kein lautes Wort in der Versammlung; nur daß sich der harten Männerbrust dann und wann ein tiefes Aechzen entwand, das sie vergebens unterdrücken wollte. Die Weiber schauten mit thränenschweren Blicken, und die Kinder weinten. Dabei erhob sich ein heftiger Wind, der in wenigen Augenblicken den ganzen Himmel mit dunklen Wolken bedeckte. Aber das Gewölk konnte nicht düstrer sein, als die Ahnungen, die im Busen der Harrenden aufstiegen. Bekümmert schaute Einer auf den Andern, ob er dort vielleicht Trost finden könnte; aber auch des Nachbarn Antlitz weissagte nichts Gutes, und kluge Leute sagten es laut, daß sich unerhörte, entsetzliche Dinge vorbereiteten.

Jetzt erschien Thomson in der Thür. Eine Todtenstille herrschte ringsum; man hörte das Herz im Busen des Nachbars pochen. Der alte Mann war einigermaßen von dem Anblick überrascht. Seine Feinde standen bei Tausenden versammelt; sie mußten von seiner Abreise gehört haben. Denn er sah deutlich, wie sie weinten vor Grimm, daß sie ihre Beute fahren lassen mußten. Aber er bestieg getrost sein Roß und ritt mit seinem Begleiter durch die enge Gasse, welche die Zuschauer bildeten vom Geeren, hinter Stephani Kirchhof her, bis nach der Großen-

straße; denn sein Weg führte aus dem Stephanithore hinaus. Trotz ihrer Menge wagten sie es nicht, ihn anzutasten.

Der Niederländer war ein stattlicher junger Mann und stolzer Reiter. Aber wie sollten sie Augen haben für den, während ihr Freund und Vater dahinritt, um nimmer wiederzukehren? Ihn noch einmal zu sehen, waren sie gekommen, sich noch einmal zu weiden an der herrlichen Gestalt. So verschlang ihn denn nun Jeder mit den Augen, während er vorüberritt; wie er aber dahin war, füllte sich die Gasse hinter ihm; denn ein Jeglicher schloß sich an den Zug an, um dem Scheidenden das Ehrengeleit zu geben.

Dem jungen Mann mußte der außerordentliche Antheil auffallen, welchen das Volk an seinem Begleiter nahm. Er machte ihn darauf aufmerksam und meinte, unter solchen Menschen müsse es sich leben, wie im Paradiese.

„Mein junger Freund," sagte Thomson, „Euern Irrthum muß ich ganz verzeihlich finden. Ist es mir doch eben so ergangen, als ich hier meinen Wohnsitz nahm. Aber wie bald bin ich enttäuscht worden! Hier wohnt die Bosheit, Tücke und Hinterlist, und mich sollen keine tausend Teufel wieder zurückbringen."

Der Zorn übermannte ihn und unwillkührlich hieb er seinen Hengst mit den Sporen in die Weichen. Das kam so unerwartet, daß sich das edle Thier entsetzte, mit einem raschen Sprunge auf die Seite

fuhr und seinen Reiter heftig gegen die Kirchhofsmauer schleuderte.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch das ganze Volk, ein Schrei, der durch Mark und Bein drang. Dann hielt ein Jeder an sich und reckte den Kopf empor, um zu sehen, ob Thomas sein Roß wieder besteigen und fortreiten würde; aber er stieg nicht wieder hinauf, und als bald darauf das Pferd hinweggeführt wurde, da wurde ihnen die Wahrheit offenbar.

Mit scheuer Ehrfurcht wichen sie zur Seite, als jetzt vier Männer eine Bahre vorübertrugen; auf derselben lag der Greis mit geschlossenen Augen, das blasse Leichenantlitz mit Blut besprützt. Unmittelbar dahinter ging der junge Niederländer, der alle Fassung verloren hatte bei dem unerwarteten, unglücklichen Ausgang. Dann folgte alles Volk in schweigender Trauer. Keiner sprach eine Sylbe, aber die Thränen, die unaufhaltsam die Wangen überströmten, zeugten lauter von ihren Empfindungen, als tausend leere Worte. Da trugen sie den Armen in sein Haus.

Das Gewitter war jetzt heraufgestiegen und entlud sich mit furchtbarer Gewalt. Blitz und Donner war eins, und der Regen ergoß sich in Strömen. Aber die Liebe zu ihrem Günstlinge trotzte den Schrecken der Natur, und Keiner rührte sich von der Stelle. Der Arzt war gerufen, und wie hätte es Einem einfallen können, sich nach Haus zu begeben, ehe er ein beruhigendes Wort vernommen.

Wenige Augenblicke nachher trat der Arzt wieder heraus, und die begierige Menge stürzte hinzu, um seinen Ausspruch zu vernehmen. Das war aber kein tröstlicher Bericht; der Mann sagte, daß die edelsten Theile verletzt wären, daß der Kranke ohne Rettung verloren sei und schon im Sterben liege.

„Der alte Franzose Thomas stirbt," schrie Alles entsetzt, und Keiner wuste zu rathen und zu helfen. Die Leute liefen verwirrt und voller Verzweiflung durch einander, und dazwischen stürmten die Elemente.

Da traten einige wohldenkende Männer hervor und straften die Uebrigen, daß sie so gänzlich den Kopf verloren hätten. „Menschliche Hülfe," sagten sie, „ist hier fruchtlos, wie der Meister gesagt; aber menschliches Mitleid und menschliche Theilnahme, sind die nicht Balsam für das wunde Herz? So laßt uns ihm denn zum letzten Male zeigen, was er uns gewesen ist; immer suchte sich der herrliche Mann den Aeußerungen unserer Liebe zu entziehen. Jetzt liegt er gefesselt auf seinem Sterbelager, er kann uns jetzt nicht mehr entgehen. So sollen denn unsere Worte frei und ungehindert dahin fließen, ihm zum Trost in seiner bittern Noth.

Darauf erschallte das Lob der Franzosen und ihres Landes von begeisterten Lippen, und die Uebrigen fielen ein; das Lob der Franzosen erklang, wie noch nie zuvor, und dazwischen krachten heftige Donnerschläge; der Eine bestrebte sich noch lauter zu reden, als der Andere, damit den Hausbewohnern auch nicht eine Sylbe entgehen könnte. Die ältesten Leute wusten

sich einer so aufgeregten Volksversammlung nicht zu erinnern.

Thomson aber saß aufrecht in seinem Bette und drückte leise die Hand des Gastes, der tief bekümmert vor ihm stand. Er wollte reden, wenn das Getümmel vor der Thür aufbrauste in ein wildes Lebehoch für seine Feinde; aber er war zu schwach, und sein Bemühen war vergebens. Er wurde immer matter, und seine Blicke umnebelten sich; leise sank er auf sein Lager zurück. Jetzt schallte von Neuem ein Hoch durch die Lüfte, länger und anhaltender, wie die Vorigen, und dazwischen brüllte der Donner. Da fuhr Thomson empor, winkte mit drohender Gebärde gegen das Fenster und fiel mit dem vernehmlichen Ausruf: „Altengland für immer" ins Kissen zurück. Das Leben war entflohen, und das Sehnen seines müden Geistes nach dem Lande der Ruhe und Freiheit befriedigt.

Als aber draußen die Nachricht von seinem Ableben bekannt wurde, da meinten sie, sie hätten jetzt ihr Möglichstes gethan, und mit heiserer Stimme ermahnte der Eine den Andern, er solle für jetzt nur ruhig zu Hause gehen.

Der Niederländer blieb nun in der Stadt zurück und sendete an seinen Schwager einen Boten. Mortaigne und seine Gemahlin trafen auch schon am folgenden Abend ein. Die Letztere war untröstlich, daß die Freude des Wiedersehens durch dieses schreckliche Ereigniß getrübt worden; auch Mortaigne war ernster, wie gewöhnlich bei dem Tode des Mannes,

der ihm mit solcher Treue den Vater ersetzt hatte. Auch fiel es ihm auf, daß die trübe Ahnung des Alten beim Abschiede eingetroffen sei, und noch dazu zu einer Zeit, wo alle Hindernisse beseitigt wären, so ganz unmittelbar vor dem Wiedersehen. Das machte ihn sehr traurig.

Bei der Beerdigung gaben die Verwandten und Befreundeten aus der Stadt der Leiche das Ehrengeleit; dann aber schlossen sich noch viele hundert Männer an den Zug an, Alle in tiefster Trauer und ein Jeder drängte sich hinzu, als der Sarg eingesenkt wurde, um eine Handvoll Erde auf den geliebten Todten zu werfen. Sie sprachen nicht mit einander; ihre Trauer war zu groß, und nur beim Auseinandergehen drückten sie sich gegenseitig die Hände und sagten unter Seufzen: „So einen alten Franzosen bekommen wir nun und nimmermehr wieder.“

Mortaigne reiste mit seiner jungen Frau und deren Bruder nach dem Haag, und lebte dort noch viele Jahre an der Seite der liebenswürdigsten Gattin. Es war ein leichtfertiger, munterer Herr, der nicht gern an das traurige Ereigniß zurückdachte. Er liebte es nicht, wenn von dem alten Thomson viel die Rede war, und in Kurzem war derselbe vergessen.

Das war aber nicht der Fall bei den treuen Seelen auf St. Stephan. Da sprach man die langen Winterabende von nichts als von dem alten Franzosen Thomas, und Jeder war seines Lobes voll.

Als aber der Frühling kam, pflanzten sie die schönsten Blumen auf sein Grab und stellten ein steinernes

Kreuz darüber, woran mit großen Buchstaben zu lesen stand:

Hier
ruhet in Gott
der alte Franzose Thomas.

XXXX.

Mord in Eden Keller.

Am 22sten December 1662 wurde am Markt eine Verschreiung gehalten, wegen der Entleibung der Gesche Elmers, und der Thäter, als zur Zeit noch unbekannt, friedelos gelegt.

Aber es wurde bald ermittelt, daß sie von Anna Falkenborg ermordet sei, und schon nach vier Wochen (21. Jan. 1663) erhielt diese den verdienten Lohn. Sie ward beim Galgenberge geköpft und darauf gerädert, das Haupt auf einen Pfahl gesteckt und der Körper aufs Rad geflochten. Auf die Verwendung ihrer Anverwandten widerfuhr ihr die Gnade, daß sie nicht lebendig gerädert wurde.

Die Mörderin war erst siebzehn Jahr alt und hatte die blutige That am 17ten December 1662 bei später Abendzeit verübt. Mit drei Beilhieben hatte sie ihr Opfer getödtet, darauf Kisten und Kasten aufgebrochen und Geld und Gut, zum Belauf von 52 Thalern und 15 Groten, herausgenommen.

Diese Mordthat ereignete sich in Eden, später Lönings Keller, auf der Langenstraße, an der Ecke des

Jacobi Kirchhofs belegen. Die Ermordete war eine alte, betagte Person, bei 96 Jahren alt und ledigen Standes. Sie ward insgemein auch Gesche mit der Kolpen genannt.

Das Bildniß der Mörderin hat sich bis auf unsere Tage erhalten; es befindet sich gegenwärtig auf dem Stadthause. Das Gesicht ist blaß und unheimlich, und das Beil in ihrer Hand deutet auf die beabsichtigte oder schon vollführte That.

Noch merkwürdiger ist es aber, daß sich auch die Mordwaffe, jenes Beil selbst, ebenfalls noch vorfindet.

XXXXI.

Hans von Pommern.

Am 30. August 1582 wurde Hans von Pommern, ein Kapitain des Königs von Spanien, der etliche Bremer und Hamburger Schiffe über seine Bestallung gestreift, in Bremen hingerichtet und der Kopf auf den Pfahl gesetzt.

Er sollte schon am 26sten gerichtet worden sein. Als er damals aber vor Gericht gebracht wurde, entschuldigte er sich gewaltiglich und brachte es endlich sogar dahin, daß die Sitzung für diesmal aufgehoben und er einstweilen wieder ins Gefängniß gebracht wurde.

Seine Frau, die in des Bischofs Haus zur Herberge lag, hatte viele von den vornehmsten Frauen des Tages bitten lassen, mit ihrem Manne zum Begräbniß zu gehen; die waren schon längst vor dem Thore und warteten auf seine Ankunft, als ihnen die

Kunde gebracht wurde, daß das Gericht für den Tag aufgehoben sei, worauf sie sich denn wieder nach Haus verfügten.

Der Pfahl, auf welchem der Kopf des Hingerichteten befestigt war, wurde einige Zeit nachher abgesägt und der Kopf weggenommen. Es wurden deshalb vielerlei Erkundigungen angestellt, aber vergebens; der Thäter konnte nicht ermittelt werden.

XXXXII.

Schinrink's Stein.

Im März des Jahres 1571 grub der Todtengräber auf St. Anscharskirchhofe etliche Gebeine aus. Darunter war ein großer Stein, der zwei Pfund und zwanzig Loth wog; der war löcherícht und saß im Schmier und war so groß, wie zwei Hände. Den hatte im Leibe gehabt ein Glasmacher, genannt Schinrink, bei seinen Lebzeiten in der Piperstraße wohnhaft. Es war ein dicker Mann gewesen und allezeit krank, so daß er des Glaubens war, er müsse bezaubert sein. Er gebrauchte auch vielerlei Mittel, wie ihm gerade der und jener rieth, und wollte doch nichts helfen gegen sein Gebrechen, so daß er endlich daran sterben mußte.

Also wurde lange nach seinem Ableben die Ursache seines Todes doch noch offenbar. Den Stein aber hob der Todtengräber sorgfältig auf und zeigte denselben vielen Leuten, Wunders halber.

XXXXIII.

Die Gründung der Stadt Riga durch die Bremer.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts wohnten reiche Kaufleute in der Stadt, welche darauf sannen, ihrem Handel neue Absatzwege zu verschaffen. Sie richteten ihre Blicke auf die entlegenen Gestade der Ostsee, welche der Volksglaube jener Zeit mit fabelhaften Ungeheuern bevölkerte. Ein regelmäßiger Verkehr nach jenen Gegenden fand noch nicht Statt, höchstens daß ein dänisches oder schwedisches Raubschiff die dortigen Gewässer durchschnitt, um nach Beute zu spähen. Nach jener unwirthbaren Küste also stand der Bremer Sinn und sie nahmen deshalb einen Mann in Dienst, der fremder Länder und Menschen kundig war und übertrugen ihm die oberste Leitung. Auf der Ostsee wurden sie von einem gewaltigen Sturmwind ergriffen, so daß sie sich glücklich schätzen musten, als sich ihnen die Mündung eines Flusses zeigte, in welchem sie Schutz gegen die Witterung finden konnten. Dieser Fluß war die Düna, so aus Rußland kommt und läuft durch Lievland in die Ostsee.

Nun gränzten die Lieven, Seelen und Litthauer an einander, die sammt den Curen oft von dem Könige von Dänemark waren bekriegt worden, besonders, ehe die Dänen und Norweger zum Christenthum gebracht waren, wo sie als wilde Seeräuber die Meere dnrchzogen. Holtbrod, der Schwedenkönig und Harald VI. König von Dänemark machten häufige Einfälle ins Land. Auch Canut IV., König von Dänemark,

eröffnete mit Ernst den Krieg gegen die Esthen und Curen, und wollte den christlichen Glauben bei ihnen einführen; dazu konnte er sie nicht zwingen; allein er brachte sie dahin, daß sie ihm Tribut gaben.

Als nun die von Bremen durch die Gewalt des Sturms in die Düna getrieben wurden, fuhren sie mit Sorgen darin. Da meinten die Heiden nicht anders, als daß es Feinde wären, sammelten sich derhalben mit Haufen in großer Eile zu Wasser und zu Lande und fielen das fremde Volk grimmig an mit Schießen und Schlagen.

Die Bremer wehrten sich, als Männern geziemt, und leisteten einen hartnäckigen Widerstand, so daß viele von den Heiden erschlagen und verwundet wurden. Sie begehrten deshalb Waffenstillstand, vornehmlich, dieweil sie verstunden, daß die Fremdlinge nicht in feindlicher Absicht erschienen, sondern als Kaufleute. Es wurde also erstlich ein Stillstand geschlossen und darauf ein wirklicher Friede.

Da gingen die Bremer ans Land und kaufschlagten mit den Eingebornen. Die brachten mancherlei Erzeugnisse des Landes zu Kauf und Tausch und baten ihre neuen Freunde, ihren Besuch zu wiederholen. Wäre es auch, daß sonst noch der und jener von den Ihren mitzukommen Lust hätte, der sollte gleichfalls ihr Freund sein.

Darauf schenkten diese Kaufleute den Heiden Wein und Meth und fuhren wohlbeladen mit Freuden zu Haus und brachten viel seltsames, neues Dinges aus dem Lande mit zu Bremen.

Nach der Zeit kamen sie häufiger nach jenen Küsten und trieben mit den heidnischen Einwohnern einen friedlichen Handel.

Solches vernahm ein Kanonikus zu Segebarden, genannt Meinard. Der wurde von brünstigem Verlangen ergriffen, diese Heiden zu bekehren und erbat sich vom Bischof Hartwig und dem Kapitel zu Bremen die Erlaubniß, sich dorthin zu begeben und den blinden Heiden das Evangelium zu predigen.

Er fuhr also mit jenen Kaufleuten, welche diesmal sechs Meilen weiter ins Land gingen; und während sie der Handlung nachzogen, bemühte sich Meinard um das Seelenheil der Heiden. Er sang und las ihnen die Messe, predigte und begann ein Haus zu bauen auf einem Holm oder Eiland in der Düna, wo nachher das Schloß Kerkholm erbaut wurde, und verweilte dort so lange, bis er die Landessprache erlernt hatte.

Auch bauten die Kaufleute ein festes Haus, zum Schutz ihres Handels, Ickesfühl oder Irkuhl genannt, in dessen Nähe sich gar bald noch viele andere Kaufleute aus Deutschland ansiedelten. Dort wurde ein ausgebreiteter Handel getrieben.

Den Bremern aber, welche zuerst ins Land gekommen waren, bot sich eine unerwartete Gelegenheit dar, sich schnell zu bereichern. Denn man sagt, daß sie das Werk, da der Honig herausgenommen wird, hin und wieder bei Haufen im Lande gefunden, und also groß Gut an Wachs bekommen haben, dessen Nutzen und Gebrauch die Eingeborenen nicht wußten.

Als nun Meinard mit seinem Predigen und gottesfürchtigen Wandel ein Ansehen unter den Heiden erlangt hatte, da trat zuerst ein reicher Mann, Namens Köpe, ein Lievländer, hin und ließ sich taufen, und ein Theil seiner Freunde mit ihm. Solches war den Christen eine große Freude.

Aber die übrigen Heiden, als Litthauer, Russen, Esthen und andere wurden sehr zornig bei der Nachricht, daß das Christenthum beginne im Lande einzureißen, dessen Einführung doch die Könige von Dänemark mit all' ihrer Macht nicht hätten erzwingen können. Das suchten sie auf jede Weise zu hindern und schlugen viele Christen todt heimlich und öffentlich.

Doch gab Gott seine Gnade, daß die Heiden, welche die Düna hinauf wohnten, nämlich die Lieven, sich endlich zum christlichen Glauben gaben und viele sich taufen ließen.

Als nun die Sache soweit gediehen war, wurden die Christen im Lande zu Rath, den Meinard nach Rom zu senden, um vom Papst Trost und Beistand zu erflehen. Also zog Meinard mit Köpe und einigen Kaufleuten dorthin und entdeckten dem Papst ihr Begehren nach einem Bischof.

Da der Papst diese Rede hörte, fragte er mit allem Fleiß nach des Landes Gelegenheit, und wie es gekommen wäre, daß Köpe sich habe taufen lassen.

Solches Alles berichteten sie ihm und sprachen von der großen Macht der Litthauer, Semigalen, Letten, Curen, Esthen und der Uebrigen, die den Christen große Drangsal anthäten; und wie sie hofften, daß die Lieven,

obwohl zur Stunde noch blinde Heiden, sich doch bald bekehren würden.

Als nun Köpe diesen Bericht abgestattet hatte, trat auf Meinardus, der verzeichnet hatte fein ordentlich, wie es gekommen war, daß Köpe sich hatte taufen lassen, und wie sich die umliegenden Heiden dagegen gelegt aus allen Ländern. Schließlich erbaten die Gesandten sich einen Bischof für ihr Land.

Dieweil nun der Papst aus Meinards Reden wohl sah, daß er ein frommer und gottesfürchtiger Mann war, auch aus den Reden seiner Begleiter vernahm, mit was Arbeit und Gefahr er der Ausbreitung des Christenthums im Lande obgelegen, da weihte er ihn zum Bischof von Lievland.

Der Pabst war herzlich froh über diesen Zuwachs der christlichen Kirche; die Gesandten aber zogen sammt ihrem Bischofe mit großer Freude wieder in ihr Vaterland, sonderlich Köpe, der erste welcher sich im Lande hatte taufen lassen, dem auch der Papst insbesondere seinen Segen ertheilte.

Bei ihrer Heimkehr wurden sie mit großen Ehren empfangen. Meinard that nach wie vor, predigte und wendete großen Fleiß an, die Heiden zu bekehren. Als eine Theurung ins Land kam, gab er alle Speisen dahin, Korn und was er sonst vermochte, um Gotteswillen, also, daß er selber Noth litte; doch sandten ihm die Kaufleute Brot nach ihrem Vermögen. Alles Geld verschenkte er und hieß auch seinen Amtmann geben den Armen, so daß auf eine Zeit Kisten und Kasten leer waren; nun kam der Amtmann durch einen Zufall

darüber und fand Alles wohl gefüllt. Da ließ Meinard die Armen zu sich entbieten und vertheilte den Segen unter sie mildiglich.

Zu seiner Hülfe hatte er einen geistlichen, andächtigen Mann um sich, der war Albert geheißen, ein Abt zu Lockum. Auch dieser predigte und arbeitete unverdrossen, um die Heiden zu bekehren.

Drei und zwanzig Jahr lang verwaltete Meinard sein Amt mit großer Treue. Da starb er gottselig in dem Herrn und wird für heilig gehalten in Lievland bis auf den heutigen Tag.

Zu jener Zeit war in all' den Ländern, welche jetzt mit einem gemeinsamen Namen Lievland genannt werden, nicht eine Stadt und wenig Burgen.

Nach Meinards Tode sandten die Christen in Lievland an den Erzbischof zu Bremen Hartwig II., um einen andern Bischof. Der ordinirte den Berthold, der seinen Schaafen treulich vorstand, dabei er auch sein Leben gelassen.

Denn im Jahr 1193 begann er mit Hülfe der Bremer Bürger die Stadt Riga zu bauen. Das wollten die Esthen wehren, und darüber wurde Bartholb mit 1000 Mann erschlagen.

Darauf sandte Hartwig den Albert wieder dahin, einen bisherigen Kanonikus zu Bremen; der richtete den Schwertbrüder-Orden im Lande auf.

Zu Bartholds Zeiten begannen übrigens jene Kriege, deren Schauplatz Lievland noch viele Jahre hindurch war. Denn die Russen und Litthauer überzogen die Christen bei Köpenhausen, wo es zu einer

bedeutenden Schlacht kam. Daselbst blieben todt 300 Christen. Auch wurde Köpe stark verwundet zu Hause getragen. Der klagte über nichts so sehr, als daß er nicht auch fünf Wunden erhalten hätte, wie Christus, sein Herr, der um seinetwillen sein Blut vergossen. Danach starb er und nahm ein seliges Ende.

XXXXIV.

Pölke Stubben und Gretke Kramers.

Am 21. December 1603 sind, gegenüber dem Hopfenhause, wo die Herren Bürgermeister zu sitzen pflegten, zwei Zauberinnen vor Gericht gebracht; die Eine, Gretke Kramers, welche der Stöckerknecht leblos im Gefängniß gefunden, auf einem Racker- oder Schinderkarren, Pölke Stubben aber lebendig. Sie wurden demnächst hinausgeführt und Beide verbrannt.

Gretke Kramers hatte bekannt, daß sie die Zauberei von einer gewissen Catharina, nicht weit von der Glockenstraße, beim Walle wohnhaft, erlernt, welche sie unterrichtet habe, wie sie zwei Mäuse machen könnte. Catharina habe einen gestielten Topf genommen, Wasser hineingethan und dabei gesprochen: Lasset uns frei umrühren, so werden Mäuse davon; dann habe sie sich des Ausrufs bedient: „So helfe mir Gott und hunderttausend Teufel.“ Da wären die beiden Mäuse fertig gewesen.

Gretke sagte außerdem, Satanas habe ihr sehr nachgestellt; zum ersten Male hätte sie ihn bei der Bischofsnatel gesehen, wohin sie von Catharina mitgenommen sei. Da wäre Trommelns und Jammerns genug gewesen, und dort hätten sie getanzt. Wenn sie hingewollt hätten nach dem Tanzplatz, hätten sie nur nöthig gehabt, sich auf eine Schwinge zu setzen in tausend Teufel Namen; dann könnte man wohl reiten. Catharina habe sie dem Satan vorgestellt.

Wie sie aber den Tanz auf der Bischofsnatel gehalten, wären ihrer drei gewesen. Sie hätten auf dem Wall bei der Bischofsnatel, recht hinauf nach dem Rondeel, nach St. Magnus Thurm herum, getanzt. Der Spielmann wäre ein kleines Männchen gewesen; der habe auf einem gläsernen Dinge gespielt, ähnlich einem Leuchter.

Ihr Buhle hieße Federbusch; der sei schwarz gekleidet, und trage einen schwarzen Hut mit weißer Feder.

Satanas habe versprochen, ihr in allen Nöthen beizustehen, auch reich zu machen. Er habe aber sein Versprechen nicht gehalten.

Als sie ihren Bund gemacht habe mit Satan, seien nachfolgende Worte gebraucht:

„Ich will mich geben an meinen Mann und mich zu ihm geben."

„Ich will mich von dem himmlischen Vater abgeben."

„Tritt zu mir und verlaß den himmlischen Vater."

„Man muß ihm folgen und verlassen den himmlischen Vater."

„Man muß ablassen von dem Herrn.“

„Laß von dem Herrn Christo und hange mir an.“

„Ich will folgen, wo er mich haben will; so lange, als ich lebe, will ich dem Teufel treu und hold sein.“

Federbusch hätte sich dagegen so verbunden, daß er ihr ein Stück Goldes gegeben, so aber des folgenden Tages über alle Berge gewesen; sie habe ihm ein Schnupftuch verehrt.

Noch vor acht Tagen wäre Satan bei ihr im Garten gewesen; wie viel mal er aber überall bei ihr gewesen, das könne sie nicht sagen.

Sie hatte einen vom Satan angefertigten Topf mit Salben; wenn man sich damit bestreiche in des Teufels Namen, könne man kommen, wohin man wolle.

Schließlich gestand sie noch, daß sie den christlichen Glauben, die zehn Gebote und das Vater Unser nicht, wie es einem Christen anständig, beten könne.

Pölke Stubben Bekenntniß war folgendermaßen:

Die Zauberei hätte sie von ihrer Wase Gretke erlernt und dieselbe über zwanzig Jahre ausgeübt. Besonders hätte dieselbe sie unterwiesen, eine Salbe anzufertigen, vermittelst welcher sie ihren Feinden allerlei Ungemach zufügen könnte.

Gretke hätte ihr einen Buhlen, Namens Lucifer, zugefreiet. Der sei groß von Person, mit grünen Kleidern und trage einen schwarzen Federhut. Er habe sie sehr häufig in Gretken Hause besucht. Seine Hände seien von außen, wie Eisen anzufühlen, inwendig aber weich, wie ein Schwamm. Das Geld, was er ihr auf die Treu gegeben, habe sich verwan-

delt und wäre nachher gewesen, als was man in den Pferdeställen findet. So schlecht hätte er sein Versprechen gehalten, sie reich zu machen; hernach habe er sie gänzlich verlassen.

Sie habe auch eine Salbentopf von Gretken bekommen, um damit Menschen und Vieh zu beschädigen, was sie denn auch an einem Pferde, fünf Kühen und zwei Ochsen versucht habe, die davon wirklich gestorben seien.

Wichmann Botterbrots Sohn hätte ihr das Buch gegeben, um es an Raetken Sohn zu geben. Diesem Letztern habe sie es auch angethan, indem sie ihm die Ohren und den Körper bestrichen.

Mit dem Teufel habe sie nächtliche Tänze aufgeführt; wie sie aber an Ort und Stelle gelangt sei, könne sie nicht sagen. Der Tanz aber wäre auf der Domsheide gehalten, von der Schule nach Herrn Dr. Drosten Hof herunter. Der Spielmann habe auf einer gläsernen Trommel gespielt.

Ihre Verbindung mit dem Teufel hätte auf sieben Jahre gelautet. Sie habe wohl zuerst sich dawider gesträubt; wenn sie aber habe beten wollen, hätte der Böse sie nicht in Ruhe gelassen.

In diesen sieben Jahren sei er eilf Mal bei ihr in ihrer Wohnung gewesen. Auch seien ihr die Worte noch sehr wohl erinnerlich, die bei dem Bunde gesprochen wären. „Das walte Gott, der Teufel und all sein Anhang. Sieben Jahr will ich dein eigen sein.“ Solche Verbindung sei im Hastedter Felde

geschehen, da sie Gott im Himmel abgeschworen auf nachfolgende Art, wie Satanas ihr vorgesprochen:

Ich verschwöre dich, Gott, und verschwöre dein Angesicht, nimmer Theil an dir zu haben in den sieben Jahren. Als sie Jesum Christum dabei habe mit erwähnen wollen, hätte sich der Teufel dagegen gesetzt.

Der Satanas habe ihr Macht gegeben zwei Buhlinnen aus der Erde kommen zu lassen; sie habe alsdann folgende Worte gesprochen:

„Ich beschwöre dich bei Gott und allen seinen Engeln, und den Teufeln, daß du, Jungfer Alheid kommest und in des Teufels Namen Henrich Raetken sein eigen und Braut seist.“

Diese Jungfrau habe sie alsdann zu Raetken ins Haus geführt; der aber habe gesagt, daß er zum Heirathen noch viel zu jung wäre. Der Jungfrau Hände seien gewesen wie Schneehände, der eine Fuß aber wie ein Hühner-, der andere wie ein Kuhfuß gewesen.

Soviel von der Jungfrau Alheid. Die andere wäre Jungfer Jannecken gewesen, die sich ebenfalls eingestellt hätte, wenn Sie dieselbe bei Namen gerufen.

Sie hätte Raetken in die Lehre genommen und allerlei feine Stücke gezeigt. Wenn er die Galle von einem Hunde und Bleiweiß vermischte und damit in des Teufels Namen die Schlösser bestriche, so würden sich dieselben aufthun. Er könne solches auch dadurch bewerkstelligen, daß er Herz und Blut von einer Fledermaus nähme und mit der Hundsgalle vermischte. Damit müßte man auf Blei schreiben und dies vor

die Schlösser halten. Auch hatte sie ihm gesagt, wenn er seine Eltern verderben wolle, möchte er ihr nur Eier, Töpfe, Haar und einen Teller bringen.

Sie bekannte ferner, daß sie Alles, was im Buche stände, einem Knaben dictirt hätte. Auch daß sie dem unchristlichen Glauben zugethan sei und dem Teufel das Versprechen gegeben habe, solchen möglichst weiter zu verbreiten.

Endlich legte sie noch ihr Glaubensbekenntniß ab, wie sie es verschiedenen Knaben beigebracht. Zum Schluß möge hier noch der Eingang desselben stehen:

„Ick glove an den Forsten der Welt, den allmächtigen Schepper Himmels und der Erden und an den Düvel, sinen enigen gebornen Sohne, unsen Heren, de entfangen is van den bösen Geest, gebaaren uth Maria ꝛc.“

XXXXV.

Das verhängnißvolle Dutzen.

Henrich Drade mußte den 16. September 1603 auf fünf Jahr die Stadt verschwören. Er hatte eine Frau, der er Geld schuldig war, jämmerlich geschlagen, als sie ihn darum ansprach. Dazu hatte er seinem Vater mit Gewalt ein Pferd aus der Weide genommen, und als dieser ihn vorladen ließ, hatte er den Vater in Gegenwart des Präsidenten gedutzt, J. Edl. den Brief aus der Hand genommen, entzwei gerissen und seinem Vater vor die Füße geworfen.

XXXXVI.

Der blutige Bruderkuß.

Im Jahre 1400 wurden die von Bremen feind den Häuptlingen Lübben Siebeth und Nannen Duiren und dem ganzen Rüstringerlande, von der Heete an bis zur Jahde, und vertrugen sich mit Junker Moritz von Oldenburg und den Stiftsgenossen auf nachfolgende Weise. Moritz sollte fünfzig Reiter stellen, die Stadt hundert und die Stiftsgenossen sechszig. Außerdem sollte ein jeder der Bundesgenossen soviel Fußvolk aufbringen, als ihm nur immer möglich sein würde. Moritz und die Stiftsgenossen sollten für ihren Schaden selber stehen; als Ersatz aber wurde einem jeglichen der dritte Theil des Raubes und aller Gefangenen zugesichert.

Der Stadt aber sollten alle Kirchen, Burgen und heilige Güter zu Theil werden; war sie doch der Reise eine Ursache. Auch mußte sie das ganze Heer mit Speise und Trank und Futter für die Pferde versehen.

Es kamen allda mehr denn 6000 Kriegsleute zusammen; denn was zu beiden Seiten der Weser wohnte, das zog mit, auch ein Theil ungebeten.

Mit diesem stattlichen Heerhaufen fielen sie also ins Land und rückten vor bis an die Heete.

Als sie nun zu Pferde und zu Fuß über das Wasser zogen, da wurden die Friesen flüchtig, und was nicht floh, wurde erschlagen oder gerieth in Gefangenschaft. Da bat Dido Onneken und seine Friesen,

der Rath möchte Langewarden nicht beschädigen; die Häuptlinge sollten der Stadt geloben und schwören. Auch sollten die Kirchen den Bremern offen stehen, ihre Feinde daraus zu beschädigen.

Durch diese Unterwürfigkeit gelang es Dido, den Zorn der Bremer von sich abzuleiten, und Johann Vallehr, ein junger bremischer Hauptmann, brachte ihm nach Langewarden die Versicherung, daß seine Güter unangetastet bleiben würden.

Die Friesen hatten es übrigens ihren Feinden sehr erleichtert, große Beute zu machen, da sie all' ihr Vieh auf einen Haufen zusammengetrieben hatten. Unweit Langewarden nämlich war ein großer, schöner Plan und Gron, der fast nicht zu übersehen war. Dorthin hatten die Feinde, von der Heete an durch das ganze Land ihre Ochsen, Kühe, Pferde und Schafe zusammengetrieben, in der Hoffnung, hier werde es frei und sicher sein. Denn sie glaubten nicht, daß die Bremer so weit ins Land kommen würden.

Bei diesem lockenden Anblick zogen die Bremer eilends dahin, und die Beute, welche ihnen hier zu Theil wurde, ist in diesen Orten nicht mehr gesehen.

Dies Ereigniß rettete Viele vom Verderben, die sonst unerrettbar verloren gewesen wären. Denn die Sieger hatten ihr einziges Augenmerk auf den ungeheuren Raub, und wie sie ihn zusammenhalten und aus dem Lande führen möchten.

So blieb das Kirchspiel, welches an der Jahde liegt, unbeschädigt, so wie auch die Iselwerder, und Reinecke der Häuptling mit seiner Burg, obgleich

diesem Letztern der Rath am meisten gram war von allen den Gegnern, und gerade ihn am Liebsten gezüchtigt hätte.

Die Beute war den Bremern so hinderlich an ihrem Fortkommen, daß sie die Nacht mitten im Lande in einem großen Dorfe bleiben mußten, und es war ein Wunder, daß sie das Dorf nicht verbrannten. Es leuchteten so viele Feuer im Dorfe, daß es so hell war, wie beim Mondschein. Die Leute hatten ihr Heu und Korn eingebracht und nahe bei einander gelegt, welches Alles verbrannte.

Erst gegen Morgen wurde es stiller im Lager; nur hie und da, an den äußersten Enden des Dorfes flackerten noch die Feuer der Wachtposten. Die übrige Mannschaft lag in tiefer Ruhe in Häusern, Scheunen und Gärten. Nur in einem Hause brannte noch die Lampe und gab Zeugniß von der Schlaflosigkeit seines Bewohners. Das war der junge Hauptmann Ballehr, der die Unterhandlungen auf Langewarden zum Schluß gebracht hatte.

Der aber hatte keine Augen für die unermeßliche Kriegsbeute, welche dem Heer zu Theil geworden war, sondern all' sein Sinnen und Trachten stand nach einer andern Beute, welche er für die köstlichste hielt auf Erden, und welche er zu gewinnen trachtete.

Auf Langewarden nämlich lebte eine Verwandte der Häuptlinge; die hatte er gesehen, wie sie dort waltete in stiller Häuslichkeit, und je öfter er sich das Bild des Mädchens zurückrief, desto stärker wurde seine Ueberzeugung, daß dies das Wesen sei, dem er

sein häusliches Glück werde zu verdanken haben. Dieser Gedanke beschäftigte ihn die ganze Nacht und ließ ihn nicht schlafen. Gegen Morgen endlich stand sein Entschluß fest, hinüberzureiten und die nöthigen Schritte zu thun, um mit einem Schlage seine peinliche Lage zu endigen.

Den stolzen Häuptlingen stand es freilich nicht an, daß sich ein Bremer Bürger so ohne alle Umstände in ihre Familie eindrängen wollte. Doch wagten sie es nicht, dem jungen Manne, der mit den angesehensten Geschlechtern der Stadt in verwandtschaftlichen Verhältnissen stand, eine abschlägige Antwort zu geben und verwiesen ihn auf die Entscheidung des Mädchens selbst; durch die Weigerung der Häuptlingstochter, meinten sie sich des unangenehmen Handels zu entledigen, ohne daß der junge Mann ihnen zürnen könne. Denn sie erwarteten, das edle Blut der freien Friesin werde aufwallen vor Unmuth bei dem Gedanken an eine solche Verbindung.

Aber sie hatten sich verrechnet; als das Mädchen gerufen und befragt wurde um ihre Meinung, reichte sie, ohne sich lange zu besinnen, dem jungen Hauptmann ruhig ihre Hand und sagte lächelnd: Hatte ich doch schon gestern bei Eurem Einreiten die feste Ahnung, daß Ihr mein Herr werden würdet.

Da schauten die Häuptlinge bedenklich darein, wagten aber keinen Widerspruch laut werden zu lassen. Hatten sie doch ein für alle Mal die Entscheidung aus den Händen gegeben. Vallehr aber zog die erglühende Geliebte an sein entzücktes Herz.

Es wurde nun das Weitere besprochen. Bei den jetzigen unruhigen Zeiten konnte der Hauptmann nicht daran denken, die Braut heimzuführen, und da auch seine Anwesenheit im Lager dringend nothwendig war, so bestieg er wieder sein Roß, um eilends zu seinen Landsleuten zurückzureiten.

Der Rath hätte es gern gesehen, wenn jetzt ein Angriff auf Iselwerden ins Werk gerichtet wäre; aber die Herren und guten Männer pflichteten dem Vorschlage keineswegs bei. Denn sie erwogen, daß sie so viel Vieh erbeutet hätten, daß sie Mühe haben würden, den ganzen Raub mit sich fortzuführen und, wenn sie den Zug gegen Iselwerden noch unternähmen, so würden sie dadurch in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt werden, noch eine Nacht im Lande zu verweilen. Sie fürchteten die Wechselfälle des Krieges und wollten das Sichere dem Ungewissen vorziehen.

Es waren übrigens die zweckmäßigsten Anstalten getroffen, den Raub in Sicherheit zu bringen. Denn man hatte zwanzig Eichen dazu verwandt, um eine feste Brücke über die Heete zu bauen. Das Werk war sorgfältig mit Dielen belegt, und auf der äußersten Eiche, nach der Feinde Land hin, war eine kleine Burgfriede gegen unvermutheten Anfall errichtet.

Als sämmtliche Viehheerden hinübergeschafft waren, wurden zwei Drittheile der Beute unter die Bundesgenossen vertheilt; es war eine reiche Lockspeise zur Theilnahme an den künftigen Feldzügen der Stadt.

Die Rückkehr des siegreichen Heeres erregte in der

Stadt die allgemeinste Freude, und laut ertönte das Lob der muthigen und klugen Führer und Hauptleute. Auch der junge Ballehr entging solchen wohlgemeinten Huldigungen nicht, und manches schalkhafte Mädchenauge schaute wohlgefällig auf den schmucken Kriegsmann. Der aber achtete nicht darauf; waren doch seine Gedanken fern von hier in dem einsamen Langewarden.

Jetzt war seine erste Sorge, sein Haus zum würdigen Empfange der Geliebten herzurichten. Auch machte er die zahlreiche Verwandtschaft mit seinem Entschlusse bekannt. Da war denn manche Mutter, die ihre erwachsene Tochter betrachtete, und, ihrem Kopfschütteln nach zu rechnen, seiner Ansicht von der Sache wohl nicht ganz beistimmen mochte. Doch ließ er sich dadurch keineswegs irre machen. Sehr wohl aber that es ihm, wenn die Männer seine rasche That lobten und sein ritterliches Werben um die Hand der vielgepriesenen, schönen Häuptlingstochter.

Ballehrs Liebe beschleunigte die Veränderungen, welche der Einzug der jungen Frau in seinem Hauswesen nothwendig machte, wie er nur konnte, und als das Laub von den Bäumen fiel, zog er mit einem stattlichen Gefolge nach Langewarden, um die Geliebte heimzuholen in das Haus seiner Väter.

Ihre Schwester Anneken war noch ein Kind; die wollte nicht auf Langewarden zurückbleiben, sondern zog mit nach der Stadt. Denn dem Kinde bangte vor dem wüsten Treiben des kriegerischen Häuptlings Dido und seiner Genossen. Zwar war sie Dido's

Bruder, dem jugendlichen Häuptling Gerold mit kindlicher Liebe zugethan. Das hielt sie aber nicht zurück, ihrer Schwester zu folgen, um des Glanzes und der Pracht der Stadt theilhaftig zu werden.

Anfänglich konnte Dido seinen Groll gegen Ballehrs Gattin nicht unterdrücken, da er die friesische Häuptlingstochter, die sich dem schlichten Bürger ergeben hatte, als eine Abtrünnige betrachtete. Mit der Zeit verlor sich aber seine Erbitterung, zumal als er zum Öftern die Bemerkung machen konnte, daß diese Verbindung die Bremer bei der Beurtheilung seiner unüberlegten Handlungsweise zur Nachsicht gegen ihn stimme. Denn bei keinem Andern, das sah er wohl, würden es die Bremer bei der bloßen Warnung haben bewenden lassen, wenn er die Untersassen des Bischofs durch Raub und Mord beunruhigt hätte. Und wem anders sollte er diese Milde zu verdanken haben, als eben seiner Verwandten und dem Einfluß ihrer mächtigen Familie.

Diese Erfahrung stimmte ihn ungleich freundlicher gegen die junge Frau, und wenn er dann und wann einmal nach Bremen kam, nahm er seine Herberge in ihrem Hause und strebte das Andenken an die frühere feindselige Stimmung durch zuvorkommende Freundlichkeit gänzlich zu vertilgen.

Endlich aber machte er's doch gar zu arg; die Klagen des Bischofs wurden immer lauter, und er drang bei der Stadt mit Bestimmtheit darauf, sie möge den unruhigen Häuptling, der doch ihr gehuldigter Mann sei, ernstlich anhalten, seinen Räube,

reien in Aumund und Blumenthal ein Ziel zu setzen.

Als der Rath nun wohl einsah, daß bei Dido weder Vorstellungen noch Ermahnungen fruchteten, da vertrug er sich mit der ganzen Gemeine, daß sie, wofern sie nur vom Bischof die erforderliche Unterstützung erlangen könnten, ein Schloß im Lande bauen wollten, auf daß sie die Weser, das Stadtland und Butjadingen in Frieden und Ruhe besitzen und zugleich den Häuptling zwingen möchten, dem Bischof Rechts zu pflegen.

Es wurde also eine Zusammenkunft mit dem Bischof veranstaltet, um diese Angelegenheit genauer zu erörtern, und der Bischof stellte sich ein unter den Linden auf der Wullerickes Haide. Daselbst gingen zu ihm Herr Berend Schaarhar und Herr Johann Hemeling, beide Bürgermeister, und redeten also zu Herrn Johann:

„Lieber Herr von Bremen! Ihr habt uns oft geklagt über Dido Onneken Sohn, wir möchten Euch und Andern Rechts verhelfen gegen ihn. So sind wir zu Rathe geworden und wollen dort im Lande ein Schloß bauen, auf daß wir seiner mächtig sind. Solches aber können wir ohne Eure Beihülfe nicht ausführen. Wollet Ihr uns nun 40 oder 50 Pferde dazu leihen, das wollen wir Euch wiederum vergelten.“

Da antwortete der Bischof: „Nun ich höre, daß Ihr solches vorhabt, so will ich Euch 50 gute stolze

Reiter dazu leihen, wenn Ihr es mir 14 Tage vorher wissen lasset.

„Lieber Herr," erwiederten die Bürgermeister, „wir danken Euch; aber Ihr habt Eure berittensten Leute schon ausgeliehen an den Bischof von Münster; deßhalb wollten wir auch gern Eurer Stiftsgenossen ein Theil bitten. Denn, wenn bei Euch etwas vorfallen sollte, daß die 50 Reiter ausbleiben müßten, und wir zuversichtlich auf ihre Ankunft rechnen, so würden wir in die allergrößte Verlegenheit gerathen."

Da antwortete er zum andern Male, daß sie keinen Zweifel hegen, sondern sich fest auf ihn verlassen sollten.

Der Rath glaubte sich also in Rücksicht auf den Bischof ganz sicher und rüstete sich zu der Reise. Als sie nun aber den Bischof zur Theilnahme aufforderten, blieben nicht allein seine versprochene Reiter aus, sondern es liefen auch Briefe ein von allen Stiftsgenossen, die sie auch gebeten hatten, daß ihnen der Bischof verboten hätte, den Bremern zuzuziehen; denn sie wollten ihm sein Stift zubauen. Wer aber sein Verbot verachten würde, den wolle er strafen nach allem Vermögen.

Als der Rath diese Hinterlist gewahr wurde, sparte er kein Geld noch Gut und bekam mehr Volk, als er nöthig hatte. Auch verachteten die Meisten der Stiftsgenossen des Bischofs Gebot, und ritten der Stadt zu. So kam das Werk zu Stande gegen des Bischofs Willen. Das Schloß wurde aber gebaut zu Ahtens, mitten im Sommer des Jahres 1407, und wurde

genannt die Friedeburg, darum, daß sie glaubten, durch diesen Bau das Land in Frieden zu besitzen.

Merkwürdig war es, wie wenig Kostenaufwand die Zehrung während dieses Baues verursachte. Denn der Fischfang war der Zeit außerordentlich ergiebig, und die Leute liefen bei Hunderten bis an die Kniee ins Wasser und griffen mit den Händen soviel Fische, als sie bedurften. Das dauerte aber nur so lange, bis das Schloß ganz vollendet war; da waren die Fische aus jener Gegend auch gänzlich wieder verschwunden.

Die Veste aber wurde von Tage zu Tage stärker und schaute trotzig ins Land hinein. Zwei breite Gräben zogen sich rings umher und gewährten hinreichenden, Schutz; es wurde rastlos gebaut, und das Werk näherte sich mehr und mehr seiner Vollendung. Da war es, als wenn den Bewohnern der umliegen den Landschaften erst die Augen über den Zweck und die rechte Bedeutung der Festung geöffnet wurden, und mit Schrecken sahen sie, daß zur Beaufsichtigung der unruhigen Häuptlinge auch ein mittelmäßiges Werk genügt haben würde, und daß diese mächtige Veste augenscheinlich zu einer Zwingburg bestimmt sei für alle Friesen, an der Weser hinunter bis an die salzene See. Auch die oldenburgischen Herren betrachteten sie mit mißtrauischen Augen.

Es war also um Bartholomaei, wo die Bremer noch beim Bau beschäftigt waren, da entsagte Junker Karsten, der jungen Herren von Oldenburg Einer, der Stadt Bremen, unter dem Vorwand, daß sie ihm

die Friedeburg zum Vorfange bauten, und sandte die Entsagungsbriefe des Abends spät nach der Friedeburg und des Morgens früh war er, in Verbindung mit Edo Wienken und den Butjadingern, mit aller Macht in der Herrschaft Delmenhorst und plünderte im Grollande.

Aber dem Grafen von Delmenhorst war es in der Nacht verrathen, und dieser warnte seine Unterthanen, daß sie ihre Sachen in Sicherheit bringen konnten; hätte der Rath von Bremen gewußt, daß die feindlichen Schaaren aus solchem Gesindel beständen, so hätte man den ganzen Haufen in der Landwehr zu Delmenhorst können gefangen nehmen. So nahe legten es dem Feinde die kleinen Leute.

Des folgenden Tages sandte Herr Arend Ballehr, Johanns Vaterbruder, der mit der Leitung des Festungsbaus beauftragt war, dem Rath von Bremen die Entsagungsbriefe von der Friedeburg zu.

Der Rath von Bremen wandte sich an Erzbischof Johann, mit dem Ersuchen, diesen Zwiespalt zu vermitteln. Auch die oldenburgischen Herren ernannten den Bischof zum Schiedsmann. Aber aus den Unterhandlungen wurde nichts; denn wenn der Bischof einen Tag setzte, so widerlegten sich die oldenburger Herren und wenn diese einen Tag anberaumten, so widerbot es der Bischof.

Da merkte der Rath, daß es eitel Betrug und vorsätzliche Zögerung sei; er entsagte deshalb den beiden Herren, und wenn diese Entsagung von Wirk-

samkeit sein sollte, so mußte er auch dem Junker Moriz feind werden, obgleich ihm dies sehr leid war.

Also zogen die Bremer aus am Nicolaitage und verbrannten alle Güter der Oldenburger am Weserstrom, im Stedingerlande und dehnten ihre Verwüstungen bis nach Amstedt aus, vor Oldenburg.

Auch machten die Bremer einen Bund mit dem Grafen von Hoya und Grafen Otto von Delmenhorst, wider die Herrschaft Oldenburg. Der Rath nahm 300 Reiter in Sold, Sachsen und Westphälinger mit ihren Hauptleuten Henning von Rheden und Cord Zweigholte. Zu diesem Haufen fügte der Rath noch hinzu 200 andere Reiter, und besoldete 50 Schützen, ohne 200 Mann, welche Bürger waren.

Der Graf von der Hoya stellte sich in Delmenhorst ein mit 40 Pferden und schickte noch spät Abends eine Botschaft nach Bremen, wenn sie sein Volk benutzen wollten, so sei er willens, dem Zuge gegen Oldenburg beizuwohnen. Da sandte ihm der Rath die vorgeschriebenen Reiter und Knechte, dazu 1000 Mann zu Fuß. Der Graf von Delmenhorst fügte noch 20 Reiter hinzu, und nun zogen sie in die Herrschaft Oldenburg und nahmen viele Hausleute gefangen. Es hatte außerordentlich stark gefroren; denn es war ein Winter, wie ihn Keiner gedenken konnte.

Sie brannten den Moorriem aus bis vor Oldenburg und hätten einen gewaltigen Raub wegtreiben können an Vieh; aber das Eis war ihnen zu hinderlich. Doch befanden sich etliche Schmiede in dem Zuge; die hatten auf Ebentheur Nägel mitgenommen, und diese

brachten das Vieh, welches sie damit beschlugen, glücklich über das Eis.

Hernach unternahm der Rath noch eine Reise in Friesland auf eigene Hand, da die Herren, welche ihre Helfer und Bundesgenossen waren, ihre Theilnahme versagten. Also nahmen die Bremer, was sie konnten und bei der Hand hatten, und wollten auf die Vitalianer ziehen in Butjadingerland, um ihre Schiffe zu zerhauen und zu verbrennen.

Diese Seeräuber machten alle umliegenden Gewässer unsicher. In der Westsee hatten sie die friesische Seite und hatten die Festungen Brook, Wittmund, Aurich und Marienhave in ihrer Gewalt. Auch wurden sie von dem Probst Hitzke in Emden begünstigt.

An dem Tage, wo der Rath diese Reise angesetzt hatte, widerboten es die Freunde. Solches ließ der Rath den Friesen entbieten, die der Stadt Freunde waren und Dido, dem Häuptling, welcher der Stadt gehuldigter Mann war. Die waren über die Zögerung sehr unzufrieden.

Aber der Rath setzte ihnen einen andern Tag; da ließ Dido den Rath bitten durch einen friesischen Pfaffen, die Reise nicht weiter hinauszuschieben. Aber der Pfaffe brachte seine Botschaft so verwirrt an, daß der Rath gerade das Gegentheil verstand.

Da sandte Dido seinen verständigsten Rathgeber, Mennen, Hauptmann zu Uphusen. Der sprach mit dem Rath von einem andern Tage. Aber als es mildes Wetter zu werden begann, wurde die Frist noch um zwei Tage abgekürzt, damit man das Eis

noch benutzen könnte. Diese Reise wurde sehr eilig ins Werk gerichtet.

Mennen zog aus mit dem Rath und als sie kamen in Dido's Land, war Junker Karsten von Oldenburg darin mit seinen Fahnen, und mehr denn hundert Reiter, und hatte großen Raub und viele Gefangene.

Die Bremer hielten unter Golzwarden, daß man sie nicht sähe, und die Feinde kamen unbesorgt heran. Nun wollten die Bremer unterdessen das Werk bestellen; aber die Stiftsgenossen, ihre Helfer, ritten fort, wie ihnen Bischof Johann aufgetragen hatte und sagten, sie könnten mit Ehren nicht wider den Grafen streiten.

Doch waren die Bremer noch doppelt stark genug, und als es ihnen däuchte Zeit zu sein, ließen sie zu den Feinden eingehen. Als diese den ganzen Haufen erblickten, wurden sie flüchtig und meistentheils auf der Flucht erstochen. Junker Karsten und alle seine gesattelten Pferde geriethen den Bremern in die Hände und wurden vorläufig nach der Friedeburg abgeführt.

Des andern Tages frühe reisten sie zu Pferde und zu Fuß, so stark sie konnten, mit Dido's Friesen im Lande herum, und verbrannten und zerschlugen alle Schiffe, die sie fanden. Sie musten aus dem Lande ziehen, als es schon finster war, und die Reiter ritten so stark auf einem Haufen, daß das Eis unter ihnen zerbrach und über zwanzig Menschen und dreißig Pferde elendiglich ertranken.

Der Rath hätte großes Gut darum gegeben, wenn es nicht geschehen wäre.

Am folgenden Tage zogen die Bremer zu Hause und brachten Junker Karsten mit nach Bremen auf Lichtmeß und hielten ihn gefangen in einer großen Kiste. Die wurde gebracht vom Rathhause nach U. L. Frauen Kirchhof und in den Keller unter der Wandschneider und Schuster Bude gebracht.

Darnach reiste die Stadt allein ins Land zu Wührden. Dort gewannen sie großen Raub und verbrannten das ganze Land und führten viele Gefangene mit sich. Endlich wurde der Krieg so vertragen, daß der Graf großes Geld gab für seine Lösung und das Land Wührden zum Unterpfande setzte.

Als nun die von Bremen ein Ende hatten des Krieges, da sprachen sie nicht viel Gutes von dem Bischof, um der bewiesenen Hinterlist willen. Graf Karsten aber baute nach seiner Befreiung das Schloß Jahdeburg an der Jahde, und Graf Diedrich baute das Haus zu Hundesmühlen; darnach baute er auch das Schloß zu Kenenvörde.

Dido aber hielt in all' diesen Fehden getreulich zu den Bremern, und auch Gerold, der mehr und mehr heranwuchs, war der Stadt treu und hold, und er verließ häufig die grünen Landschaften der Heimath, um sich wochenlang in der Stadt aufzuhalten.

Wenn er aber die Weise der Stadt und die Geselligkeit des städtischen Lebens pries, so muste er sich im Stillen eingestehen, daß seine Vorliebe für die Stadt einen ganz andern Grund habe, und daß ihm

der Aufenthalt Annekens allenthalben ein Paradies scheinen würde, und wäre es eine wüste Felseninsel. Anneken sah die wachsende Neigung Gerolds mit Entzücken; das Leben in der Stadt war ihr in hohem Grade zuwider, obgleich sie seit ihrer frühesten Jugend in der Stadt gewohnt hatte. Ihr schien es das schönste Loos zu sein, als Gattin eines freien friesischen Häuptlings auf ihren Gütern zu walten.

Aber die Häuptlinge des Rüstringerlandes waren keineswegs unabhängig, sondern der Stadt Bremen gehuldigte Männer, und dieser Gedanke erfüllte die edle Friesen-Jungfrau mit tiefem Schmerz, und als der junge Gerold um ihre Hand bat, sagte sie ihm ohne Hehl, daß sie nur dem freien Friesenhäuptling angehören würde.

Da war es, als wenn ein Schleier abgezogen würde von Gerold's Augen, und er sah mit einem Male, wie schwer die Knechtschaft laste auf dem geliebten Vaterlande. Feierlich versprach er Anneken, diese Schmach zu rächen und die goldene Freiheit wieder ins Land zurückzuführen. Nicht eher werde er ruhen, nicht eher das Schwert in die Scheide stecken, als bis der letzte Bremer dem Rüstringerlande den Rücken gewandt; ihre Liebe betrachte er dann als seiner Anstrengungen höchsten und einzigen Lohn.

Aber welch' ein Unternehmen für den jungen Häuptling, dem bisher noch jede Gelegenheit gemangelt hatte, sich hervorzuthun in den Schlachten, oder sich das Wohlwollen seiner Landsleute durch weise Rathschläge zu erwerben. Sein Bruder Dido stand bereits im

reifen Mannesalter, war beliebt im Volke und dabei den Bremern mit voller Seele zugethan. Aber Gerold achtet der Schwierigkeiten nicht, die seinen Plänen sich entgegenthürmen.

Wenn Dido nur erst für das Unternehmen gewonnen ist, wird auch ungesäumt das ganze Rüstringer Volk nachfolgen; aber Dido verweigert lange und hartnäckig seine Zustimmung, und nur den immer von Neuem wiederholten Feuerworten Gerolds gelingt es endlich, des Bruders Treue gegen die Bremer zu untergraben. Der ließ von jetzt an den Bremern keine Ruhe, und, wo er sie beschädigen konnte, da war er bei der Hand.

Die Bremer machten einen Zug ins Land, einzig, um Dido, dessen Stellung gefährdet war, zu schützen. Als sie aber mit ihrem Raube über die Heete zurückkehrten, ließ er die Glocken schlagen und hätte ihnen gern den Raub wieder abgenommen, wäre er nur stärker gewesen.

So auch hatte die Stadt Bremen das Schloß gebaut im Lande nach seinem Rath, und er hatte gelobet, ihnen dazu zu verschaffen die nöthigen Aecker, Wiesen und Weiden, wie auch sein Brief ausweist, welchen er dem Rath darüber ausgestellt. Dies Versprechen vernachlässigte er aber und, wenn ihn der Rath um die Erfüllung mahnen ließ, gab er höhnische Antworten. Solches Verfahren verursachte dem Rath einen jährlichen Schaden von funfzig Thalern für lange Zeit.

Auch strafte er seine Untersassen nicht, wenn sie

die Bremer beschädigten. So hatten die Hartwarder die bremischen Fischer verwundet und geschlagen, ihnen Segel und Ruder genommen, und sie mit den Kähnen treiben lassen, so daß sie nur durch einen Zufall der Gefahr des Ertrinkens entgingen.

Er hatte gelobet und geschworen, daß er keinen Kaufmann beschädigen wollte. Aber dennoch ließ er ein Schiff nehmen, mit Roggen und Salz beladen; das gehörte Bunnen von Norden und andern frommen Leuten, die er zu ihrem Rechte zu verhelfen, beharrlich verweigerte.

Auch vertrug er sich heimlich mit dem Feinde der Bremer Edo Wieneken, ohne des Raths Wissen und Willen und schonte seiner, da er ihm großen Schaden hätte zufügen können. Im Rüstringer Lande verwüstete er dem Rath das Dorf Allingwarfe, weswegen der Rath oftmals zu ihm zog, aber kein Recht bekommen konnte. Im Lande Wührden, so der Zeit bremisch war, erbrachen seine Unterthanen eine Kirche und nahmen heraus nach ihrem Begehr. Auch machte die Besatzung auf der Friedeburg die Bemerkung, daß seine Untersassen auf alle Weise das Schloß zu gewinnen trachteten, und es wurde bald bekannt, daß Dido zu wiederholten Malen den Schwur gethan hatte, er wolle mit Leib und Seele dahin streben, die Friedeburg zu vernichten.

Dabei fing Dido dem Rath seine Leute ab aus dem Lande zu Wursten und schätzte sie auf das Höchste; auch trieb er dort große Viehheerden weg von Ochsen, Kühen, Pferden, und Schafen.

Die Bremer waren nirgends mehr sicher vor ihm. So fingen die Seinigen zwei Bürger zwischen Geestendorf und Lehe, nahmen ihnen fünf und zwanzig Thaler ab und würden sie mit verbundenen Augen in einen Kahn gelegt und ihrem Schicksal überlassen haben, wenn nicht der Eine sich erboten hätte, er wolle geloben und schwören, gegen keine lebendige Seele von dem Raube zu sprechen. Da banden sie die Beiden in's Reith und gingen von dannen.

Auch den Hauptmann auf der Friedeburg, Arend Ballehr, verschonte er nicht mit seinen Neckereien, trotz seiner Verwandtschaft mit ihm, und rügte es nicht einmal, als seine Untersassen Ballehrs Schweine in die Heete trieben, die voller Eis ging, so daß das ganze Vieh ertränkt wurde.

Ein andermal sandte er einen Boten an Ballehr, mit der Anfrage, ob er nicht etwas Gut nehmen wollte. Ballehr erwiderte, er nähme wohl etwas, wenn er es mit Bescheide thun möchte. Da sagte Dido, willst du nehmen 320 Ochsen und Kühe, die magst du nehmen aus dem Kirchspiel Abbehausen, und ich will bestellen, daß dir kein Verdruß geschehen soll, sondern zeug nach Bremen und besorge nur ein Paar Eichen mit der gehörigen Mannschaft. Aber anstatt die Vorbereitungen zu treffen, wie er versprochen hatte, entbot Dido dem Häuptling Mennen, daß Arend Ballehr zu Bremen wäre, um zwei Eichen mit Volk herunter zu holen, womit er das Kirchspiel zu Abbehausen schinden wollte und den Leuten all' ihr Gut nehmen. Darauf solle er gerüstet sein. Er wolle es bestellen

auf der Ane und Menne solle die Heete bei dem Schlosse nicht aus den Augen lassen. An solchen Neckereien hatte er seine Freude.

So trieb er's von Tage zu Tage ärger, und als es kund wurde, daß er bei Edo Wienken um Unterstützung zur Eroberung der Friedeburg nachgesucht habe, da glaubten die Bremer, daß es endlich an der Zeit sei, den Ungehorsamen zu züchtigen, und der Rath wurde eins mit der ganzen Gemeine, daß sie Dido und dem ganzen Stadtlande feind werden wollten.

Noch in demselben Jahre (1414) zogen die Bremer ins Land, 300 Reiter stark und 3000 bewaffnete Fußgänger, darunter viele hundert Schützen waren. Der Bischof Johann hätte diesen Feldzug gern hintertrieben; das wollte ihm aber nicht gelingen.

Zu diesem Zuge hatte geliefert der Bischof von Münster vierzig Pferde, ohne was der Graf von Hoya dazu geschickt hatte, sammt den andern Herren. Außerdem waren um Sold angenommen die Grafen Moritz und Karsten von Oldenburg, mit dreißig Pferden, und viele Edelleute, als Claus von Werpen, Arend von Weyhe, Ritter, Heinecke von Münchhausen, mit sechszig Pferden, Herr von Mandelsloh, sonst geheißen Rehburg, sammt vielen Andern.

Mit diesem Volk zogen sie vier Wochen ins Land. In den ersten vierzehn Tagen gewannen sie Esensham; da hatten sie vor Büchsen, Blieden und allerhand treibende Werke. Auch Edo Wienken lag mit davor, nur mit geringer Mannschaft. Er hatte sich freilich erboten, mit seiner ganzen Macht zu kommen; das

schien aber den Bremern nicht gerathen. Seine große Steinbüchse hatte er übrigens mitgebracht.

Wie reichlich aber der Rath das ganze Volk speiste und mit Futter für die Thiere versah, das ist nicht zu beschreiben.

Als das ganze Land wiederum bezwungen war, muste es von Neuem huldigen und schwören, daß sie zu ewigen Zeiten keinen Häuptling wieder erwählen wollten.

Da war die Freiheit todt im Rüstringerlande, und selbst Dido und Gerold, die Hauptlenker der Bewegung, daran verzweifelnd, daß sie jemals wieder erwachen könnte, vertrugen sich wieder mit der Stadt und gedachten ruhig im Lande zu wohnen. Da erneuerte Gerold seine Werbung bei Anneken, und als diese nichts von ihren Bedingungen erlassen und nicht die Seine werden wollte, so lange nicht die Veste zerstört sei, entbrannte noch einmal der Kampf für die Freiheit, welcher so unglücklich endete, daß das edelste Friesenblut am Hochgericht vergossen wurde.

Es war in der Nacht vor Cosmas und Damianus des Jahres 1418 als die Häuptlinge den Versuch machten, sich der Friedeburg zu bemächtigen. Dido und Gerold hatten sich zu diesem Zwecke mit einigen edlen Friesen, nämlich Dido's Schwager, Durolt, und dessen Bruder, Herbert, verbunden und einige sächsische Schützen in Sold genommen.

Es war hier nur eine kleine Schaar versammelt, bereit für das edelste Gut, für die heilige Freiheit, zu streiten; es waren ihrer vier und vierzig, aber ein

Jeglicher ein Mann. Diese wollten die Veste ersteigen, deren Befehlshaber, Arend Vallehr, sogleich beim ersten Anlauf von Rhode Ede, einem Friesen, erschossen wurde, als er vom Fenster aus Anordnungen zur Abwehr ertheilte. Jetzt arbeiteten die Friesen gewaltig, das große Haus zu gewinnen; aber es war zu wohl bewahrt, und die Besatzung wehrte sich sehr mit ihren Geschossen, so daß die Angreifer keinen festen Fuß fassen konnten. Ja sie sahen sich zuletzt genöthigt, in die Büchsenhöhlen der Bollwerke hineinzukriechen, um nur weiteren Verwundungen zu entgehen.

Dort erwarteten sie das Ende der Nacht; als es nun an den Morgen ging, da zeigte Gerold den Übrigen, wie gefährlich und nutzlos ihr längeres Verweilen sein würde. „Mein Rath wäre," sagte er, „wiedernm abzuziehen auf eine andere Zeit. Überkommt uns hier in unserer jetzigen Lage der Tag, so werden die Bremer in solcher Überzahl uns angreifen, daß es ihnen leicht sein wird, uns gänzlich zu vernichten."

Da riefen die Andern, die da am Höchsten lagen, als Durolt und Rhode Ede: „O Dido und Gerold, Ihr verzagt jetzt und wollt die Ersten auf der Flucht sein? Habt Ihr uns deswegen hergeführt, um uns auf die Schlachtbank zu liefern, daß wir Alle auf's Rad gelegt werden? Das soll Gott nimmer wollen. Seid unverzagt und getrost, das Schloß soll noch in dieser Nacht unser werden."

„Ihr habt meinen Rath gehört," sagte Gerold, „und wie es mir das Beste zu sein schien. Doch was Ihr Alle thun wollt, da will ich nicht dahinten bleiben."

Es wurde also von Neuem gestürmt; aber die sächsischen Schützen fingen an, mit den Bremern zu unterhandeln, und das Ende davon war, daß sie all' ihre Rüstung und Gewehr von sich thaten und sich in die Gnade des bremischen Raths begaben.

Um das Unglück des Friesenhäufleins voll zu machen, erschien in diesem verhängnißvollen Augenblicke auch noch die Hülfsmannschaft aus dem Lande Wührden, welche die bremische Besatzung der Friedeburg in aller Eile zu ihrem Schutz entboten hatte. Jetzt wären die Häuptlinge gern wieder von dem Schlosse herunter gewesen; es war aber zum Entkommen zu spät. Denn als Durolt, der auf der Schloßbrücke stand, den Friesen das Zeichen zum Ablaufen gab, und solches Einer von der Burg aus bemerkte, rief dieser, gegen die Wührdener gewendet:

„Fromme Männer allzumahl! Das soll Gott nicht wollen, daß uns diese Menschen entlaufen."

Da liefen sie ihnen auf der Brücke entgegen und griffen sie mit einander, Friesen und Sachsen; nur Durolt und Herbert entkamen; die andern Gefangenen wurden nach Bremen gebracht, vor Gericht gestellt und sämmtliche Friesen, weil sie sich der Stadt zu Treu' und Gehorsam mit Eide verhaftet, als eidbrüchige Aufrührer zum Tode verurtheilt.

Die Sachsen wurden, weil sie sich zeitiger ergeben hatten, mit einer schlechten Urphede entlassen, obgleich davon schon Einige in ihren Eisen verschmachtet und umgekommen waren.

Als die Friesen hinausgeführt wurden, da ließ

der Rath sie noch einmal befragen beim Galgen, warum sie des Eides, welchen sie der Stadt geleistet, sobald vergessen hätten. Darauf antworteten sie, daß sie sich wohl getraut hätten, den Streit zu gewinnen, wenn nur Lübbe Sybeths und sein Bruder Menne und Nanke Duiren Söhne sich, wie sie ihnen gelobt und versprochen, zeitig genug eingestellt hätten. Dies war keineswegs leere Prahlerei; denn denselben Morgen, nachdem die Friesen die Friedeburg erstiegen hatten, erschienen die vorgenannten Häuptlinge wirklich wohlgerüstet mit fünfzehn Pferden an der Heete.

Das Urtheil für die Gefangenen lautete, daß sie sämmtlich die Strafe des Rades erhalten sollten, doch wurden die Brüder Dido und Gerold zuvor mit dem Schwerte begnadigt.

Gerold sah unruhig umher, ob er nicht unter den zahlreich versammelten Zuschauern ein theures Angesicht entdecken möchte; war es doch in jener markigen Zeit gewöhnlich, daß die Gattin oder die Geliebte mit hinausging, wenn der Eheherr oder der Verlobte zum Tode geführt wurde, um den Abscheidenden zu betrauern und vielleicht durch einen Blick der Liebe ihn zu trösten in seiner bittern Noth. Aber, wie er auch seine Augen umherschweifen ließ, Anneken kam ihm nicht zu Gesicht. Da machte er sich betrübt zum Sterben bereit.

Als nun der Kopf Dido's war abgehauen, da nahm Gerold das blutige Haupt und küssete es auf den Mund.

Alles wurde gerührt bei diesem Anblick, und hätte

der Rath Geronden wohl am Leben gelassen. Derhalben boten sie ihm an, so er zu Bremen wollte wohnen und sich befreien, so wollten sie ihm eine ehrliche Jungfrau geben.

Da flog sein Adlerblick noch einmal über die Menge dorthin, von wo jetzt Anneken zu ihm herüberschaute, eingehüllt in dunkles Trauergewand. Da war es ihm, als sei er aller Trübsal entnommen, und er erwiderte getrosten Muthes, daß er nicht des Herkommens wäre, eines Schusters oder Pelzers Tochter zu heirathen, er sei ein edelfreier Friese. Wollten sie ihm aber das Leben gönnen, so sei er erbötig sich zu lösen mit einem Rinneken voll Gulden, bei der Sonnen.

Nun meinten die Meisten, das sei ein annehmliches Erbieten. Denn das Rinneken ist eine Tonne von der Größe eines Weinankers. Aber ein alter Rathmann widerrieth solches, und sagte, der wird nie den blutigen Bruderkuß vergessen und Rache suchen an der Stadt, wo er kann und mag.

Dem stimmte jetzt Alles bei, und als Gerold die letzte Hoffnung der Befreiung schwinden sah, schaute er noch einmal hinüber nch Anneken; die stand bleich, aber das Ange fest auf ihn gerichtet, und in ihren Zügen mochte er deutlich die Anerkennung lesen, die sie ihm nicht zurufen konnte, daß er ja ritterlich gerungen habe für das Höchste auf Erden, für das Vaterland und die Freiheit, bis in den Tod, und daß sein Name nicht vergessen werden würde, ewiglich.

Da wandte er sich. Anneken sah nur noch das Blinken des Schwerts, welches das theure Leben zer-

störte. Dann sank sie hin in Ohnmacht und wurde von ihren Freundinnen nach der Stadt zurückgeleitet. Sie überlebte nicht lange den Geliebten, dessen Andenken sein Gastfreund auf ihre Bitten verewigte. Jenes Bild im Dom ist das Gerolds, des Friesenhäuptlings.

XXXXVII.

Hahl=awer.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als zwei junge Bauerburschen die Straße nach Bremen zogen. In der Nähe des Paulsklosters rasteten sie einige Augenblicke, um vor dem Einzuge in die Stadt noch erst zu frühstücken, und sich ein wenig von der Reise zu erholen; denn sie hatten sich schon zeitig auf den Weg gemacht. Sie hatten zu Hause kein Vermögen zu erwarten, und da sie vernommen, wie Der und Jener sein Glück gemacht habe in der Stadt, so hatten sie beschlossen, dort ebenfalls ihr Heil zu versuchen.

„Bin ich doch recht neugierig," hob der ältere der Brüder an, nachdem er seine Blicke über die Stadt mit den sonnenhellen Thürmen und Festungswerken hatte schweifen lassen, „was unsrer dort erwartet. Erinnerst Du Dich noch, wie einst ein Durchreisender bei uns erzählte, wie man bei einer streitigen Rathsherrnwahl beschlossen habe, den Ersten, den Besten zu nehmen, der den Marktplatz betreten würde, und wie unmittelbar darauf ein Bauer mit seinem Kalbe erschienen sei, welchen man denn auch richtig bestätigt

habe? — Ja wenn das Glück etwas für Einen thun wollte!“ Er schaute sinnend vor sich hin. Der Jüngere aber fing hell an zu lachen über des Bruders Reden und machte ihm Vorwürfe über seinen hochfahrenden Sinn von Jugend auf.

„Du magst nicht Unrecht haben,“ fiel Jener mit einiger Heftigkeit ein, „ich mag hoffärtig sein. Wenigstens ist es wahr, daß ich immer höher hinausgedacht habe, als Du, und ich denke, es soll mir auch in der Stadt nicht fehlen.“

„Woher des Wegs und wohin?“ erscholl die Frage eines Bürgers, der ihnen auf ihrem Wege nach dem Osterthor begegnete. „Wenn Ihr kommt, um einen Dienst zu suchen, so kann ich Einen von Euch Beiden gebrauchen, und da bist Du Kleiner mir groß genug.“

Der Mann hatte in seinem Wesen etwas so Entschiedenes, daß der junge Mensch es nicht wagte, sich lange zu bedenken, sogleich einschlug und seinem neuen Herrn folgte, nicht ohne ein triumphirendes Lächeln beim Abschiede von seinem Bruder; schien es doch, diesem schleunigen, ersten Erfolge nach zu urtheilen, als wenn ihm den Sieg nicht fehlen könne. Dann ging er mit seinem Herrn, der einen Garten in der Vorstadt besaß, den er zu bestellen und zu reinigen hatte.

Der andere Bruder war wirklich durch dies Ereigniß etwas heruntergestimmt in seinen Hoffnungen und setzte traurig seinen Weg fort. Da er indeß ein starker, kräftiger Jüngling war, so konnte es ihm gar nicht fehlen, in Kurzem ebenfalls einen Dienst zu erhalten, und er trat als Hausknecht ein bei einem

Kaufmann, wo er die Waaren aus- oder einzupacken hatte.

Dort arbeitete er vom Morgen bis zum Abend und besorgte seine Obliegenheiten auf das Pünktlichste, obgleich er nicht viel Worte machte. Denn da er, wie auch sein Bruder ihm vorwarf, nicht zufrieden war mit einem bescheidenen Loose, so strebte er höher hinaus und war keineswegs gemeint, seine jetzige Stellung lange zu behaupten. Er freute sich nur, daß er dadurch erst festen Fuß in Bremen gewonnen habe und sich jetzt ohne Sorgen nach einer andern Stelle umsehen könne, die seinen Hoffnungen und Entwürfen entsprechender sei.

Es war ganz natürlich, daß der fleißige schweigsame Jüngling in Kurzem die Aufmerksamkeit seines Herrn erregte; er ließ sich dann und wann mit ihm in ein Gespräch ein und entdeckte viel natürliche Anlage bei dem jungen Mann. Nun traf es sich, daß sein Buchhalter alt und abgängig wurde, und da er den Augenblick die Stelle nicht besser zu besetzen wußte, so kam er auf den Gedanken, die Anlagen des Jünglings, den er seiner Rüstigkeit wegen lieb gewonnen hatte, durch den nöthigen Unterricht ausbilden zu lassen und den Versuch zu machen, in wie fern er denselben anderweitig in seinem Geschäft verwenden möchte.

Die Ansprüche jener uralten Zeit waren nicht sehr bedeutend, und die wenigen Abendstunden, welche ihm seine Hausarbeiten frei ließen, und die er zum Unterricht im Rechnen und Schreiben verwenden konnte, reichten vollkommen hin, um aus ihm, bei seinem an-

haltenden Fleiß und bei seiner beharrlichen Ausdauer, in Jahresfrist einen Mann zu bilden, dem sein Herr unbedenklich die Führung der Bücher anvertrauen konnte. Der alte Buchhalter wurde in Ruhestand versetzt; der junge Mann übernahm die Stelle und versah seine Geschäfte mit einer Thätigkeit und Besonnenheit, die nur dazu beitragen konnten, ihm mehr und mehr die Liebe und das Zutrauen seines Herrn zu gewinnen.

Wäre ihm früherhin, als er noch auf seinem Dorfe in ärmlicher Dürftigkeit lebte, die Aussicht eröffnet, daß er jemals in seinem Leben eine solche Stellung, wie die jetzige, in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen sollte, so würde er darin sicherlich das Ziel seiner höchsten Wünsche erblickt haben.

Jetzt aber, wo er durch die Gunst des Schicksals eine Stelle bekleidete, auf welcher er sich freilich keine Reichthümer und Schätze erwerben konnte, die ihm aber ein ehrenvolles und reichliches Auskommen gewährte, jetzt genügte ihm auch diese nicht mehr und sein einziger Gedanke bei Tag und Nacht war der, wie er zu großen Ehren und gewaltigem Reichthum gelangen möge.

Solches Sinnen und Trachten ließ ihm keine Ruhe und verbitterte ihm seine besten Stunden, da sich ihm, trotz aller Grübeleien die Quelle des Reichthums und das Thor der Ehren nicht entdecken und aufthun wollten; seine Wangen wurden mit jedem Tage bläßer und sein Gesicht trug die tiefsten Spuren seines unruhigen Grams.

Nicht ohne Sorgen betrachtete der Herr den Diener, wie er zusehends abfiel. War es ein geheimer Kummer, der ihn drückte? Waren es die Keime einer zerstörenden Krankheit, die sich in seinem Körper zu entwickeln anfingen? Er wartete vergebens darauf, daß sein Liebling sich ihm entdecken möchte und beschloß endlich, einmal selbst ein ernsthaftes Wort an ihn zu richten. Er nahm ihn also mit auf sein Zimmer und forderte ihn auf, ungescheut seinen Gram zu offenbaren.

Der Buchhalter wollte lange nicht heraus mit der Sprache; er fürchtete, seinen Gönner durch die Entdeckung, daß ihm seine jetzige Stellung zu unbedeutend und zu gering erscheine, zu beleidigen; er meinte, durch eine solche Aeußerung unfehlbar seine jetzige Stelle zu verlieren und durch ein solches Ereigniß mit einem einzigen Schlage all' seine Hoffnungen auf eine bedeutende Zukunft zu vernichten. Das wäre ihm unerträglich gewesen, und, mochte der Herr auch noch so milde Worte an ihn richten, er beharrte festiglich bei seinem Schweigen.

Als der Herr sahe, daß alle väterliche Liebe, Bitten und Zureden an der Hartnäckigkeit seines Gegners zurückprallten, da entbrannte er in gerechtem Zorn.

„Deswegen also," hub er an, „habe ich Dich aus dem Staube hervorgehoben und begünstigt vor Vielen, um mir einen mürrischen, einsylbigen Sonderling zu erziehen! Wäre ich ein Freund von solchen Thoren, die hätte ich wahrlich auf leichterem Wege erlangen können.

Der alte Herr hielt einen Augenblick inne und sah dem Andern prüfend in's Auge. Der aber wurde nur mehr und mehr bestürzt und verwirrt, so daß er durchaus nicht im Stande war, eine genügende Antwort zu ertheilen.

„Wird es Dir denn so schwer," hub der alte Mann jetzt wieder an, und der Ton seiner Stimme wurde weich und väterlich milde, „wird es Dir so schwer, mir etwas einzugestehen, was für mich schon lange aufgehört hat, ein Geheimniß zu sein? Oder hält Dich vielleicht die Befürchtung einer abschlägigen Antwort von meiner Seite zurück? Ich habe Dir mehr Scharfsinn zugetraut und meine, Du würdest in den fünf Jahren, daß Du in meinem Hause bist, mich besser kennen gelernt haben, als daß Du mir zugetraut hättest, ich würde demjenigen, den ich nach gerade als meinen Sohn zu betrachten mich gewöhne, irgend etwas verweigern, was zu seinem Glücke beitragen könnte."

„Aber, obgleich ich schon seit lange weiß, wie die Sachen stehen," fuhr er nach einer Weile fort, indem er mit freundlichem Vorwurf zu dem Aufhorchenden trat, — „obgleich ich Dein Geheimniß schon längst durchschaut habe, so schwieg ich doch, in der Erwartung, Du würdest offener gegen mich sein. Oder sollte ich vielleicht vor Dich hintreten und Dich bitten, die Hand meiner Marie doch nur hinzunehmen?"

Jetzt horchte der junge Buchhalter hoch auf; diese Ansicht der Dinge war ihm ganz neu, er wußte sich aber schnell zu fassen. Denn er sah nun, daß seine Hausgenossen seinem Kummer eine andere Ursache

unterlegten, und nahm sich wohl in Acht, den Irrthum aufzuklären.

Sein alter Herr nämlich war kinderlos und hatte, auf die Bitten seiner Frau eine junge Verwandte an Kindesstatt zu sich genommen. Als man nun die Niedergeschlagenheit des jungen Mannes bemerkte, so schrieb man dies im Hause dem Umstande zu, daß er der hübschen Marie zu tief in die Augen gesehen habe, es aber nicht wage, um die reiche Erbin zu werben. Da aber der junge Buchhalter im Hause so gut angeschrieben war, so beschloß endlich der Hausherr, das Schweigen zu brechen, ihm die Augen zu öffnen über sein Glück, und seinen Gram mit einem Male zu endigen, was ihm auf die angegebene Weise vollständig gelang.

Der junge Buchhalter stürzte dem Herrn zu Füßen und wußte jetzt seinem Entzücken eben so wenig Worte zu verleihen, als vorher seiner Verlegenheit. Der alte Mann aber, welcher wußte, daß eine solche Verbindung auch Mariens innigster Wunsch sei, hob ihn in die Höhe und führte ihn ins Wohnzimmer, wo Marie neben seiner Frau mit Spinnen beschäftigt war, und legte ihre Hände segnend zusammen, in tiefster Seele erfreut, das Glück derjenigen beiden Menschen, die ihm nächst seinem Weibe die theuersten auf der Welt waren, begründet zu haben.

Nicht lange nachher fand eine fröhliche Hochzeit Statt, der alte Herr zog sich aus dem Geschäfte zurück und überließ dem früheren Buchhalter die ganze Handlung. War das Glück dem Hause in früheren Zeiten

nicht abhold gewesen, so schien es jetzt Alles aufzubieten, um alle seine Schätze darüber auszuschütten. Mit jedem Jahre vermehrte sich die Zahl der Schiffe; die gingen nach allen Gegenden der Nord- und Ostsee und führten die Erzeugnisse von Rußland, den nordischen Reichen und Island nach Bremen. Das Wohnhaus, schon etwas veraltet, wurde von Neuem aufgeführt und prachtvoll ausgebaut, es schimmerte sein Glanz die ganze Obernstraße hinunter; später war es des Bürgermeisters Mindenann Wohnung; aller Orten sah man die geräumigen Waarenläger des Hauses, und es fehlte nichts, was den äußern Glanz desselben hätte vermehren können.

Im Hause war lieblicher Kindersegen, und nach Verlauf weniger Jahre belebten zwei heitere Knaben und eben so viel blühende Mägdlein die Stille des Hauses. Krankheit und Siechthum, die sonst so oft die Ruhe der Familien untergraben, war hier etwas Unerhörtes, und selbst die Ältern genossen einer rüstigen Gesundheit bis ins höchste Lebensalter. So schien also auch das innere Glück des Hauses ohne Fehl und gegen jeden Stoß des Schicksals gesichert.

Aber dennoch fand der junge Mann keine Ruhe; es war, als würde er von heimlicher Schuld gepeinigt, und als würde er von schweren Gewissensbissen verfolgt. Seine Frau und die Ältern waren zum Höchsten über diesen bedauernswerthen Seelenzustand bekümmert, aber keine Theilnahme, nicht die innigste, liebevollste Zurede half, und man mußte zuletzt von jedem Versuche abstehen, dem Unglücklichen Trost zu bringen.

Was war es denn nun aber, was den Unglücklichen hin und her trieb, als drücke ihn eine schwere Blutschuld, was war es denn, was seine Wangen bleichte und den Glanz seines Auges trübte? Was war es, das ihm bei Tage die Ruhe raubte und bei nächtlicher Weile nicht schlafen ließ? — Es war nichts mehr und nichts weniger, als der übertriebenste Ehrgeiz, der das größte häusliche Glück für nichts achtete, wenn es nicht verbrämt war mit dem Flitterglanz äußerlicher Ehren. Ja, er hätte gern einen Theil seiner irdischen Glücksgüter hingeworfen, gern einen Theil seines häuslichen Glückes geopfert für eine Stellung, die ihm einen in die Augen fallenden Einfluß auf das Wohl und Wehe seiner Mitbürger verliehen und die daraus entspringende Ehrfurcht der Menge gesichert hätte.

Er war aber einmal ein Kind des Glücks, und es schien, als wenn dasselbe geneigt wäre, dem zudringlichen, ungenügsamen Lieblinge keinen seiner Wünsche abzuschlagen. Durch seine unermeßlichen Reichthümer genoß er naturgemäß eines überwiegenden Ansehens, und als nun die Stelle eines Stadtrichters zufällig erledigt wurde, wandten sich aller Augen auf ihn, da seine Unparteilichkeit nicht dem geringsten Zweifel unterlag und sein bedeutendes Vermögen die sicherste Bürgschaft für seine Unbestechlichkeit zu gewähren schien. Mit einem Worte, er wurde einhellig zum Stadtrichter erwählt, und nun sah er mit einem Male seine kühnsten Wünsche erfüllt. Er hatte jetzt Geld und Gut vollauf, so daß er unbedenklich seine Han-

delsgeschäfte bei Seite legen konnte; er bekleidete eine der einflußreichsten Stellen in der Stadt, die ihm äußere Ehren und äußeren Glanz verlieh. Was fehlte nun noch seinem Glücke? Er glaubte, nichts, und somit änderte sich auch mit einem Male der Zustand seines Innern. Er wurde wieder freundlich und theilnehmend, wie in seinen jüngern Tagen, und seine Gattin und die Kinder empfanden zum ersten Male das vollkommene Glück der häuslichen Glückseligkeit.

Er hatte nun mithin jenes Ziel, welches ihm bei seiner Einwanderung vorgeschwebt, und das seinem Bruder so lächerlich vorgekommen war, wirklich erreicht; freilich nicht in einem Tage, wie jener Landmann mit seinem Kalbe, sondern nach jahrelangem Streben, nach vieljähriger Mühe und Pein. Auch nahm er sein Richteramt wahr mit Ernst und Würde, Niemand hatte gegründete Ursach, sich über seine Entscheidungen zu beschweren, und er erwarb sich, was gerade in dieser undankbaren Stellung so gar Wenigen gelingt, die unumschränkteste Liebe, das ungetheilteste Vertrauen. Er war noch immer ängstlich, ob seinem Glück noch etwas abgehen könne; aber schon nach wenigen Jahren war er zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß er der glücklichste der Sterblichen sei. Aber die Erde ist nicht der Wohnsitz ganz reiner, ungetrübter Seligkeit; diese bittere Erfahrung sollte der Richter endlich auch machen, und zwar durch das Zusammentreffen von Umständen, welche dazu am Wenigsten Veranlassung hätten bieten dürfen.

Sein Bruder nämlich, der sich schon bei seinem

Eintritt in die Stadt von ihm getrennt hatte, war bei seinem Gärtner in Dienst geblieben manches lange liebe Jahr, und obgleich der Älteste, als er in bessere Umstände gerieth, ihm oftmals Unterstützung angeboten hatte, damit er sich selbst einen Garten kaufen, oder sonst ein beliebiges anderes Geschäft ergreifen könnte, so hatte er solches beständig abgelehnt, vielleicht, wie der Ältere meinte, aus einer Art von Neid gegen den Glücklicheren. Er schützte beständig vor, er sei selber Manns genug und werde sich schon durchzuhelfen wissen.

Diese beständige Verweigerung und Abwehr seiner gutgemeinten Anerbietungen verdroß den älteren Bruder; es trat große Kälte unter den Beiden ein, und im Verlauf der Jahre wurden sie einander fast fremd, da der Reiche müde war, mit seinen Unterstützungen aufdringlich zu sein, der Jüngere aber zu stolz, um sich am Strahl der Glückssonne seines Bruders zu wärmen. Anstatt also unter jener Beihülfe eine großartige Rolle zu spielen, suchte der Jüngere etwas darin, sich auf eigne Hand einzurichten, sollte es auch noch so dürftig sein, und er war überglücklich, als er die Hand der Tochter des alten Fährmanns am Punkendeich erhielt, dessen Nachfolger er nun wurde. Hatte er jetzt doch seinen eigenen Heerd und sein gutes Auskommen; was kümmerte ihn jetzt des Bruders Glanz und Größe?

So verfloß denn manches Jahr, und mancher Wassertropfen lief weserab, ohne daß sich der Eine um den Andern kümmerte, ja ohne daß der Eine des

Andern auch nur ansichtig wurde, und während der ältere Bruder in Lust und Freuden lebte, saß der Jüngere draußen am Strom und wartete treulich seiner Fähre; und wenn der Abend herabstieg und die Sterne am Himmel funkelten, oder der Mond sich in den Fluten spiegelte, und die ferne Landschaft in süße Dämmerung verhüllt lag, da dachte er oftmals, daß die goldenen Prachtgemächer seines Bruders in den beschränkten Straßen der Stadt doch nichts wären gegen die Herrlichkeit, welche ihm zu schauen vergönnt.

Er dachte kaum mehr an ein Zusammentreffen mit seinem Bruder, als die Melker auf eine Herabsetzung des Fährgeldes nach dem Werder bestanden. Was sie dem alten Fährmann bewilligt, sei freiwillig gewesen.

Jetzt trat der Fährmann vor den Richter hin und überreichte ihm schweigend die Beweise, daß er ganz in seinem Rechte sei. Nun glaubte der Richter, es würde einen bösen Schein auf seine Unpartheilichkeit werfen, wenn er dem Bruder das Recht zuspräche und setzte des Fährmans Lohn auf die Hälfte herab. Da erbleichte der Jüngere, denn es trat vor seine Seele der Mangel und die Noth seines Weibes und seiner Kinder für die Zukunft, und rief im Fortgehn: „Solch' ungerechtes Gericht wird Dich auch im Tode nicht ruhen lassen."

Jetzt erkannte er, wie der falsche Schimmer der Gerechtigkeit ihn zu der größten Ungerechtigkeit verleitet gegen den eigenen Bruder. Er erhob sich, als wollte er demselben nacheilen; aber nach wenigen Schritten wurde sein Auge stier, die Wange leichen-

grau, und er sank zum Entsetzen aller Anwesenden todt zu Boden. Sein Weib war untröstlich und zog nach seiner Bestattung zu ihren Verwandten auf's Land, da ihre prächtige Wohnung keinen Reiz mehr für sie hatte. Es fand sich leicht ein Käufer zu dem schönen Hause; doch obgleich er es für wenig Geld erstanden, meinte er doch schon nach einigen Tagen, daß er es viel zu theuer bezahlt. Denn, wenn er aus dem Fenster des Prachtsaales schaute, stand Niemand anders hinter ihm, als der Geist des verstorbenen Richters, der ihm mit gramerfülltem Antlitz über die Schulter blickte. So zeigte sich derselbe unvermuthet in Küche und Keller, und alle Hausbewohner geriethen in Schreck. Da ließ man aus fernen Landen einen sehr gelehrten Kapuziner kommen; der trieb den Geist durch seine Beschwörungen dahin, wo er ihn haben wollte, und brachte ihn des Abends, trotz alles Widerstrebens, in den bereit gehaltenen Wagen. Dann ging es fort nach dem Osterthor, und aus der Kutsche ließ, gegenüber dem Rathhause eine schreckliche, durchs innerste Mark dringende Stimme zu dreien Malen die Mahnung ertönen: Richtet recht! Je mehr sie sich dem Osterthor näherten, je schwerer machte sich der Geist, denn er wollte ungern zur Stadt hinaus, bis die Pferde still standen. Aber der Kapuziner lächelte über solche vergebliche Widersetzlichkeit, ließ Vorspann kommen aus dem Marstall, und jetzt ging es in raschem Trabe zum Thor hinaus nach dem schwarzen Meer und nach der Pauliner Marsch. Dort wurde der Geist gebannt mit solchem

Bann, daß er nicht eher zurückkehren dürfe, als bis er den Sumpf mit einem Siebe erschöpft habe bis auf das letzte arme Tröpflein, und das grüne Gras auf der Weide gezählt bis auf den letzten Halm.

Dieser Auftrag mochte dem Geist zu trocken vorkommen; denn anstatt zu schöpfen und zu zählen, vertrieb er sich die Zeit mit andern Dingen. Er neckte und prügelte die Melkerknechte, die in früher Morgendämmerung die Weide betraten und lief wie ein frischer junger Kerl, wo sich ein hübsches Mädchen in der Ferne zeigte, so daß die ganze Paulinermarsch in Verruf kam und von Jedermann gemieden wurde.

Dem Verbannten war es jetzt auf der Wiese zu einsam, und nach der Stadt durfte er doch nicht wieder zurück, so lange nicht der Bann gelöst war. Also richtete er sein Trachten nach dem Werder, woher das Gelächter der Milchmädchen so lockend herüberscholl. Dem Fährmann fiel es nun freilich wohl auf, als er in der Morgendämmerung sein Schiff betrat, um die Melker überzusetzen, und unter ihnen eine herrlich gekleidete Gestalt erblickte, die abgewandten Gesichts ins Wasser sah; aber, erst als das Schiff drüben angekommen war, löste sich ihm das Räthsel. Denn so wie der Fährmann, der Sitte gemäß, ans Ufer trat, um der Reihe nach das Fährgeld in Empfang zu nehmen, raffte sich die Gestalt empor und schoß an ihm vorüber, indem sie mit heiserer Stimme rief: „Der letzte Mann bezahlt die Fähr.“ Da sprang der Schiffer entsetzt in seinen Kahn zurück, und Alle schrien, er möge sie nur in Gottes Namen wieder zurückführen. Denn der Fährmann hatte in des

Bruders verzerrtes Angesicht geschaut und den Uebrigen war das heisere Gelächter gar wohl bekannt. Drüben nun war es viel lustiger als auf der Marsch und der Verbannte vertrieb sich die schöne Sommerzeit mit den muntersten und gottlosesten Streichen. Aber als der Herbst kam, sehnte er sich wieder nach der Marsch, um zu versuchen, ob es ihm nicht in den langen Herbst- und Winternächten gelingen möchte, den Sumpf zu entleeren, die Halme zu zählen und seinen Bann zu lösen. Er rief also das Losungswort für den Fährmann, das weit hallende Hahl-awer; als aber der Gerufene sich näherte und den erkannte, der am Ufer stand, wandte er mit Grauen sein Fahrzeug zurück. Jener erhob späterhin wohl noch oftmals seine Stimme; aber dem Fährmann war der Ruf bekannt, und er ließ sich nicht täuschen, noch auch seine Kinder und keiner seiner Nachfolger; so muß der Verbannte, den man seines Rufs wegen den Hahl-awer nennt, drüben bleiben, so lange noch der Fisch im Wasser ist und der Vogel in der Luft. Zur Sommerszeit geht's; wenn aber erst die Kühe hereingetrieben sind, und der Herbst ist da, wo er nur die einsame Lerche hört, die sich beim Dämmerschein des Mondes mit leisem Schrei vom Boden erhebt, wenn er ihrem Lager zu nahe kommt; und der Winter mit seinen Gewässern, welche die Landschaft weit und breit überströmen, dann graut ihn, und noch heutiges Tags ziehen die Bewohner des Punkendeichs die Bettdecken fester, wenn in dunklen Winternächten vom Werder herüber voll Klage und Sehnsucht der Ruf hallt: Hahl-awer.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Subscribenten Verzeichniß.

Herr Abbehausen, C.
„ Abbes, C.
„ Abbes, G. W.
„ Abegg, G. L. Frau Wwe.
„ Achelis, Fr.
„ Achelpohl, C. L.
„ Achtermann, F.
„ Adami, J. H., Senator.
„ Ahlers, H. J.
„ Ahrend, J. Chr.
„ Ahrens, A. W. C.
„ Ahrens, C. H. F.
„ Albers, J. C. Frau Wwe.
„ Albers, J. G.
„ Albrecht, J. C., jun.
„ Aldefeld, C. G.
„ André, B.
„ Anhalt, J. G. Wwe.
„ Armbrecht, G.
„ Arndt, A. A.
„ Arndt, C.
„ Arnold, C. J., Doctor.
„ Arnold, Friedr.
„ d'Artenay, E.

Herr Aßmann, J. C.
„ Augener, H.
„ Bödecker, Reinh.
„ Bagelman, Gottfr.
„ Balke, Joh. Arn.
„ Bärentz, Siegfr.
„ Barkhausen, C., Doctor.
„ Bartel, J. P.
„ Bartels, J. C.
„ Bartels, W.
„ Bartholomaei, T. T.
„ Bartsch, H. W., Dr. Postdirector.
„ Bastian, Th.
„ Batenburg, Obstl., Frau.
„ Bätjer, A.
„ Batsche, Casp.
„ Bauer, Fr.
„ Bavendam, A.
„ Becker, C.
„ Begemann, C.
„ Behlmer, C.
„ Behrens, J. H.
„ Behrens, D.

Herr Behrens, Fried., in Schwachhausen.
„ Behrmann, H. G.
„ Bellois, C. B.
„ Benecke, C. L.
„ Berninghausen, J. P.
„ Betke, H. Fr.
„ Biede, A. W.
„ Biermann, A.
„ Bitter, F.
„ Block, C.
„ Block, H.
„ Blohm, N. D. H.
„ Blömer, F.
„ Blote, C. H.
„ Bluhm, J. H.
„ Blume, J. C. H.
„ Bock, F. W.
„ Bödeker, F. W.
„ Bödeker, J. Chr.
„ Bödeker, H. G.
„ Böhme, H. D.
„ Bohne, A. F.
„ Bohnhorst, J. H.
„ Bollmann, G.
„ Bölken, J. B.
„ Bolte, H. H.
„ Bomhof, W.
„ Bonhorst, P.
„ Borcherding, H.
„ Boreen, A.
„ Boschen, G.
„ Böse, H.
„ von Bossel, G. A.
„ Boyes, J. B.
„ Bramer, W.

Herr Brand, Otto, H.
„ Brand, W.
„ Brasch, D. J.
„ Braß, C.
„ Brebeck, D.
„ Bremermann, H. G.
„ Bremermann, H.
„ Breuls, H. Reg.-Secr. Doctor.
„ Brockmann, B.
„ Brockmann, H. F.
„ Bromberg, A.
„ Bröschen, S. H., Dr.
„ Brümmer, H. C.
„ Brüning, J. A.
„ Brunke.
„ Bruns, A. G.
„ Brunssen, H. A.
„ Brunssen, Arn.
Jungfr. Buchheister, Meta.
Herr Büchner, C.
„ Buchtenkirchen, A.
„ Bücking, Joh.
„ Budelmann, C. L.
„ Buddensieck, F. A.
„ Burgfried, J. H.
„ Burhorn, E. W.
„ Buscher, C.
„ Buschmann, J. D.
„ Buschmann, J. D. Wwe.
„ Buschmann, J. H.
„ Buschmann, J. H.
„ Büsing, H. Senator Dr.
„ Butze, G. A.
„ Caesar, G. Senator Dr.
„ Caesar, W. H. Consul.

Herr Callmeyer, J. H.
„ Cassebohm, J.
„ Cassebohm, J. H.
„ Cassebohm, Herm.
Frau Castendyk, Doctorin.
Herr Castens, G. H.
„ Claussen, J. C.
„ Claussen, J. H.
„ Cordes, D. H.
„ Cramer.
„ Dannemann, B. F.
„ Dauelsberg, H.
„ Dauelsberg, Nst.-Deich.
„ Deetjen & Comp., C.
„ Deetjen, J. Chr.
„ Deetjen, Chr.
„ Dehne, H. C.
„ Deichmann, C.
„ Deicke, A. H.
„ Delfenthal, J. H.
„ Delius, G.
„ Denker, A.
„ Deneys, G.
„ Detken, J. H.
„ Dieckelt, Fr. G.
„ Dieckmann, H. C.
„ Dierking, G. F.
„ Diesselhorst, Wilh.
„ Diesselhorst, jun.
„ Dietze, Th.
„ Dietrichs, W.
„ Dittmer, J. C.
„ Dittrich, L.
„ Dohrmann, J. H.
„ Dohrmann, T.
„ Dolder, Fr.

Herr Dolge, L.
„ Donandt, Ferd., Doctor.
„ Donop, Fr. A.
„ Doormann, J. C. H.
„ Dorgerloh, A.
„ Döscher, J. H.
„ Dreier, F. A.
„ Drewes, J. G.
„ Dreyer, J. G.
„ Dröge, J. Chr.
„ Droste, F. F., Senat. Dr.
„ Droste, H. F. F., Dr.
„ Duckwitz, A., Senator.
„ von Duisburg, C.
„ Dunkhase, H.
„ Dunzelmann, C. P.
„ Ebell, H. C. E.
„ Ebell, Louis.
„ Edler, F. W.
„ Eeg, C. A.
„ Egberts, Egb.
„ Egestorff, Frau Wwe.
„ Eggers, H. A.
„ Eggers, H. D.
„ Eggers, G. W.
„ Eggers, M.
„ Eggers, D.
„ Eggers & Franke.
„ Ehlebracht, J. H. H. C.
„ Ehrlicher, Frau Wwe.
„ Eichelmann, C. F.
„ Eickhoff, Frau Wittwe.
„ Eickhoff, Aug.
„ Eisenhardt, L. C. W.
„ Eitzen, H.
„ Elsing, F. A.

Herr Engelhardt, L.
„ Entholt, D.
„ Erckmann, L.
„ Ernsting, M.
„ Esdorn, H.
„ Eschenbach, Chr.
„ Eßmann, Heinr.
„ Eßmann, Wilh.
„ Etmer, Bernh.
„ Evermeyer, F. C.
„ Ewald, F. G.
„ Exter, H. W.
„ Faaß, Th.
„ Fahrtmann, J. H. W.
„ Falkenburg, J.
„ Fehrmann, W.
„ Feldhusen & Comp.
„ Fienemann, D. N.
„ Findorff, D. Fr. Oberl.
„ Finke, D. H.
„ Finke, Herm.
„ Finköter, G. F.
„ Fischer, Otto.
„ Flörken, D.
„ Focke, G. Ph.
„ Forquignon, Jos.
„ Förstner, H. L.
„ Fortriede, J. F.
„ Frahm, H. N.
„ Franke, J. W. Wwe.
„ Franke, H. G. B., Dompastor Dr.
„ Frerichs, C. H.
„ Frerichs, Jac., Pastor in Dyckhausen.
„ Frerichs, H.

Herr Frese, J. B. C.
„ Frese, Burch.
„ Frese, H. W.
„ Frese, Werner, jun.
„ Freyberg, C. F.
„ Freytag,
„ Fricke, J. F.
„ Fricke, Wilh.
„ Fritze, W. A., Senator.
„ Froböse, C. C.
„ Fuhrhoff, Gottfr.
„ Funk, C. A.
„ Gans, G.
„ Geerken, Joh.
„ Geerken, A. L.
„ Gehle, J. H. W.
„ Gehle, W., Doctor.
„ Genzel, F. M.
„ Gerischer, Wilh.
„ Gernandt, J. C.
„ Gesselmann, Joh.
„ Gerke, Chr.
„ Gevekoht, C. F.
„ Gevers, A. L.
„ Giebel, C. A.
„ Gieseke, J. H. C.
„ Gildemeister, C.
„ Giltenant, W.
„ Giroud, A.
„ Glade, H. F.
„ Glade, H.
„ Gloystein, J. H.
„ Gloystein, N. jun.
„ Gloystein, T. W.
„ Göbel, M. H.
„ Göbel, J. Fr.

Herr Geers, J. F.
„ Goosmann, Diedr.
„ Goosmann, D.
„ Goosmann, M.
„ Görrks, L.
„ Gotte, J. Fr.
„ Grabau, L.
„ Graff, C. F.
„ Gräven, P.
„ Gravenhorst, Fr. Älterm.
„ Grelle, M.
„ Grelle, G. P.
„ Greve, G. C.
„ Greve, Heinr.
„ Greve, W.
„ Greve, Carsten.
„ Grimm, H.
„ Grimm, L.
„ Grimm, F. W.
„ Grobrügge, W.
„ Grone, F. A. C.
„ Groppe, H. W.
„ Grotewold, C.
„ Gruner, C.
„ Grupe, G.
„ Gürtel, J. A.
„ Haar, A. H.
„ Haase, H. E., Älterm.
„ Haase, G. W.
„ Haase, J. M.
„ Hachez, J. Fr.
„ Hachez, Ph. Frau Wwe.
„ Häcker, J. Fr.
„ Hafers, G. E. sen.
„ Hagedorn, H.
„ Hagen, G. W.

Herr Hagen, J. B.
„ Hagen, P.
„ Hagens, J. H.
„ Hagens, J.
„ Hake, C. H.
„ Hake, G.
„ Hakemeier.
„ Halenbeck, Fr.
„ Hallmann, H. W.
„ Hammann, J. C. A.
„ Hansen, Diedr.
„ Harms, J. D.
„ Harmsen, D.
„ Hartmann, Conr.
„ Hartmann, Herm.
„ Hartwig, Aug.
„ Harves, Casten.
„ Häsehus, D.
„ Hasselbach, W.
„ Hasselmann, F. G.
„ Hasselmann, G. E.
„ Haupt, C. H.
„ Hauschildt, H.
„ Hauschwirth, J. F.
„ Hävecker, J. F. W.
„ Haverkamp, Fr.
„ Haverkamp, H. G.
„ Huder, J. G.
„ Hegerfeld, C. Fr.
„ Heidmann, J. P.
„ Heineken, G. A., Doctor.
„ Heineken, H. A.
„ Heineken, Phil., Doctor.
„ Heintzen, F. H.
„ Heitmann,
„ Helmken, J. D.

Herr Helms, Fr.
„ Hemmelmann, J. G.
„ Hemmelmann. J. G.
„ Hennecke.
„ Henecking, B.
„ Henschen, F. H.
„ Henzen, C. G.
„ Hertz, Joh.
„ Hespe, W. F. in Fehr.
„ Hesse, A. M.
„ Heuzenröder, E.
„ Heydenreich, A.
„ Heydenreich, J. D.
„ Heyn, C. P.
„ Hildebrandt, C. A.
„ Hildebrandt, A.
„ Hildebrandt, H.
„ Hilken, E.
„ Hilken, L.
„ Hillmann, H.
„ Himbeck, A. C. C.
„ Himberg, J. F.
„ Himmelmann.
„ Hindrichson, L.
„ Hinrichs, T. C.
„ Hitzfeld, Heinr.
„ Hobach, C. Chr.
„ Hoffmann, C. C.
„ Hoffschläger, C. G.
„ Hoffschläger, E.
„ Hogrefe, H.
„ Hohn, J. C.
„ Hohnhold, H.
„ Hollmann, C.
„ Hollmann, R.
„ von Holtz, J. Fr.

Herr Homann, C. W.
„ Homann, J. H.
„ Homburg, J. W.
„ Hoormann, H.
„ Horn, J. Gerh.
„ Höper, F. J.
„ Höper, W.
„ Hoppe, J. H. C.
„ Höfel, J. G.
„ Hotes, L.
„ Huber, J.
„ Hübner, C. W.
„ Huchting, H.
„ Huck, J. F.
„ Hüdepohl, H.
„ Hüffer, L.
„ Hüneke, J. F.
„ Hunicke, J. C.
„ Hunckel, G.
„ Hunneus.
„ v. Hunteln, J. G., Pol.-C.
„ Hüsing, H.
„ Hütting, Fr. W.
„ Jacky, J. Fr.
„ Jacobs, G.
„ Jacobsen, C.
„ Jansen, J. H.
„ Hansen, T.
„ Ibe, A. D.
„ Ibe, J. G.
„ Iken, G., Senator Dr.
„ Iken, J. F. W., Senator.
„ Iken, Past. in Vegesack.
„ Ilse, J. D.
„ Immoor, G. T.
„ Inneken, G.

Herr Jöntzen, H.
„ Jording, A. W.
„ Jost, J. F.
„ Jungk, J.
„ Jungnickel, J. C.
„ Kahle, Fr.
„ Kaiser, Hinr., Doctor.
„ Kaiser, Wilh., Lieutent.
„ Kalkmann, L. Fr. Consul.
„ Kasscbeer, J. F. G.
„ Kasten, J. C. F. Wwe.
„ Kastner, A. B. C.
„ Katenkamp, J. Fr. jun.
„ Kaufmann, J.
„ von Kaven, Andr.
„ Kehlbeck, J. H.
„ Keidel, H. W. L.
„ Kempermann, Arn.
„ Kempff.
„ Kettler, J. E.
„ Kettner, C. A.
„ Keutgen, F. W.
„ Kimm, J. Heinr. jun.
„ Kinder, H. T.
„ Kindt, G.
„ Kirchhoff, H. E. C.
„ Kirchhoff, H. Wwe.
„ Kirchner, J.
„ Kissner, Dan.
„ Kister, J. M.
„ Klaener, D. H.
„ Kläpper, J. D.
„ Klatte, G.
„ Kleemann, H.
„ Klier, F.
„ Klier, C.

Herr Klostermann, J. W.
„ Kniep, F. H.
„ Knigge, G. E.
„ Knigge, H. C.
„ Knoche, A.
„ Knoop, B.
„ Knoop, J. J. Wwe. in Vegesack.
„ Koch, A.
„ Koch, Chr. H.
„ Koch, H.
„ Koch, Joh.
„ Koch, J. D. Actuar in Vegesack.
„ Koch, Joh. D.
„ Koch, R.
„ Koch, W. L.
„ Kock, Bernhd.
„ Köhler, C. Fr.
„ Köhler, zum Strohm.
„ Kohlmann, J. Melch. Pastor im Horn.
„ Kohlmann, Reinh.
„ Köhnen, J. Fr.
„ Kolwey, J. D.
„ Köncken, M. H. jun.
„ Konze, J. C. L. in Woltmershausen.
„ Koop, Joh. Casp.
„ Koop, C. G.
„ Koop, G. Henry in New-York.
„ Köppen, C. L.
„ Korff, Aug.
„ Korff, H.
„ Kortkamp, C. L.

Jungfr. Koster, Meta Adelh.
Herr Kotzenberg.
„ Krauß, J. N.
„ Krauß, P. E.
„ Krebs, W.
„ Krell, Th.
„ Kremelberg, Fr.
„ Kreyenberg, Bernh.
„ Kriege, H. H.
„ Kriete, Gottw.
„ Krippendorff, C. G.
„ Kripphähne, J. F.
„ Krohne, J. C.
„ Krome, Theod.
„ Krudop, H.
„ Krudop, Chr.
„ Krüger, C. F.
„ Krüger, C. F.
„ Krüger, G. W.
„ Krüger, H. H.
„ Krull, F. H.
„ Krusbecker, J.
„ Kruse, J. Fr.
„ Kruse, Joh. Heinr.
„ Kühl, J. H.
„ Kuhlemann, C. L.
„ Kuhlenkamp, J. F.
„ Kuhlmann, J. P.
„ Kuhlmann, Aug.
„ Kuhlmann, F.
„ Kuhlmann, J. H.
„ Kuhlmann, Ph.
„ Kulenkampff in Vegesack.
„ Kunoth, J. D.
„ Kunst, A. H.
„ Kupsch, H.

Herr Küster.
„ Lagemann, A.
„ Lahmann, A.
„ Lahrs, H.
„ Lahusen, Th.
„ Lahusen, H. M.
„ Lameyer, J.
„ Lameyer, J. R.
„ Lammers.
„ Lampe, H. C. H. J. Dr.
„ Lampe, J. C. C.
„ Lange, A. F. F. G.
„ Lange, G.
„ Lange, G.
„ Lange, H.
„ Langenberg,
„ Lankenau, G. D.
„ Lanz.
„ de Laubell, A. L.
„ Lehmkuhl, J. F.
„ Lehnkering, D. H.
„ Leisewitz, F. R.
„ Leisewitz, F. H. C.
„ Lembcke, G. D.
„ Lemke, G. Fr.
„ von Lengerke, J. H.
„ Leonhardt, C. L.
„ Leußler, C. W.
„ Liemann, Joh. Wwe.
„ Lindewirth, C. F.
„ Linge, A. F.
„ Linkmeyer, C. A.
Jungfr. Lippmann, Marie.
Herr Lippold, Th.
„ Löbelein, A.
„ Löning, J. F. W. Älterm.

Herr Loose, C.
„ Loose, G. H.
„ Loose, Joh.
„ Lossow, A. W.
„ Lotze, J. Fr.
„ Löwenström, Jul.
„ von Lowtzow.
„ Lübbers, S.
„ Lüders.
„ Ludwig, Joh.
„ Lüerssen, Chr. Herm.
„ Lüerssen, G. D.
„ Lühmann, J. G.
„ Lühning, G. F.
„ Lühring, H. H.
„ Lüling, A. F.
„ Lüllmann, J. W.
„ Lürmann, Theod. Älterm.
„ Lutz, F. J.
„ Mählmann, Joh. Chr.
„ Mardfeld, B. H.
„ Mardfeld, H. G.
„ Marcks, H.
„ Martens, J.
Jungfr. Martens, Catharine.
Herr Marx, H. H.
„ Mayer, Andr.
„ Mecke, G. C. sen.
„ Mehrtens, L.
„ Meier, Gerh. Oberger. Secr. Dr.
„ Meinertzhagen, E.
„ Meinken, J. Ph.
Jungfr. Menking, Doris.
Herr Merrem, Joh. Fr.
„ Mertens, Chr. Fr.

Herr Messerer, Th.
„ Mester, Heinr. in Stuhr.
„ Mester, J.
„ Mester, J. H. C.
„ Meyerdirks, J. B.
„ Meyerdirks, M.
„ Meyerrieks, J. G.
„ Meyerrieks, J. A.
„ Meyer, Aug.
„ Meyer, Conr.
„ Meyer, Gerh. Ph.
„ Meyer, J. H.
„ Meyer, Gust. Ad., Cand. d. Theolog.
„ Meyer, Elard, Doctor.
„ Meyer, Gerh.
„ Meyer, J. F. W.
„ Meyer, C. L.
„ Meyer, C. F.
„ Meyer, F. A., Dr.
„ Meyer, C. W. P. Wwe.
„ Meyer, F. C.
„ Meyer, E.
„ Meyer, Henr. senr.
„ Meyer, J. Diedr.
„ Meyer, Joh. Herm.
„ Meyer, M.
„ Meyer, Gottfr. Wilh.
„ Meyer, H. C.
„ Meyer, Wilh. Dr.
„ Meyer, Jacob.
„ Meyer, J. J. Dan.
„ Meyer, F. W.
„ Meyer, G. A.
„ Meyer, M. C.
„ Meyer, C. H. A. Chirurg.

Herr Meyer, R.
„ Mielotz, H.
„ Miesegaes, C., Literat.
„ Milde, L. W.
„ Miltenberg, H. G.
„ von Minden. Georg.
„ Mählmann, G.
„ Mohr, Th.
„ Möhring, J. N.
„ Motz, Dieder.
„ Mühlberg, C. A.
„ Mühlenstedt, D.
„ Müller, Carl.
„ Müller, D., Chirurg.
„ Müller D.
„ Müller, Herm. Dan., Dr.
„ Müller, J. H.
„ Müller, Jul. Fried.
„ Müller, H., Baucommiss.
„ Müller, L.
„ Müller, Joh.
„ Müller, P.
„ Müller, C. D. L.
„ Müller, Lüder.
„ Müller, J.
„ Münder, Herm.
„ Münter, H.
„ Murdfeld, Wilh.
„ Muth, Chr. Frau Wwe.
„ Naber, Aug.
„ Neddermann, H. W. Ww.
„ Nettelhorst, C. A.
„ Neubourg, Ober-Postmst.
„ Neumann, D.
„ Neumann, H. L. Oberl.
Jungfr. Neustiel, C.

Herr Niemann, Ferd.
„ Niemeyer, Aug.
„ Niemeyer, G. H.
„ Nitschke.
„ Nobbe, G. F. W.
„ Nolte, J. W.
„ Noltenius, J. C., Dr. med.
„ Nordsiek, J. Fr.
„ Nuckel, Fr. W.
„ Oehr, Heinr.
„ Oelrichs, K. Th., Dr.
„ Oelrichs, J. D.
„ Oeser, G.
„ Oetjen, Alb.
„ Oetting, H.
„ Ohlmeyer, J. M.
„ Ohlmeyer, Jac.
„ Ohm, Joh.
„ Olbers, G. H., Senat. Dr.
„ Oltmanns, Dietr.
„ Onken, J.
„ Ortgies, H.
„ Osenbrück, F. W.
„ Osterloh, W. C.
„ Ostermann, C. C.
„ Otto, J. H
„ Otto, C.
„ Otto, H. C.
„ Pägel, J. H.
„ Pähle, H.
„ Pajeken, C.
„ Pandorf, C.
„ Panning, J. G.
„ Pansing, H. J.
„ Pantzer, J. P.
„ Pape, G.

Herr Papenhausen, L. F.
„ Papenhausen, W.
„ Parizot, J. N.
„ Pauls, J. P.
„ Pauls, J. H.
„ Pennmeyer, J. H.
„ Peters, J. H. sen.
„ Petersen, N.
„ Peyers, F.
„ Pfeiffer, J. F.
„ Pflüger, G. F.
„ Pieper, H. L.
„ Planck, C.
„ Plate, E. F., Doctor.
„ Plenge, J. C.
„ Plümer, H.
„ Plump, C. F.
„ Plump, Conr. Fr.
„ Poggenburg, J. H.
„ Polemann, W. G.
„ Polzin, J. E.
„ Poppe, C., Sohn.
„ Poppe, Werner.
„ Poppe, Chr., Ar. Sohn.
„ Poser, G. W.
„ Poser, F. A.
„ Poß, Heinr.
„ von Post, H. L., Dr.
„ Postels, J.
„ Pralle, H. H.
„ Rabba, G. C.
„ Rabba, Joh.
„ Rahe, Bernh.
„ Rathgen, H.
„ Rathgen, C. Wwe.
„ Ratien, Thom.

Herr Rauschelbach, C. F.
„ Rauschenberg, H.
Jungf. Rehlings, Meta.
Herr Reimann, C.
„ Reinken, J. R.
„ Reinken, R.
„ Reinken, R.
„ Reuter, H. C.
„ Reuter, J. H., Major.
„ Rickmers, P.
„ Riechers, J. H.
„ Riechmann, J. J.
„ Riedeburg & Comp.
„ Rieke, Ant.
„ Rieke, J. H.
„ Rietz, J. H.
„ Rippe, C. B., Stabs-Adj.
„ Ristenpart, A.
„ Ritter, F.
„ Rivola, A.
„ Robert, H. A. C.
„ Rocholl, B.
„ Rodowe, G. W.
„ Rogge, C. D.
„ Rohde, J. Fr.
„ Rohde, J. H.
„ Rohland, P.
„ Rolfs, H. C.
„ Ropers, J. H.
„ Rose, J. H.
Frau Rose, Wwe.
„ Rosenhagen, J. W.
„ Röfing, Joh.
„ Röfing, Johannes.
„ Röfing, G. H.
„ Roß, G. W.

Herr Rothe, Mor., Past. Dr.
„ Roux, J. P.
„ Rövekamp, Joh.
„ Rövekamp, G. H.
„ Rümken, C. G.
„ Rumpfsfeld, L.
„ Runge, J. H.
„ Runge, Herm. jun.
„ Runge, Joh.
„ Runken, C. G.
„ Ruperti, Fr.
„ Rüppel, Heinr.
„ Rust, J. H.
„ Rust, H.
„ Ruyter, J. L.
„ Sachse, Joh. Hein.
„ Saghorn, J. M.
„ Salzberger, C.
„ Sameck, P.
„ Sander, H.
„ Sander, L.
„ Sander, Conr.
„ Sanders, Fr.
„ Sanders, C.
„ Sanders, J. Wwe.
„ Sanders, C. H. G.
„ Sassenberg, J.
„ Sastedt, L.
„ Sauer, J. F., Consul.
„ Sauerberg, F. W.
„ Sauerberg, C.
„ Schachtebeck, H. G. Ww.
„ Schaer, Justus.
„ Schäfer, F. C.
„ Schaffer, Joh. H.
„ Scharoun, J. H.

Herr Schelle, H. C.
„ Schellhaß, C. C.
„ Schenk, J. W. B.
„ Scheuermann, F. W.
„ Schierenbeck, B.
„ Schierenbeck, C.
„ Schierenbeck, D. A.
„ Schierstein, D. H.
„ Schild, F. A., Dr.
„ Schinck, L.
Junfr. Schläger, Cathar.
Herr Schlichthorst, F.
„ Schlingemann.
„ Schlöndorf, C.
„ Schlöndorf, J. D. L.
„ Schmeisser, F.
„ Schmidt, C. F.
„ Schmidt, Chr. Hellw. Dr
„ Schmidt, H. G.
„ Schmidt, Joh. Fr.
„ Schmidt, J. H.
„ Scholle, J. G.
„ Schöne, C. G.
„ Schöne, J. C.
„ Schonheer, H.
„ Schorfmann, M.
„ Schöttler, C.
„ Schrader, Wilh.
„ Schramme, C.
„ Schrenker, Joh.
„ Schröder, C. G.
„ Schröder, H. H.
„ Schröder, C. D. Th.
„ Schröder, H.
„ Schröder, Chr.
„ Schröder, J. L.

Herr Schröder, C. F.
„ Schröter, L.
„ Schuldze, C. F.
„ Schuermann, F. W.
„ Schultz, C.
„ Schultz, H. L.
„ Schulze, Wilh. Fr. Sohn.
„ Schulze, H.
„ Schultze, Dan., Dr.
„ Schultzen, D.
„ Schumacher, G., Dr.
„ Schumacher, G. H., Dr.
„ Schumacher, B., Polizei-Commissair.
„ Schumacher, Gebr.
„ Schumacher, Heinr.
„ Schumann, Heinr.
„ Schünemann, Gust.
„ Schütte, D., Hofr. Dr.
„ Schütte, F. W.
„ Schütte, C. G., Dr.
„ Schütte, Herm.
„ Schütte, Theobald.
„ Schütte, J. L.
„ Schwartzkopf, A.
„ Schwedovius.
„ Schweers, G.
„ Schweers, in Horn.
„ Schwertfeger, J. F.
„ Schwiering, C. P.
„ Seegers, F.
„ Seekamp, F. L.
„ Seekamp, W.
„ Segelken, Joh.
„ Segnitz, E.
„ Seidler, J. G.

Herr Selling, G. H.
„ Sellmann, D.
„ Sellmann, C.
„ Sengstack, A. F. J.
„ Sengstack, H. C.
„ Severin, J. C.
„ Siedenburg, H.
„ Siedenburg, Mart. Journalist.
„ Siedenburg, R.
„ Siedenburg, W.
„ Sieffen, G. J.
„ Siemers, J. H.
„ Silkenstädt, B. A.
„ Silkenstädt, J.
„ Smidt, J. H. W., Synd. Doctor.
„ Smit, J. H.
„ Soest, Th.
„ Sonnenberg, C. in Oldenburg.
„ Spatz, C.
„ Specht, F.
„ Sperber, W.
„ Spiegelberg, N. C.
„ Spilker, J. H.
„ Spohler, Arn., Wwe.
„ Spohler, C. W.
„ Spreen, F. W., Wwe.
„ Stadtlander, J. D.
„ Stamann, C.
„ Stange, D. F.
„ Stauckmann, H. W.
„ Steengrafe, A.
„ Steenken, Dan.
„ Steenken, J. D.

Herr Stegmann, H. D.
„ Steil, J. Fr.
„ Steinforth, H.
„ Steinkuhler, J. H. W.
„ Steinvorth.
„ Steitz, W. B.
„ Stephan.
„ Stockmeyer.
„ Stolz, C. A.
„ Stöve, H. H.
„ Stövesandt, Joh.
„ Stoye, J. D.
„ Strohm, H. G., Consul.
„ Strormann, J. C., Wwe.
„ Strothoff, H. G.
„ Strudthoff, W.
„ Struve, Theod.
„ Stubmann.
„ Stucke, A.
„ Stucken, D. P.
„ Stüring, G. H.
„ Sturm, C. F.
„ Sturm, Heinr.
„ Stute, J. C., Wwe.
Jungfr. Suck, Geschwister.
Frau Suling, Alb., Wwe.
Herr Sympher, G.
„ Talla, Diedr.
„ Tebelmann, C. F.
„ Tedtsen, R.
„ Tegeler, D., jun.
„ Tegtmeyer, A.
„ Thielebeule, C. Fr.
„ Thiemann, J. P. in Woltmershausen.
„ Thiermann, S. L.
Herr Thieß, J. C. F.
„ Thorspecken, Jac.
„ Thulesius, J. E., Doctor.
„ Thun, H. L.
„ Tidemann, S. Herm., Dr.
„ Tidemann, J., Älterm.
„ Tiemann, D., Wwe.
„ Tiersch, C. G., Älterm.
„ Tietjen, C. Chr.
„ Timpe.
„ Tirre, W.
„ Todts, J. G.
„ Tögel, H. W.
„ Tölken, J. L., Dr.
„ Tölken, G. H.
„ Tölken, Gerh.
„ Tölken, J. H., Wwe.
„ Tons, J. H.
„ Trapp, J. G.
„ Traufeld.
„ Treseler, J. H.
„ Treviranus, G. G., Pastor prim.
„ Trewendt, Theod.
„ Uhrbach, A. L.
„ Unverzagt, Aug.
„ Vagt, Franz.
„ Vaßmer, C. H. L.
„ Vaßmer, J. G.
„ Vautier, Th.
„ Vietor, J. C.
„ Vogel, Fr.
„ Vogeler, C.
„ Vogeler, Otto G.
„ Vogeler, Rud.
„ Vogeler, D. R.

Herr Vogeley, E. R.
„ Voget, H. W.
„ Vogt, G. L.
„ Vohne, Alb.
„ Voigt, Fr. in Oldenburg.
„ Voigt, C. G.
„ Voßmeyer, H.
„ Wachsmuth, W. L.
„ Wacker, H. A.
„ Wagener, H.
„ Wagner, F. G.
„ Wallmann, Doctor in Burgdamm.
„ Wagenfehr.
„ Waltjen, C.
„ Waltjen, F. B.
„ Waltjen, Heinr.
„ Waltjen, B. H.
„ Waltemath, J. F. C.
„ Warnecken, C.
„ Warnken, H.
„ Watermeyer, F. W.
„ Watermeyer, H. D., Dr.
„ Wätjen, C. H.
„ Wätjen, J.
„ Weber, W. E., Prof. Doctor.
„ Weber, C.
„ Weber, Georg.
„ Wedekind, A. W.
„ Wedemeyer, M. W.
„ Wedermann, H.
„ Weingart, J. D.
„ Weiß, C.
„ Weiß, F. B.
„ Wentzel, H.

Herr Wentzel, J.
„ Werhahn.
„ Werner, F.
„ Werpup, J. D., Frau Wittwe.
„ Wespe, J. H.
„ Wessels, H., Frau Wwe.
„ Wessels, J. G.
„ Wessels, C. F.
„ Westhoff, F. Th.
„ Westphalen, Cand. theol.
„ Wetzel, J.
„ Weyhusen, H.
„ Wichelhausen, F. J.
„ Wichelmann, J. C.
„ Wicke, J. F. W.
„ Widau, H.
„ Widmann, Jul., Dr.
„ Wiechers, J. H. G.
„ Wiechers, J. C.
„ Wiechmann, J. G.
„ Wiechmann, Aug.
„ Wiehe, C.
„ Wigger, H. H.
„ Wilders, H.
„ Wilhelmi, Conr.
„ Wilhelmi, F.
„ Wilhelmi, S. G., Dr.
„ Wilken, P. J., Lieuten.
„ Wilkening, J. H.
„ Wilkens, Fr.
„ Wilkens, Georg.
„ Wilkens, H.
„ Wilmans, P. B.
„ Winkler.
„ Winter, A.

Bayerische Staatsbibliothek München

Herr Wintermann, C.
„ Wintzer, C.
„ Witte, J. C.
„ Woerdemann, B. W.
„ Wohlers, H.
„ Wolff, G. A.
„ Wolff, N.
„ Wolff, Peter.
„ Wolpmann, L.

Herr Wöltjen, G. L.
„ Wortmann, C.
„ Wrieden, L. C.
„ Wulff, J. H.
„ Wultzen, N.
„ Wurtmann, J. H.
„ Ziegler, J. D.
„ Ziesenitz, F. C.
„ Zitting, Herm.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Buchbinderei
Theo Storfin
8260 Altn

Wagenfeld, Friedrich, 1810-1846

Bremen's Volkssagen

Bd.: 1

Bremen [1845]

Germ.sp. 503 ms-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10021967-6